

Rosen-Monate
heiliger Frauen.

Gebrudt bei R. F. Hering u. Comp. in Stuttgart.



Rosen-Monate

heiliger Frauen.

Wilhelm Löhe,
lutherischer Pfarrer.

Stuttgart, 1860.

Verlag von S. G. Liesching.



V o r w o r t.

An die Leserin.

Im zweiten Theile meines Hausbuches findest du, liebe Tochter, ein Calendarium sanctorum, ein Verzeichniß der Gedenktage und Namen von Heiligen, welche in der Kirche früherer Zeiten Anerkennung und Geltung gefunden haben. Da nun aber diese Namen größtentheils unbekannt geworden sind, und doch in der neuesten Zeit ihr Gedächtniß auch in der protestantischen Kirche wieder mehr emporkommt und hervorgehoben wird; so wollte auch ich, im engeren Anschluß an den zweiten Theil meines Hausbuches, das Meine thun, um Lesern und Leserinnen meiner Zeit zu dienen und das Gedächtniß der hingeschiedenen Heiligen fruchtbar zu machen. Ich faßte den Vorsatz, an Beispielen zu zeigen, wie wohl

diesjenigen, welche mein Hausbuch gebrauchen, thun würden, wenn sie sich das Namenverzeichnis heiliger Menschen reizen ließen, die Personen, welche diese Namen tragen, etwas genauer kennen zu lernen. — Allerdings kann man sagen, daß ich meinen Zweck nur desto gewisser erreicht haben würde, wenn ich mich nicht darauf beschränkt hätte, nur Frauennamen zu erklären. Während ich von den in diesem Buche enthaltenen Lebensläufen einen nach dem andern schrieb, machte sich mir selbst oft genug bemerklich, wie viele Aehnlichkeit zwischen ihnen ist, wie viel größer und mannigfaltiger die Lebensläufe der männlichen Heiligen sind, wie viel reicher und mannigfaltiger sich daher auch der Inhalt dieses Büchleins gestaltet haben würde, wenn ich sechzig Lebensläufe von Männern und Frauen, nicht von Frauen allein erzählt hätte. Der allgemeine Zweck jedoch, welchen ich bei diesem Buche hatte, wurde durch einen zweiten specielleren beherrscht, der mir es nicht erlaubte, den Inhalt anders zu ordnen, als er geordnet ist.

Es erscheint nemlich diese Schrift zunächst zum Besten des Diakonissenhauses Neuendettelsau und des von demselben neuerbauten Betsaales, und wie sie



also durch die Interessen einer weiblichen Genossenschaft veranlaßt ist, so sollte sie sich auch hauptsächlich an das weibliche Geschlecht wenden und gewissermaßen selbst weibliche Natur anziehen, indem sie lauter weibliche Lebensläufe darböte. Es stand nicht im Vermögen des Erzählers, seinen Erzählungen auch diejenige Form des Gedankens und des Wortes zu geben, durch welche sie geeignet sein könnten, sich dem weiblichen Gemüthe recht innig anzuschließen; aber wenn es ihm möglich gewesen wäre, würde es auch in seinem Zwecke und in seinem Willen gelegen haben. Jedenfalls aber ist die Schrift doch ganz dem weiblichen Geschlechte gewidmet, und der Erzähler hätte es beinahe auf den Titel geschrieben, wie sehr er wünscht, daß die einzelnen Lebensläufe von Frauen und Jungfrauen am stillen Morgen, etwa vor oder nach dem Frühstück, ehe man zur täglichen Arbeit greift, gelesen würden. „Morgenlektionen für Frauen und Jungfrauen“ — so hätte er fast den ersten Titel erweitert.

Der erste Titel heißt „Rosenmonate heiliger Frauen.“ Die Erwähnung der Rosen sollte nach Meinung des Erzählers andeuten, daß die Lebensläufe der heiligen Frauen duftig sind wie Rosen



VIII

und den Geruch eines heiligen und himmlischen Lebens auch jetzt noch verbreiten. Monatrosen dürfte man sie nicht vergleichen, da sie schon so viele Jahrhunderte blühen und duften. Rosenmonat heiliger Frauen wollte ich das Büchlein benennen, weil ich ursprünglich nur die Absicht hatte, dreißig der größten Lebensläufe zu geben, also Lektionen für einen Monat, oder kurzweg Einen Rosenmonat heiliger Frauen. Im Verlauf der Arbeit schien es mir, als würde das Büchlein mehr Nutzen bringen, wenn möglichst alle weiblichen Kalendernamen abgehandelt würden: es könnte dann, meinte ich, eine jede Christin, die nicht einen ganz besonderen, vom Brauch der Christenheit abweichenden Namen bekommen hat, unter ihrem eigenen Namen in dem Büchlein ein Beispiel himmlischer Liebe und Treue finden, in welchem sie sich spiegeln könnte. Dennoch finden sich nun nicht alle weiblichen Kalendernamen berücksichtigt, sondern nur sechzig, jedenfalls die große Mehrzahl der in meinem Hausbuch aufgeführten weiblichen Kalendernamen, aber doch nicht geradezu alle. Von manchen ist die Nachricht, welche wir haben, entweder gar zu dürftig, oder allzu sagenhaft, und einige, ganz wenige ließ ich am Ende doch auch aus anderen Gründen weg,



zumal ich dann gerade sechzig, also Rosenmonate heiliger Frauen, nemlich zwei, bekam.

Es wäre nicht unmöglich, daß irgend eine Leserin, die im Buche blättert, es mißbehaglich bei Seite legte, weil lauter Lebensläufe der älteren Zeiten erzählt werden. Zwar weiß ich nun wohl, und freue mich auch dessen von Herzen, daß die neuere Zeit, auch die protestantische Kirche, nicht minder ihre heiligen Frauen hat; ich kenne und schätze auch die Lebensformen, welche ich an den heiligen Frauen der protestantischen Confessionen kennen lernte; wenn ich bei den Frauen der alten Zeit die Gewalt und Macht bewundere, vermöge deren sie ihrer Herr wurden, Leiber und Seelen auf schmaler Bahn führten, so freue ich mich deshalb nicht weniger der Lieblichkeit und frischen Freudigkeit, die ich an manchen Lebensläufen protestantischer Frauen habe kennen lernen; ich wünschte den Unterschied der Zeiten mit Wahrheit so ausdrücken zu dürfen, daß die Heiligung der älteren Christen und Christinnen mehr in Werken eines durch Liebe zu Jesu gestählten Willens, die der neueren mehr in Früchten und mühelosen Erzeugnissen eines vom Evangelium durchdrungenen Geistes erscheine. Allein bei alledem mußte ich

mich in dieser Schrift doch begnügen, nur Frauenbilder der älteren Zeit vorzuführen, weil meine Absicht war, den herkömmlichen Kalender zu erläutern und zu befruchten, und in dem herkömmlichen Kalender nun einmal bis jetzt keine Namen der neueren Zeit aufgenommen sind und sein können. So abgeklärt hat sich unser geschichtliches Urtheil noch lange nicht, daß wir einig werden könnten, welche Namen der neueren Zeit in ein Heiligenverzeichnis gehörten, welche nicht. Es kann sich einstweilen jede Confession, jede Richtung, jede Gegend und jede Gemeinde ihre eigenen Diptycha anlegen; aber erst die Zukunft kann zeigen, welche Sterne dauerndes, unvergängliches, den ganzen Kirchenhimmel durchstrahlendes Licht haben werden.

Die Leserin merkt wohl, daß ich die vorausstehenden Sätze in einem apologetischen Stile geschrieben habe, d. h. in einem Tone, welcher sich auch in den Lebensläufen selbst oftmals vernehmen läßt. Freunde, welche manche von den Lebensläufen lasen, während sie entstanden, wünschten gerade diesen Ton weg, welchen doch ich selbst nicht einmal vermeiden wollte. Wer das Leben alter oder mittelalterlicher Christen zu schreiben sich unterfängt, der

braucht in der That nicht schon im Geruche eines romanisirenden Christenthums zu stehen, um volkends in den Ruf des Papismus zu kommen. Luther, Hieronymus Weller, Georg Major, Porta, Hondorff, Rabus u. s. w., selbst August Hermann Francke, neuerer protestantischer Schriftsteller zu geschweigen, haben sich zwar mit denselbigem Heiligenleben befaßt, wie ich, ohne mißverstanden zu werden. Allein der heutige Protestantismus ist in vielem Betracht engherziger und abschüssiger, als der früherer Zeiten, und was die Lutheraner unserer Tage anlangt, so sind oft gerade von ihnen manche einem herben, ja fanatischen Geist ergeben, dem nicht blos nichts dran liegt, Gnaden Spuren bei anderen, die ihrer eigenen Confession nicht zugehören, aufzusuchen, sondern die es auch nur mit Mißtrauen und Mißbilligung ansehen können, wenn andere unverholten Wohlgefallen und Freude darüber zu erkennen geben, daß der Herr auch außerhalb der lutherischen Kirche Geist und Gabe verliehen hat und noch verleiht. Da ich nun das in der That oft genug selbst erfahren habe und täglich erfahre, so bin ich, obwohl seit längerer Zeit ein Vorgänger und Vorkämpfer anderer auf der lutherisch confessionellen Bahn, doch immer und immer

genöthigt, mich apologetisch und defensiv auszudrücken. Es wäre mir lieber, wenn ich nicht dazu veranlaßt wäre; aber ich kann es mit gutem Gewissen thun, da ich jetzt noch wie früher ein getreuer Anhänger der symbolisch lutherischen Sätze bin, und nur nicht mehr zu denen gehöre, welche die symbolischen Sätze und die dogmatischen Erläuterungen derselben, wie sie sich im 16. und 17. Jahrhundert finden, verwechseln und beide für gleich richtig und wichtig halten.

Ich habe dies gerade hier zu wiederholen, da ich sehr häufig mit den vorhandenen protestantischen Schriften über den Heiligenkalender mich nicht benügen konnte, sondern Arbeiten, wie die von Ruinart, von Butler u. dgl. zu Rathe ziehen mußte. Ich finde in der That auch manche römisch-katholische Schriften nicht unkritischer, als die protestantische Litteratur; im Gegentheil ist es mir hie und da einmal vorgekommen, wie wenn eine protestantische Darstellung von Heiligenleben legendenhafter und weniger nüchtern gehalten wäre, als einige von mir gebrauchte Bücher der römischen Kirche.

Was nun meine eigene Arbeit betrifft, so fällt es mir nicht ein, ihr irgend ein Verdienst beizu-

maßen. Ich habe mit prüfendem Verstande mancherlei gelesen, und wiedererzählt, was mir wichtig und merkwürdig erschien. Das ist alles, was ich mir zuschreiben kann, und mehr war für meinen Zweck nicht einmal nöthig. Wer etwas anders sucht, als die Erzählung und einfache Würdigung dessen, was auf dem Gebiete der Kalenderlitteratur jedermann zugänglich vorliegt, der wird gewis nicht befriedigt werden. Dies ganze Büchlein kann an seiner Stirne als Motto die bekannten Worte tragen: *relata refero*, d. h. ich berichte, was ich gelesen habe. Vielleicht bereitet es dennoch mancher Leserin einen Theil von dem Vergnügen, welches ich bei den Erzählungen meiner Gewährsleute gefunden habe.

Damit hätte ich vielleicht gesagt, was zum Vorwort nöthig ist. Doch möchte ich schließlich noch eine Eintheilung und Classification der Lebensläufe dieses Büchleins erwähnen. Eine große Anzahl besteht nemlich aus solchen, die in die Zeit der großen Verfolgungen der ersten Jahrhunderte gehören; die andern gehören in ruhigere Tage, während welcher die äußern Verfolgungen schweigen, und daher die inneren Erfahrungen und die Liebesthätigkeit nach außen hin zu großer Ausbildung und Bedeutung ge-

langen. Die Lebensläufe der ersteren Classe scheinen uns mehr anzugehören, als die späteren; wer für Christum leidet und stirbt, der ist unmissverständlich; das Blut des Martyriums mildert selbst in solchen Dingen das Urtheil der Nachwelt, in Anbetracht welcher man gegen Menschen, die nicht Märtyrer wurden, sehr scharf zu sein pflegt. Die zweite Classe von Lebensläufen, in welchen die mittelalterliche Ascetik vor unser betrachtendes Auge tritt, ist uns fremder: wir haben mehr zu überwinden, und wenn wir die bekannten selbsterwählten Wege der Heiligung fast allenthalben wiederfinden, so gibt das eine Monotonie, die uns widerwärtiger ist, als jene, welche wir in den Märtyrerprozessen der ersten Classe immer und immer wieder finden. Trotz dieser großen Verschiedenheit finden wir jedoch auch wieder zwischen beiden Classen tiefe und innere Einheit. Nicht bloß erstrecken sich die Pfade der selbsterwählten Heiligung weit hinauf in die ersten Jahrhunderte und bis in die Tage der Märtyrer und Bekenner unter den römischen Kaisern, sondern es erstreckt sich auch umgekehrt von jenen uralten Zeiten bis tief ins Mittelalter herein ein Strom des Glaubens und der Liebe zu Jesu Christo, den man durchaus nicht verleugnen oder gar ableugnen darf,

weil er sich durch so viele fremdartige, ja wohl auch giftige und verwerfliche Pflanzen und Gewächse dahin drängen muß. Möchte das Letztere insonderheit von allen Leserinnen auch in meinen armen Erzählungen gefunden werden! Und möchten sie, Bekennerinnen einer reineren Lehre, welche nie genug zu schätzen sein wird, an Glaubens- und Liebeskraft niemals hinter den heiligen Frauen der alten Zeit zurückbleiben, sondern sich angemahnt und aufgefördert fühlen, denselben Weg bei hellerem Lichte desto lauterer und treuer zu wandeln, und äußerlich wie innerlich so zu leben, daß man an ihnen das Bild des Menschensohnes wiederfinden könne, der, gleich entfernt von den Verkehrtheiten früherer und jetziger Tage, je und je allen hätte Maß und Beispiel geben sollen und können zur Vermeidung der Fehler von jeglicher Art.

Diesem, unserm Herrn, in Deßen Glanze alle Sterne leuchten, die an Seinem Kirchenhimmel glühen, und vor welchem sie, als vor ihrer Sonne, alle erbleichen, sei allein die Ehre! Zu Ihm, zu Seiner Anbetung und heiligen Nachfolge, so wie zu Seinem göttlichen Frieden soll uns die Bekanntschaft mit allen Heiligen hier und dort leiten. Nicht von Ihm weg, sondern zu Ihm hin möge uns jeder Tag von diesen

Rosenmonaten mit lieblichen und starken Händen leiten. Das ist der Wunsch des geringen Erzählers, der zwar von allen Heiligen, die Christo angehören, so wenig einen vermissen möchte, als der ewig gute Hirte eines Seiner Schafe missen kann, der aber, wenn es darauf ankäme, gewis lieber alle Heiligen als das Eine Herz entbehren möchte, das für uns am Kreuz gebrochen ist. Gelobt sei Er Selber, daß wir Ihn und alle die zusammen behalten dürfen und sollen, die ihre Kleider in Seinem Blute gewaschen und helle gemacht haben!

Geschrieben am 23. November 1859.

Alphabetisches Namensverzeichnis.

	Seite
Adelheid	361
Afra	233
Agape, Chionia, Irene	99
Agatha	62
Agnes	1
Anastasia	253
Apollonia	38
Athanasia	249
Barbara	343
Beatrix	229
Blandina	174
Brigitta	289
Christiana	357
Christina	224
Clara	242
Crescentia	184
Didymus und Theodora	124
Dorothea	25
Elisabeth	328

XVIII

	Seite
Emerentiana	10
Eulalia	48
Euphemia	264
Euphrasia	78
Euphrosyna	44
Felicitas und ihre Söhne	193
Gertrud	91
Hedwig	318
Helena	166
Hildegard	268
Iba	120
Juliana	53
Katharina	339
Kunigunda	56
Lioba	284
Marcellina	204
Margaretha	201
Maria aus Egypten	110
Mathildis	83
Monika	135
Obilia	348
Olympias	374
Paula	13
Pelagia	298
Perpetua und Felicitas	66
Petronilla	172

XIX

	Seite
Potamiäna	187
Pudentiana	163
Pulcheria	259
Nadegundiſ	209
Regina	257
Richardis	273
Rufina	221
Scholastica	40
Sophia und ihre Töchter	147
Symphorosa und ihre Söhne	214
Thekla	278
Theodosia	96
Theodotus und die sieben Jungfrauen	150
Theresia	305
Walburgis	131



I.

21. Januar.

A g n e s,

Jungfrau, Märtyrin.

Es gibt seit der Reformationszeit viele, denen schon eine Erinnerung an die Märtyrer und Heiligen der ersten Jahrhunderte als ein Zeichen des Pöbismus und des Aberglaubens gilt. Dazu erscheinen ihnen alle Geschichten der alten Heiligen nicht Legenden, das ist Lesestücke, sondern Lügen zu sein, weil sich an manche Heiligengeschichte Sage und Fabel angehängt hat. Doch pflegt man hie und da auch einmal einen Namen gelten zu lassen, und unter diesen dürfte sich der der heiligen Agnes finden, von welcher die Kirchenväter mit übereinstimmender Ehrerbietung reden und welche Prudentius, ein Fürst unter den christlichen Dichtern, besungen hat. Und doch war diese Agnes ein Kind von erst dreizehn Jahren; ein so kurzes Leben reichte hin, sie zu einem Lichte für ferne Zeiten zu machen. Was dies Kind gesagt, gethan, gelitten, ist weit und breit bekannt worden

und hat sie bis auf diese Stunde zu einem Liebling vieler Menschen gemacht. Agnes heißt sie und dieser Name bringt sie in eine Verwandtschaft mit der Lammesart, denn Agnus heißt ja ein Lamm; man malt sie auch gerne mit einem Lamme, anzudeuten, daß sie ein unschuldiges Lämmlein des Lammes Gottes gewesen sei. Als die Dreizehnjährige einmal von der Schule heimgieng, sah sie der Sohn des Stadtpräfecten Symphronius. Ihre Anmuth und Schönheit erweckte in ihm den Gedanken, den auch viele andere Jünglinge von Rom gefaßt hatten, daß er sich keine bessere Gemahlin wünschen könnte. Allein er so wenig wie andere gewann die Gunst des zarten Mädchens, sie hatte für ihn wie für alle ein würdiges Nein, an welchem sich aber gerade die brünstige Begier des Freiers entzünden konnte. Der Vater des jungen Mannes hörte mit Vergnügen, daß Agnes den Freiern immer die Antwort gebe, „sie sei schon verlobt,“ und daß dies Verlöbniß ein geistliches mit Christo sei. Von dieser Thorheit glaubte er sie heilen zu können; allein er irrte sich in seiner Macht. So wenig Agnes von den Lockungen ihrer Freier angezogen wurde, eben so wenig erschraf sie vor den Drohungen und vor den Zurüstungen der Marter-

werkzeuge, die man vor ihren Augen vornahm. Ihre Seele war in Wahrheit Christo verlobt, und flammte in bräutlicher Liebe zu ihrem HErrn; von dieser Liebe aber steht geschrieben, daß sie stark sei wie der Tod. Das brennende Feuer, die eisernen Krallen, die Folterbank, alles sah sie mit Heiterkeit an und wartete nur darauf, daß man sie den Peinigungen übergäbe, ja sie äußerte unverhohlene Freude, für ihren Herrn leiden zu dürfen. Man schleppte sie zu den Götzen und wollte sie zwingen, denselben ein Rauchopfer zu thun; da hob sie die Hand, aber nicht um Weihrauch zu streuen, sondern sie machte das Zeichen des Kreuzes. Da diese zarte junge Braut des HErrn einen so unüberwindlichen Widerstand leistete, bedrohte man sie, ihre Keuschheit in einem Buhlhause preiszugeben; sie antwortete fest: „Jesus Christus sei zu eifersüchtig auf die Reinheit seiner Bräute, als daß er ihnen ihre Keuschheit rauben ließe.“ „Mein Blut kannst du vergießen, sagte sie, aber meinen Leib, der Christo geweiht ist, wirst du nicht entweihen können.“ Der ungerechte Richter führte seine Drohung aus, der HErr aber that, was Agnes glaubte; ihr Leib war sicher, wunderbare Veranstaltungen des göttlichen Schutzes erzählt das

Alterthum. Ehrfurcht habe auch ausgeschämte Buben ergriffen, der unverschämteste von allen, der ihr zu nahen suchte, sei von Gott getroffen dahingestürzt in den Tod. Es sei der Sohn des Richters selbst gewesen. Doch sei dieser auf das Gebet der Jungfrau wieder lebendig worden und zwar doppelt lebendig, denn ein neues Leben aus Gott habe ihn durchdrungen, er sei der Erbe der Gesinnungen der heiligen Agnes geworden, und auf diese Weise habe die Gnade die Sünde überwogen. Ihr selbst wurde jedoch auch durch diese Wunder der tödliche Haß ihrer Feinde nicht entwendet. Auf den Scheiterhaufen geworfen wurde sie von den Flammen nicht angegriffen, wohl aber hörte man die Stimme der Jungfrau, die Gott bei aller Todeslust dennoch für dieses rettende Wunder preisen konnte. Als sie nun zur Enthauptung verdammt wurde, versuchte der Scherge noch einmal, sie auf andere Gedanken zu bringen. Sie hatte aber im Angesicht des Schwertes die alte Antwort, die nemlich, daß sie ihrem hochgelobten ewigen Bräutigam nimmermehr die Treue breche. Darauf betete sie kurz und neigte ihr Haupt zum Todesstreiche. Unzählige Thränen der Umstehenden floßen, als das zarte Mägdlein, eine Erbin unermess-

licher irdischer Güter, umwallt von leuchtender Schönheit, mit Ketten beladen, sehnsuchtsvoll den Todesstreich empfieng, welches geschah am Tage, von dem wir reden, während der Diocletianischen Verfolgung im Jahre 304 oder 305. — Die lutherische Kirche besitzt ein altes Marterbuch, geschrieben von Doktor Hieronymus Weller, einem Schüler Martin Luthers, der einmal bei Tische zu ihm gesagt hatte: „Domine Hieronyme, ihr habt einen sehr bösen Geist, der euch plagt und ansieht, gleichwie auch ich und Magister Philipp Melancthon und Doktor Caspar Creuziger auch haben.“ Doktor Hieronymus solle, setzte Luther dazu, zu seiner Erquickung die Historien etlicher vornehmer Märtyrer vor sich nehmen, sie ansehen, lesen, auslegen und erklären. Das that er denn auch in dem genannten Buche, welches im Jahre 1700 neu mit einer schönen Vorrede A. H. Francke's erschien. In diesem Buche findet man auch mit sichtlichem Wohlgefallen die Geschichte der heiligen Agnes erzählt, und weil es denn dem jetzigen Geschlechte gut ist, eine Heiligengeschichte aus der Feder eines Freundes Luthers zu vernehmen, so haben wir in der Anmerkung unten die Passionsgeschichte der heiligen Agnes noch einmal aus Weller's Hand gegeben, sonderlich um

der Erzählung willen ihres herrlichen Gebetes, damit sie den wüsten Jüngling zum doppelten Leben erweckte. Wer das liest, der achte darauf, und die jungen zarten Mägdlein Christi mögen sich dabei ein Wörtchen in ihre Seele sagen lassen, oder sich es selber sagen, dies nemlich: „Sieh hier an einem leuchtenden Beispiel, zu welcher Verklärung und Kraft des Glaubens und der Liebe auch die frühe weibliche Tugend gelangen kann, wenn sie sich völlig dem Bräutigam Christo ergibt.“

* „Agnes ist eine römische und keusche Jungfrau gewesen, von ehrlichen christlichen Eltern geboren, und wegen des Herrn Christi im 13. Jahre ihres Alters gestorben, oder (wie der heilige Bischof Ambrosius von ihr saget) hat den Tod verloren und das Leben überkommen. Denn, als sie auf eine Zeit des Statthalters Sohn sahe aus der Schulen gehen, hat er sie alsobald liebgewonnen, daß er aus Liebe krank worden ist. Als aber sein Vater der Krankheit Ursach von den Aerzten erfahren, hat er Agneten für sich gefordert, sie mit Bitte und ernstern Worten, seinen Sohn zu ehelichen, überreden und bewegen wollen, welches sie abgeschlagen, in Ansehung, daß sie ohne Verletzung ihres Gewissens und ohne ihrer Seelen Heil und Seligkeit solches nicht thun und einen Heiden zur Ehe nehmen könnte. Dadurch Symphronius dermaßen über sie erbittert, daß er ihr

befohlen, sie sollte entweder neben anderen heidnischen Jungfrauen der Göttin Vesta opfern, oder in ein gemein Frauenhaus gehen. Darauf sie geantwortet, sie könne dieser beiden fürgeschlagenen Befehlen keinem nachkommen, sintemal ihr vom ewigen, lebendigen und wahren Gott, dem sie diene, ein Engel, so auf sie beschieden ihre Zucht und Ehre zu beschützen, zugegeben sei. Derowegen sie alsbald nackend und bloß in ein gemein Frauenhaus öffentlich geführt. Darob denn des Symphronii Sohn nicht eine kleine Freude empfangen, denn er sich ungesäumt mit seiner Gesellschaft in das Haus, seinen bösen Willen mit ihr zu verbringen, verfüget, und erstlich seine Gefellen zu ihr hineingeschicket, welche die Agnetem mit einem hellen Glanz und klarem Lichte umgeben, und zu Gott mit rechter und herzlicher Andacht betend gefunden, und ob diesem Spektakel sich so heftig entsatzt haben, daß sie schleunig umgekehret und zum Hause hinaus wiederum gegangen sind. Als sie aber der Jüngling, des Symphronii Sohn, so erschrocken und bestürzt sahe, höhnet und verspottet er sie, als verzagte, so keine Mannes- Herzen hätten, und prellet also redend zur Jungfrau hinein; wie er sie aber anrühren wollen, ist er des jählichen Todes gestorben und zu Boden gefallen. Seine Gefellen aber, so auf ihn warteten und ob dem langen Verzug, daß er nicht wieder zu ihnen herauskam, ein Mißfallen trugen, ermaunten sich und giengen in der Jungfrauen Gemach, funden ihn auf der Erden todt liegen, huben an zu schreien und dermaßen zu wehklagen, daß ein sehr groß

Zugelaufe von jedermann dahin und mancherlei Neben gehöret ward, denn etliche Agnetem für eine Zauberin, etliche aber für eine heilige, gottselige und unschuldige Jungfrau hielten.“

„Symphronius aber fragte Agnetem, aus was Ursach sein Sohn so plötzlich gestorben wäre? Darauf sie geantwortet, daß sein Sohn vom Engel, so auf sie beschieden, und ihr zu einem Hüter zugegeben, geschlagen wäre, darum, daß er ihren Gott, auf den sie sich verließ, der sie auch beschützte, beleidiget und sich an ihm vergriffen hätte. Symphronius, da er das hörte, sprach, er wollte der Agnetem nicht eher glauben, daß sie keine Zauberin wäre, sie verschaffte denn, daß sein Sohn wieder lebendig würde. Darauf antwortete sie und sprach: „Wiewol ich solches von Gott, meinem HErrn, zu erlangen, ganz unwürdig bin, mein Glaube auch dies vom HErrn zu überkommen nicht verdienet; jedoch bieweil es jetzt die Zeit erfordert, daß die Kraft meines lieben HErrn Jesu Christi, so in den Schwachen stark ist, geoffenbaret und erkannt werde, will ich deinem Befehl nachkommen;“ hieß sie allesammt von ihr hinausgehen, fiel auf ihre Knie, hub ihre Hände mit weinenden Augen gen Himmel und betet mit ganzem Ernst. Da sie also betet, erschien ihr der Engel des HErrn, ermahnet und tröstete die betrubte und weinende Agnetem und machte den todtten Jüngling wieder lebendig, welcher, da er vom Tode auferweckt, alsbald mit heller Stimme anfieng zu sagen: „Allein der einige Gott, so Himmel und Erden und das Meer regieret, welchen die Christen bekennen, ehren und

anbeten, ist der rechte und wahrhaftige Gott; die anderen Götter überall, so von den Heiden geehret und angebetet werden, sind nichtige und erdichtete Götter, so weder ihnen selbst noch anderen helfen können.“ Auf diese des Jünglings Rede ein großes Zulaufen ward, daß es nicht viel fehlet, es wäre in der Stadt eine Empörung worden. Denn die Wahrsager und heidnische Priester sürgaben, der todtte Jüngling wäre mit Zauberei wieder lebendig gemacht, die andern aber schrieen laut und sprachen, dieses Wunderwerk wäre von Gott geschehen. Furcht sich Symphronius der Statthalter, er möchte, wenn er Agnetem ungestraft ließe, verdammt und vertrieben werden, gieng er davon und befahl Agnetem seinem Stadtvogte. Der wollte sie verbrennen; da er aber sahe, daß das Feuer ihr nicht schadete, sie auch nicht umbringen wollte; ließ er sie den Henker mit einem Schwert erstechen. Hat also die Krone der Ehren bekommen, ruhet nun im HErrn Christo ihrem Bräutigam. Ihre Eltern aber haben den todtten Körper ihrer lieben Tochter ganz ehrlich zur Erden bestattet und begraben den 21. Tag Januarii nach Christi Geburt, im 309. Jahre.“





II.

23. Januar.

Emerentiana, Jungfrau, Märtyrin.

Unter den Heiligen, die im Kalender an und aufgeführt werden, gibt es Familien, und zwar ebensowohl leibliche, als geistliche, obwohl in diesem Falle auch die leiblichen geistliche werden. Wir werden auf diesen Punkt in diesen Blättern vielleicht noch ein und das andere Mal zu reden kommen. Um jedoch zu zeigen, was wir meinen, können wir gleich auf Agnes und Emerentiana weisen. Emerentiana war eine Milchschwester der heiligen Agnes; sie war aber auch ihre Glaubensschwester und ihre Leidensschwester. So wenig man von ihr weiß, ist dennoch die Wissenschaft, die wir haben, so groß, daß wir den Namen Emerentiana gerne an den Namen Agnes ketten und ihrer zwei Tage nach dem Gedächtnistage der frommen Agnes am 23ten Januar gedenken. Emerentiana war noch unter den Catechumenen, als die heilige Agnes starb; also noch nicht getauft; aber ihr



Glaube und ihre Liebe zu Christo waren bereits so groß, daß sie sich mit lauter Stimme wider all die Ungerechtigkeiten aussprach, die den Christen von den Götzendienern auferlegt wurden. Dies geschah am Grabe der heiligen Agnes, und hier, am liebsten Orte, den sie vielleicht hatte, ärtete sie gleich den Lohn, den die Welt — und den Christus den muthigen Bekennern seines Namens gibt. Die wüthende Menge überschüttete sie mit einem Regen von Steinen, Jesus aber taufte sie in ihrem Blute und reichte ihr die Palme der Blutzengen, und wie diejenige, welche einst den Herrn mit Narden salbte, durch Christi Fügung immerwährendes Gedächtnis fand, so hat Emerentiana, die verborgene Magd, deren vielleicht sonst kein Mensch gedacht haben würde, Liebe und Ehre unter den Nationen des Abendlandes gefunden; wie man der heiligen Agnes nicht vergißt, so vergißt man auch ihrer Milch- und Glaubensschwester nicht und sagt von ihr wie von Agnes: „Schauet ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach.“ Manche Lebensläufe füllen dicke Bücher; ein Lebenslauf wie der der heiligen Emerentiana, ein Glaube und eine Liebe, wie die ihren und das Blut ihrer Todeswunden wiegt in den Augen des Herrn

unzählige Lebensläufe auf. Sei, liebe Leserinnen, euer Ende selig und herrlich wie ihres, so mag es schmerzreich und schrecklich sein in gleichem Maße: man bringt zu einem solchen Ziele mit Freuden auch durch große Schmerzen und den Hohn der Welt hindurch.





III.

26. Januar.

Paula,

Wittwe zu Rom.

Wenn wir die Geschichte der makkabäischen Mutter mit ihren Söhnen oder ähnliche Geschichten des Neuen Testaments lesen, so werden wir von Hochachtung, ja von Bewunderung ergriffen, den Glauben und die Liebe zu Christo größer und mächtiger zu finden, als die natürliche Mutterliebe. Was aber wirst du o Leserin zu der Geschichte sagen, die ich dir nunmehr vorzutragen habe? Du wirst eine Mutter sehen von einer überaus zärtlichen Liebe zu ihren Kindern, eine Mutter, der kein Tyrann die Kinder wegnimmt, die sie aber freiwillig verläßt und in eine ferne weite Einsamkeit geht — freiwillig, rein von dem Gedanken getrieben, daß sie sich von alle dem losmachen müsse, was ihr in dieser Welt theuer sei, um allein Jesu Christo zu dienen, nur von Seiner Liebe zu leben. Die makkabäische Mutter und ihresgleichen verehren wir



und finden uns ihnen gegenüber klein ; dagegen befremdet uns ein Benehmen wie das der Wittve P a u l a von Rom, und weit entfernt, die Geisteskraft und die edle Begier einer Seele, die sich aller Dinge entschlägt, um Christum zu gewinnen, anzuerkennen und zu ehren, finden wir uns vielmehr in der Gefahr, den Geschmac auch für das zu verlieren, was in dem Leben der heiligen P a u l a unzweifelhaft groß und schön ist. Wir sind durch die Reformation belehrt, daß das natürliche Leben mit allem was es hat, nicht in Gegensatz zu dem geistlichen Leben zu stellen sei, sondern vielmehr durch das geistliche Leben geheiligt und verklärt werden müsse, und finden es der heiligen Schrift und dem Beispiel Jesu ganz ähnlich gesprochen, wenn unsere symbolischen Bücher behaupten, es sei keine Vollkommenheit, Weib, Kind und zeitlichen Beruf zu verlassen, und in die Einsamkeit zu gehen. Wen Gott einsam macht, ihm die Seinen nimmt, ihn für den zeitlichen Beruf untüchtig werden läßt, der hat einen göttlichen Beruf, sich in der Aufgabe alles Zeitlichen zu üben ; wer aber durch Gottes Fügung Familie und einen zeitlichen Beruf hat, der hat die andere Aufgabe, dem HErrn in der Familie und im irdischen Beruf zu dienen ; auch hier gilt,

was geschrieben ist: „ein jeder bleibe in dem, darin er berufen ist.“ So sicher wir nun das wissen, so gewis würden wir aber doch den Weg des Hochmuths betreten, wenn wir Jüngerinnen wie die heilige Paula um des Irrwegs willen, den sie sich erwählten, und zwar nach großen Beispielen erwählten, gering schätzen und an ihnen theilnahmslos wie an fremden vorübergehen wollten. Es ist wahr, daß unsere Zeit und wir in ihr nicht an den Fehlern leiden, an welchen das Zeitalter der heiligen Paula und spätere gelitten haben; aber wir leiden an anderen Fehlern und Gebrechen, welche in der That nicht geringer sind, als die der früheren Zeiten. Hat man früher das Geistliche in Gegensatz zum Leiblichen gestellt, und sich in der Abtödung des Fleisches, welche doch in einem gewissen Maße von dem heiligen Geiste gefordert wird, mehr geübt, als in der Durchbringung des leiblichen Lebens durch das geistliche; so ist es im Gegentheile unser Fehler, die Seele durch Hingabe ans Zeitliche und Irdische zu verweichlichen und anstatt unsern Leib verklären zu lassen, vielmehr ohne alle Rücksicht auf unsere geistlichen Bedürfnisse in den Tag hinein und so zu leben, daß zwischen uns und Heiden kaum ein weiterer Unterschied gefunden werden kann, als der

hohe Name, und das Bekenntnis, welche wir im Schilde führen. Wollen wir daher trotz unserer Mängel und Gebrechen für Christen gehalten werden; so wird es auch gut sein, wenn wir andere behandeln, wie wir behandelt sein wollen, und eine Zeit, für deren Fehler wir sogar zu klein sind, nicht verachten, weil wir ohne alles eigene Verdienst und Würdigkeit in dem oder jenem Stücke den Willen Gottes deutlicher erkennen. „Alles ist euer“, spricht der heilige Paulus; so haben wir also auch ein Unrecht an, eben damit aber auch eine Pflicht gegen die, die zwar ihrer Zeiten Weise an sich tragen, wie wir die der unsern, uns aber dennoch in ebendemselben Glauben, welchen wir bekennen, und in der Liebe zu Christo, die auch von uns gefordert wird, so sehr übertreffen.

Paula ist eine Tochter ausgezeichneter und edler Eltern, geboren zu Rom am 5ten Mai 347. Der Glanz hoher Ahnen, z. B. von mütterlicher Seite der Scipionen und der Gracchen, vereinigte sich bei ihr mit einer Fülle großer Anlagen und mit einem Reichthum an zeitlichen Gütern, wie er selten zu finden ist. Aufgewachsen unter den glücklichsten Umständen, welche sie finden konnte, wurde Paula die

Gemahlin eines ihr nach Leib und Seele ebenbürtigen Mannes, Namens Torotius, und durch ihn Mutter von vier Töchtern und einem Sohne. Sie und ihr Gatte waren Christen, deren Wandel die römische Gemeinde erbaute: zu der Summe aller Erdenfreuden kamen bei ihnen die Freuden der Religion. Der Herr aber, der da wohl weiß, was Seinen Kindern nützt, und wie selten einmal ein Mensch bloß unter dem Sonnenschein von außen und innen gedeiht, hatte seine Jüngerin Paula auf den Gipfel ihres Glückes geführt, um sie dann andere Wege betreten zu lassen, auf denen sie den Beweis finden konnte, daß alles Glück der Erde eitel, und der Friede und die Vollendung der Seele von demselben unabhängig auch in denjenigen Zuständen gedeihen könne, welche die Menschen Unglück nennen. Der Mensch, welcher in immerwährendem Erdenglück lebt, bleibt selten unangesteckt von Wohlgefallen und Lust dieser Welt; unvermerkt findet er sich eingeladen, von der Burg des Christentums Verbindungsbrücken zu bauen hinüber zu den Gebieten der Christo fremden Bevölkerung und Bündnisse wenigstens mit denen zu schließen, welche, wenn auch nicht Christen, doch in irgend einem Sinne edel genannt werden

können. So mag auch Paula die glückliche Römerin von 22 Jahren in mancherlei Gefahr ihrer Seele gewesen sein, als ihr der Herr den trauten Gemahl durch den Tod von der Seite nahm. Was ein solches Schicksal auf ein junges glückliches Weib für eine Einwirkung hervorbringt, können wir alle Tage erleben, selten aber werden wir im Gefolge herber Wittwentage diejenige Veränderung finden, welche an der heiligen Paula wahrgenommen werden kann. Schien sie zuvor zum Genuße des Lebens wie geschaffen, so war von nun an ihr ganzes Leben wenigstens nach der einen Seite hin in das Wort „entsagen“ zusammengefaßt. Die vornehme, verwöhnte und verweichlichte Frau ließ auf die zwei und zwanzig Jahre, welche den ersten Theil ihres Lebens ausmachen, einen zweiten Theil von sieben und dreißig Jahren folgen, während welcher sie die Abtödung ihres Fleisches und aller sinnlichen Begier sich zum zeitlichen Berufe erwählte und damit versuchte, ihren ewigen Beruf und ihre Erwählung fest zu machen. Ihre Lebensweise, ihre Kost und Kleidung, ihre Wohnung, ihr Schlafgemach, ihr Umgang, alles zeigte, daß sie sich der freiwilligen Armuth ergeben hatte und ihr zeitliches Gut nur zur Milde-

rung fremden Glends anzuwenden bemüht war. Sie hatte ja fünf Kinder, und konnte sich so gut wie andere einbilden, daß sie ihr Vermögen in deren Interesse verwalten und vermehren müsse. Aber von diesem Gedanken war sie völlig frei geworden, sie glaubte ihren Kindern keine reichere Erbschaft hinterlassen zu können, als wenn sie sich nach den Worten des Erlösers durch Wohlthat an den Armen Schätze im Himmel sammelte.

Indes wuchsen ihre Kinder heran und sie verheirathete ihre älteste Tochter Blöfilla. Was aber geschah? Nach zwei Monaten wurde Blöfilla Wittwe. Die junge Wittwe faßte den Entschluß, ihrer Mutter in der Benützung der Wittwenschaft nachzufolgen, sich ganz dem Christenthume und dem Dienste Jesu hinzugeben. Da schien die Mutter die Tochter durch herbes Schicksal aufs neue gefunden zu haben, um mit ihr vereinigt den Weg der Entsagung und Gottseligkeit zu gehen. Das aber war beiden nicht beschieden. Blöfilla bekam den Ruf in die ewige Heimath, ehe sie recht zur Ausföhrung ihrer Vorsätze schreiten konnte, und Paula gieng ihren Weg allein. So hatte der Herr nach der Weisheit gethan, die er oftmalß ausübt: er verwundet

die Seinen, wo es ihnen am wehesten thut. Hieronymus, Paula's Freund, hatte viel zu thun, bis er sie getröstet hatte. Im Jahre 397 verlor Paula ihre zweite Tochter Paulina, welche an den heiligen Pamachius verheirathet war.

Während der mancherlei Lebenserfahrungen, welche Paula machte, war sie heimgesucht von dem heiligen Geiste, und drang mehr und mehr in die süße Heimlichkeit eines von der Welt abgetrennten gottverlobten Lebens ein. Immer unerträglich wurde ihr der Lärm der Hauptstadt, sie sehnte sich nach einer völligen äußerlichen Abgeschiedenheit und nach einem Orte, wo sie nichts mehr in ihrer innern Sammlung stören möchte. Zwar graute ihr allerdings vor dem Gedanken, ihre Kinder zu verlassen, da gerade sie mit einem größeren Grade mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit begabt war, als andere. Es war ihr, als sollte sie sich das Herz aus der Brust reißen, aber so war sie eben geführt, so gesinnt, so gewillt; für ihre Kinder schien in anderer Weise ganz wohl gesorgt werden zu können, während ihre eigene innere Vollendung ein völliges Absterben zu erfordern schien. So folgte sie denn ihrem Triebe, gab allem den Abschied und schiffte sich ein

nach dem heiligen Lande, um bei ihrem Führer Hieronymus in Bethlehem sich niederzulassen. Noch einen harten Strauß gab es zu überwinden, den Abschied von den heißgeliebten Angehörigen, die ihrerseits mit aller Zärtlichkeit an der verehrten Mutter hiengen. Da streckte der junge Sohn Torotius unter lautem bitterem Weinen seine Hände nach der scheidenden Mutter aus, andere stimmten wie im Chore in sein Jammergeschrei ein, sie aber wandte ihre Augen vom Gestade ab und kehrte sie dem Himmel zu und dem Erlöser, welchem sie dies Opfer zu ihrer eigenen Vollendung glaubte darbringen zu müssen.

Sie reiste dahin; wohin sie kam, wurde sie mit der Aufmerksamkeit und Ehrerbietung empfangen, die ihrem Stande gebührte. Sie aber, die Matrone, war nicht mehr die weichliche Römerin, die einst von ihren Sklaven in Sänften getragen wurde, sondern sie wallte mit eigenen Füßen in mühseliger Entbehrung von Ort zu Ort. Sie kam nach Cypem zu ihrem Freunde, dem Bischof Epiphanius in Salamis, sie besuchte die Zellen der Einsiedler in Aegypten, in Syrien, alle Orte, die in der Geschichte des Reiches Gottes merkwürdig geworden waren. Der Statthalter von Jerusalem ließ ihr einen

köstlichen Palast zur Wohnung richten, sie aber mochte am wenigsten in dieser Stadt, in welcher ihr HErr und Heiland für sein müdes Haupt keine andere Stätte finden konnte als die eigne Brust, nach der Weise ihrer Väter ruhen. Andachtsvoll besuchte sie alle heiligen Stätten, durchreiste das ganze Land, um alle Spuren Jesu aufzusuchen und zu ehren, vertheilte allenthalben zu Seinem Preise reiche Almosen und war selbst mit dem Geringsten und Mindesten zufrieden. Zuletzt wählte sie sich mit ihrer Tochter Custodium, die sie begleitete und nie verließ, zu Bethlehem eine arme Wohnung und übergab sich der Führung des heiligen Hieronymus. Sie baute ein Kenodochium auf dem Wege nach Jerusalem, ein Mannskloster und drei Frauenklöster. Sie baute Kirchen, aber so groß war ihre Liebe zur Armut, daß sie auch an den Gotteshäusern lieber die Armut sah, als den Schmuck und die Zier, der anderen sonst Gleichgesinnten im Hause des HErrn so wohl gefiel. Die Frauenklöster, welche sie gestiftet hatte, regierte sie selbst, so jedoch, daß sie mehr eine Dienerin, als eine Regentin aller zu sein schien.

Während sie auf diese Weise in Gottesdienst und im Dienste anderer zwanzig Jahre in Bethlehem zu-

brachte, war sie für ihre Angehörigen und ihren Sohn Torotius in Rom keineswegs todt. Dieser lebte zu Rom mit seiner Gattin Läta, der Tochter eines heidnischen Priesters, welcher durch das junge Ehepaar den Weg zu Christo fand, ein Leben zu Christi Ehren, wie seine Mutter in Bethlehem, und gieng an seinem Ort den Weg des HErrn, wie sie an ihrem. — Voll Verlangens, mit dem HErrn ewig vereinigt zu werden, starb Paula am 26ten Januar 404. Bischöfe trugen sie auf ihren Schultern in die Kirche, andere führten die Leiche mit Psalmengesang, andere folgten mit Fackeln und Kerzen. In der Kirche der Höhle von Bethlehem setzte man sie am 28ten Januar bei. Für ihren Nachruhm und ihr Gedächtnis sorgte einer, der dazu vorzugsweise befähigt war, der Kirchenvater Hieronymus. Die Freude an diesem Lebenslaufe einer heiligen Dienerin Jesu durchzog die ganze Kirche und ihre Zeiten, und so sehr sich auch bei uns Licht und Zeit geändert hat, werden doch auch wir immerfort die heilige Kraft einer Seele ehren und bewundern, die ähnlich wie Elisabeth von Thüringen im Glück der Jugend und im herben Leid der reiferen Jahre wie eine edle Pflanze unter Sonnenschein und Regen zum ewigen Leben gedieh und

am Ende ihres Lebens den Eindruck zurückließ, daß sie nur Eine Passion hatte, vor welcher alle anderen zurückweichen und ersterben mußten, nemlich die Liebe zu Jesu.





IV.

6. Februar.

Dorothea, Jungfrau, Märtyrin.

Auch dieser Name gehört einer Person, die ebenso gewis historisch ist, als der hohe Gedanke ihres Lebens von der Nachwelt fagenhaft ausgebildet wurde. Es wird demjenigen, der in unserer Zeit von solchen Personen reden oder schreiben will, kaum gelingen, allezeit die Grenze zwischen Sage und Geschichte richtig einzuhalten, zumal die wunderbare Welt des ersten Christenlebens von unserem jetzt gewöhnlichen Leben und Wandel so verschieden ist, daß man nicht bloß in die Versuchung kommen kann, Sage für Wahrheit, sondern auch Wahrheit für Sage zu halten. Daher verzichten auch wir gerne auf Unfehlbarkeit rücksichtlich der oben benannten Grenze und bescheiden uns, namentlich von der heiligen Dorothea, nur wieder zu erzählen, was von anderen am übereinstimmendsten über ihr Leben,



Leiden und Sterben berichtet wird, obwohl wir auch da im einzelnen zuweilen keine Sicherheit finden, sondern genöthigt sein werden, Einer Meinung zu folgen.

Dorothea war eine Tochter edler Eltern und lebte zu Cäsarea in Cappadocien. Ihre Jugend und Schönheit, dazu ihre Bildung und Zucht leuchteten in ihrer Wohnstadt wie ein Licht und zogen auch die Augen des Statthalters Sapritius bei seiner Anwesenheit in Cäsarea auf sich. Sie wurde vor ihn gerufen und es entspann sich ein eingehendes Gespräch über den Glauben. Wie es die Sitte römischer Statthalter war, bot Sapritius alle geistigen Mittel und Ermahnungen auf, die ihm zu Gebote standen, um die Jungfrau wandend zu machen; allein hier konnte kein Heide auf diesem Wege die Aufgabe des Statthalters lösen.

„Glaube mir, sagte Dorothea im Bezug auf die Heroen und andere vergötterte Menschen, daß mich nichts dahin bringen wird, den verlorren Geistern zu opfern, welche in diesen eitlen Menschen gewohnt haben. Wie diese lebten, ist schändlich zu sagen, und ihr Tod geschah wie der der unvernünftigen Thiere, weil auch sie im Leben die Idee Desjenigen nicht erkannten, der alleine

Himmel und Erde und Meer und alles, was drinnen ist, erschaffen hat. Ihre Seelen, die ihr unter verschiedenen Bildern anbetet, sind zur Qual eines ewigen Feuers verdammt, in welches auch alle diejenigen wandern werden, die Gögendienst mit ihnen treiben und ihren Schöpfer verleugnen.“ Die Standhaftigkeit dieser Gesinnung verursachte den Statthalter zu den strengsten Maßregeln vorwärts zu schreiten und die Jungfrau foltern zu lassen. Allein sie war nicht bloß darauf vorbereitet, sondern es gieng ihr zu langsam, und sie sprach daher dem Sapritius zu, vorwärts zu eilen, damit sie bald zur Anschauung Desjenigen gelangen möchte, dem zu Liebe sie keine Qual und keinen Tod scheue. Da sie zur Rechenschaft gezogen wurde, wer der sei, begann sie von Christo entzückte Reden zu führen, welche den Heiden eitel Thorheit scheinen mußten. „Er ladet uns zum Paradiese seiner Wonne ein; da prangen die Gärten allezeit in köstlichen Früchten, da leuchten immerzu die Lilien im blendenden Schmucke, da blühen die Rosen, die Fluhen grünen, die Berge sind lustig zu schauen, die Hügel prangen, süße Quellen erquicken und die Seelen der Heiligen genießen in Christo Jesu selbige Wonne.“ Solch süßes märchen-

haftes Schwagen glaubte Sapritius überwinden zu können. Es war gelungen, zwei Schwestern, Christe und Kallista, abfällig zu machen, und diesen also übergab der Statthalter die bisher standhafte Jungfrau mit dem Auftrage, sie zurecht zu bringen. Ueber eine Weile ließ er alle drei wieder zu sich kommen, in der Hoffnung, daß nun Dorothea gleichfalls anderen Sinnes würde geworden sein; allein die Sache war umgekehrt. Dorotheens feurige Worte hatten die beiden zur Reue gebracht und sie antworteten auf die hastigen Fragen des Statthalters mit dem Bekenntnis ihrer Sünde und dem Entschluß, fortan Christo Treue zu halten. Sapritius zerriß seine Kleider vor Grimm und drohte den beiden, sie rücklings zusammenbinden und mit einander in einen Kessel werfen zu lassen, sie zu verbrennen, falls sie nicht augenblicklich den Göttern opferten. Die beiden erduldeten auch wirklich vor den Augen Dorotheens den bitteren Tod, und diese, ungeschreckt von diesem Anblick, sprach ihren Schwestern bis zum Verschneiden ermutigend zu. Darauf folterte man sie selbst, aber mitten in der Qual leuchtete aus ihrem Angesicht eine unaussprechliche Freude, welche den Wütherich bewog, ihr mit

Fäusten ins Gesicht zu schlagen und sie an den Seiten mit Fackeln zu brennen. Alles umsonst, so daß nichts übrig blieb, als ihr das Todesurtheil zu sprechen. Dorothea vernahm es mit Freuden und rief aus: „O Du Freund der Seelen, wie danke ich Dir, daß Du mich des Paradieses und Deiner seligen Gemeinschaft würdigst.“ Theophilus, ein Anwalt oder Schreiber, welcher beim Verhör vor dem Statthalter Dorotheens entzückte Worte von den Früchten und Blumen des Paradieses gehört hatte, bat sie auf dem Wege zur Stadt hinaus höhnisch um die Gunst, daß sie ihm doch auch einige von den schönen Rosen und Äpfeln schicken möchte, die sie im Garten ihres Liebsten pflücken wollte. Ernstlich versprach sie zu thun, was er höhrend begehrt hatte, und er verlachte sie. Als Dorothea auf dem Richtplatz niederkniete und betete, da sah sie ein Knäblein vor sich stehen, welches der Jungfrau in einem Schweißstuche drei Rosen und drei Äpfel bot. „Ach, sagte Dorothea, bring doch diese Rosen und Äpfel dem Theophilus.“ Darauf empfahl sie ihre Seele dem HErrn, empfing den Schwertstreich und gelangte zum Anschauen ihres himmlischen Bräutigams — am 6ten Februar 288 oder 300.

Theophilus hingegen war mit seinen Freunden beisammen und erzählte ihnen vom Versprechen Dorotheens; da tritt das Knäblein herein, winkt ihm auf die Seite zu treten und spricht: „Hier schickt dir Dorothea aus dem Paradiese ihres Liebsten drei Rosen und Äpfel.“ Während Theophilus die Rosen und Äpfel anstaunte, ward das Knäblein nicht mehr gefunden, Theophilus aber fühlte sich zum Bekenntnis Christi des wahren Gottes hingerißen und versicherte nun seine Freunde, der Glaube an ihn sei keine Täuschung. „In ganz Cappadocien, rief er, herrscht jetzt strenge winterliche Kälte, kein grünes Reis ist im Lande zu finden: wo sollen die Rosen und Äpfel herkommen? Ich spottete der Dorothea als einer Närrin und verlangte Rosen aus dem Garten ihres Bräutigams, da bringt mir ein Knäblein, so klein, daß ich dachte, es könne nicht einmal reden, mit holden Worten diese Rosen und Äpfel und ist dann meinen Augen entrückt: kann es etwas anderes gewesen sein, als ein Engel Gottes?“ Umsonst waren die Reden der Freunde, die Bemühungen, die Drohungen, die Foltern, die Krallen und Fackeln des Statthalters. „Christus, Du Sohn Gottes, Dich bekenne ich; führe

mich in die Zahl Deiner Heiligen.“ Das waren die Reden des eben so jungen als starken Kämpfers Christi, bis er frohlockend sein Haupt dem Schwertstreich darbot. — So gieng Dorothea begleitet von Dreien heim zum Empfang der Ehrenkrone, und die Kirche konnte seitdem nicht vergeßen, was sie gesagt, erfahren und gelitten, und ihre Künstler bilden bis zu dieser Stunde die anmuthige Blutzugin Jesu nicht bloß mit Schwert und Palme, sondern mit den verlachten Rosen und Aepfeln ab, mit dem Rosenkranz um das Haupt, dem Rosenzweig in der Hand.

Urtheile, was du willst, du wirst doch, nachdem du es gelesen, Dorotheen nicht mehr vergeßen können und nicht leugnen dürfen, daß sie hatte, um was du thränend singst und betest: „Glauben als wenn ich Dich sehe, flöße mir mein Heiland ein.“ Mögest du glauben können, wie die roßige Dorothea, Seelen gewinnen, wie sie, und wie sie den Himmel gewinnen.

M. Conrad Porta, derselbe, welcher das Pastorale Lutheri herausgegeben hat, sagt in seinem Jungfrauen Spiegel 1580:

„Mein lieber Gott mich geben hat,
 Drum reimt sich mein Nam mit der That;*
 Daß ich beständig blieben bin,
 Und auf Christum gestorben bin:
 Ist auch ein lauter Gottes-Gab,
 Die er geben von oben herab.
 Bitt auch, daß dir Gott wolle geben
 Beständigkeit und ewig Leben.“

„Weil aber Herr Niklas Hermann, etwann Cantor im Jochimsthale seinem lieben Töchterlein Dorothea zu Unterricht und Gefallen (wie er selber schreibt), die Historia und Geschichte dieser Jungfrauen mit seinen lieblichen Reimen in Gesangsweise gebracht, will ich dieselben gottseligen Jungfrauen zur Lehre und gutem Exempel hieher setzen, und thue dasselbe auch derhalben desto lieber, weil der fromme liebe Gott mir auch zwo liebe Töchter dieses Namens gegeben, aber auch wiederum zu seinen Gnaden genommen, und meine geliebte Hausfrau Dorothea, die Mutter, bis anher gnädig gefristet und erhalten hat.

* Dorothea heißt Gottesgabe. — Porta sagt in genanntem Buche die Lebensläufe der Heiligen immer in einem kurzen Reimspruch zusammen, nachdem er sie vorher persönlich bargelegt hat.

Niklas Hermann's Worte sind diese:

Es war ein gottesfürchtiges
 Und christliches Jungfräulein,
 Gotts Wort und Katechismus
 Hat sie gelernet fein.

Ihr Name Dorothea
 Ist weit und breit bekannt,
 Von ihrem Vater und Mutter
 Ward sie also genannt.

Auf Deutsch ein Gottesgabe
 Die Dorothea heißt,
 Die hoch vom Himmel herab
 Beschert der heilige Geist.
 Ost bringt ein guter Name
 Ein gute Art mit sich,
 Wenns Kind von gutem Samen
 Gezeuget wird ehrlich.

Mit Fleiß in ihrer Jugend
 Sie zu der Predigt gieng,
 Christliche Zucht und Tugend
 Liebt sie für alle Ding,
 Hielt ihre Eltern in Ehren,
 Dazu fein lieb und werth,
 Folgt treulich ihrer Lehre,
 That was ihr Herze begehrt.

Schamhaftig und fein stille
 Hielt sie sich allezeit;
 Und lebt nach Gottes Wille,
 Ach't keiner Leppigkeit.

Armen war sie geneiget
 Und dienet ihn'n mit Fleiß,
 Ihr Hilf' sie ihn'n erzeiget
 Gott zu Lob, Ehr und Preiß.

Weh thät's dem alten Drachen,
 Und konnt' es leiden nicht,
 Speit Feu'r aus seinem Rachen,
 Verfolgung er anricht'.
 Das Mägglein wollt man zwingen
 Zu der Abgötterei,
 Dem Feind wollt's nicht gelingen,
 Christum bekamt' sie frei.

Mit Worten süß und sauer
 Man sie bereben wollt:
 Sie stund fest wie ein' Mauer
 Und im Feuer das Gold.
 Kein Marter, Pein noch Schmerzen
 Von Christo sie abwandt,
 Mit ihrem Mund und Herzen
 Den Glauben sie bekamt'.

Als der Feind nichts konnt' schaffen
 Ward er thöricht und toll;
 Desgleich' die Baals = Pfaffen
 Wurden der Teufel voll.
 Ein Urtheil ward gefällt,
 Verdient hat sie den Tod.
 Ritterlich sie sich stellet
 Und schrie ernstlich zu Gott:

„Herr Christ, in Deine Hände
 Mein Seel empfehl' ich Dir;
 Bsheer' mir ein seliges Ende,
 Mit Deim Geist steh bei mir.
 Deinem Namen zu Ehren
 Wie ein Christ sterb' ich heut,
 Ach hilf, daß sich bekehren
 Die armen, blinden Leut.“

Theophilum, den Ganzler,
 Die Jungfrau jammert sehr,
 Er sprach: „Schon doch dein selber,
 Verlaß die falsche Lehr',
 Und frist' dein junges Leben!“
 Drauf Dorothea spricht:
 „Ein beßers wird mir geben
 Christus, drum thu' ich's nicht.“

Zu's schöne Paradeise
 Komm' ich nach meinem Tod,
 Gott zu Lob, Ehr und Preiße
 Stehen da viel Röslein roth,
 Drauß wird mir Christ, mein Herre,
 Machen ein' Ehrenkranz.
 Der Tod liebt mir viel mehre,
 Denn so ich gieng zum Tanz.“

Theophilus die Rede
 Hielt für ein lautern Spott:
 „Mein' liebe Dorothea,
 Wenn du kommst zu dei'm Gott,

Schick' mir auch Keffel und Köslein
Aus seinem Garten."

„Ja, sprach sie, das soll ja sein,
Du sollt ihr'r warten."

Als nun das schöne Jungfräulein
Durchs Schwerdt gerichtet war:
Da kam ein feines Knäblein
Mit einem Körblein dar
Und sprach: „Sieh hie, Theophile,
Da meine Köslein,
Die schickt dir Dorothea
Aus Christus Gärtlein."

„Sie lebt in Freud' und Wonne,
Ein End hat all ihr Leid,
Leucht wie die helle Sonne
In ewiger Seligkeit."
Theophilus entsetzt sich
Ueber dem Wunder groß,
Und sprach: „Herzlich erfreut's mich,
Mein's Jrrthums bin ich los."

Bald fieng er an zu preisen
Christum den wahren Gott,
Und ließ sich unterweisen
In des Herren Gebot,
Die heilige Tauf' empfieng
Und sich ein Christen nannt,
Fröhlich zur Marter gieng
Und Christum frei bekannt.

Gleich wie ein fruchtbar' Regen
Ist der Martyrer Blut;
Viel Frucht durch Gottes Segen
Reichlich er bringen thut.
Durch Kreuz die Kirch zunimmt
Und wächst ohn Unterlaß;
Durch Tod zum Leben bringet,
Wer herzlich glaubet das.





V.

9. Februar.

Apollonia,

Jungfrau, Märtyrin.

Es ist der Name einer durch Alter und Tugend gleich ehrwürdigen Jungfrau zu Alexandrien, welchen die Leserin in der Ueberschrift findet. In der letzten Zeit des Kaisers Philippus, im Jahre 249, war nach einem Zeugnis des heiligen Dionysius zu Alexandrien in dieser Stadt eine Verfolgung der Christen ausgebrochen. Ein Dichter reizte das Volk zur Wuth auf, unter dessen mörderischen Händen alsdann mehr als ein Blutzuge Jesu verschied. Auch Apollonia wurde ergriffen. Man gab ihr Backenstreiche, daß ihr die Zähne ausgeschlagen wurden. Die greise Jüngerin blieb unerschüttert. Da zündete man außerhalb der Stadt ein großes Feuer an und drohte, sie in dasselbe zu werfen, wenn sie sich nicht herbei ließe, Christum zu lästern. Sie, wie wenn sie sich bedenken wollte, bat sich eine kleine Zeit aus, die man ihr auch gönnte; kaum aber



hatte man ihr den freien Gebrauch ihrer Glieder gelassen, so stürzte sie sich freiwillig in die Flammen, in denen sie ihren Geist aufgab. Nicht gezwungen, völlig frei sollte allen ihr Opfer erscheinen. Sie wagte damit nicht geringes, und die Kirchenväter haben Noth, ihr Thun als vom Geiste eingegeben darzustellen, damit nicht die kühlere Nachwelt aus dem Martyrium, welches sie anstrebte, einen Selbstmord mache. Die Krone, welcher sie entgegensprang, wäre ihr ohne Zweifel auch dann zu Theil geworden, wenn sie ihrer gewartet hätte; es war die Freudigkeit ihres Verlangens, welche sie hinriß, und während ihr Wille unzweifelhaft ohne Tadel war und das Beste suchte, muß sie sich nun von einer Zeit lästern lassen, für welche doch, wie bereits (p. 16) gesagt, nicht bloß die Tugenden, sondern auch die Fehler der alten Blutzeugen zu groß sind, als daß sie ihnen darin gleich werden könnte. Die ruhige Betrachtung könnte uns ohne Zweifel geneigt machen, lieber dem Urtheil der Kirchenväter, als dem der jetzigen Zeit beizutreten. Möch tennur alle, die den Namen Apollonia's tragen, ihre Treue besitzen und ihren reinen und starken Willen, Christo bis zum Tode anzugehören!





VI.

10. Februar.

Scholastica,

Jungfrau.

Keiner, der die Geschichte der christlichen Kirche kennt, wird leugnen, daß Benedikt von Nursia, der Stifter des MönchsweSENS im Abendlande, ein großer Wohlthäter seiner und der nachfolgenden Zeit geworden ist. Er wurde es nicht bloß trotzdem, daß er das Ordensleben einföhrte, sondern gerade dadurch. Die Zeiten ändern sich: es kann für eine Zeit irgend ein Umstand alle Bedeutung verloren haben, welcher für eine andere hochbedeutend war; deshalb aber wird die nachfolgende Zeit doch nicht so gar von ihrem Standpunkt erfüllt sein dürfen, daß sie ohne alles weitere und ohne allen Unterschied jeden anderen verwürfe. Es ist mir daher auch gar nicht nach meinem Sinn, daß ich mich durch diese Säge bei denen, mit welchen ich lebe, erst entschuldigen muß, wenn ich Benedikt von Nursia nenne.



Ein solcher Mann sollte unter allen Umständen sein Recht in der Kirche, und sein Name einen angenehmen Klang behalten. Ja, ich sollte sagen dürfen, Scholastica sei schon deshalb eine nennenswerthe Person, weil sie Benedikts Schwester und ihm gleichgesinnt war, ganz abgesehen davon, daß sie seine Helferin und neben ihm kräftig und stark im Werke war. So wenig man mir nun das auch wird zugestehen mögen; so will ich doch nach meiner Einsicht handeln und mich bei Scholastica lediglich damit begnügen, ihre schwesterliche Liebe und Treue hervorzuheben, und in der nachfolgenden Geschichte, welche der heilige Gregor der Große erzählt, anderen Schwestern ein schönes Beispiel geschwisterlichen Zusammenhangs darzustellen suchen.

Alljährlich nur einmal traf die heilige Scholastica mit ihrem Bruder Benedikt zusammen; so karg maßen sich die Christen jener Zeit den Genuß der brünstigen Liebe zu, die sie mit vollem Rechte und nach Gottes Willen zu einander trugen. Der Zusammenkunftsort der beiden war nicht eines der beiden Klöster, in denen sie lebten, denn es war wider die Regel, einen Besuch vom anderen Geschlechte anzunehmen. Benedikt empfing seine Schwester in einem Hause unfern dem

Kloster auf Monte Casino und ließ sich dahin von einer Anzahl seiner Mönche begleiten. Als nun Scholastica das letztemal in ihrem Leben mit ihrem Bruder zusammenkam, gieng der Tag mit Gottes Lob und geistlichem Gespräch dahin; die beiden verzehrten ihr Abendbrod; und nun bat die Schwester, wie wenn sie ihr baldiges Ende geahnt und gefühlt hätte, daß dieser Besuch der letzte wäre, ihren Bruder inständig, er möchte doch die Nacht bei ihr verweilen und sich mit ihr über die Seligkeit im ewigen Leben unterhalten. Benedikt schlug ihr das rund ab, weil es wider die Regel seines Klosters sei, eine Nacht außer demselben zuzubringen. Scholastica legte das Haupt in ihre Hände auf den Tisch, weinte heftig und flehte zum Herrn, daß er ihr doch beistehen möge, den harten Sinn des Bruders zu wenden. Da brach schnell ein mächtiges Wetter los; es blitzte und donnerte, und ein Platzregen fiel, daß Benedikt und seine Genossen nicht mehr daran denken konnten, nur bis in ihr Kloster zu gehen. Der Bruder klagte über die Störung. „Gott möge dir verzeihen, sagte er zu Scholastica, was hast du gemacht?“ „Ich habe den Herrn angerufen, sagte Scholastica, und er hat mich erhört.“ So gieng denn die Nacht herum mit seligen

Gesprächen über die Ewigkeit, über die Heimath, nach der sie beide verlangten, und reichlich erquickt und gestärkt trennten sie sich am Morgen von einander. Drei Tage darauf starb Scholastica und ihrem Bruder, der zur selbigen Zeit der Andacht pflegte, wurde gegeben, in seiner Zelle von ihrer Heimfahrt zu wissen. Freudenvoll theilte er alsbald seinen Mönchen die Nachricht mit, ließ ihren Leichnam abholen und legte ihn in das Grab, welches er sich selbst bereitet hatte. Es war um das Jahr 543. Da war denn die Sehnsucht der Schwester erfüllt, und bald, früher als sich die Geschwister hier auf Erden wieder zu sehen pflegten, war auch der Bruder daheim. Seitdem freuen sich Benedikt und Scholastica zusammen des Anschauens Jesu; hier aber, im Gedächtnis der Kirche, klingen fort und fort würdig zusammen, wie im Leben und Sterben die Namen Benedikt und Scholastica.





VII.

11. Februar.

Euphrosyna, Jungfrau.

Die Jungfrau von Alexandrien, deren Name an der Stirne dieser Seite steht, deren man entweder am 11. Februar oder am 1. Januar oder am 25. September, aber doch an einem dieser Tage fast allenthalben gedenkt, ist eine von denjenigen Gestalten der alten Zeit, für welche man erst das Auge haben muß, um sie schätzen zu können, weil ihr Weg zu außerordentlich und so gar weit entfernt ist von den gewöhnlichen Lebensregeln unserer Tage. Man könnte sich daher versucht fühlen, den schönen Kalendernamen geradezu zu übergehen, der von der Freude den Namen hat und durch Klang und Bedeutung froh machen könnte. Allein man darf den Jungfrauen unserer Zeit schon auch etwas aufzurathen geben. Mögen sie sich üben, in Demuth zu verstehen, was der hohe Sinn eines Lebens



ist, wie das der heiligen Euphrosyna, ihr nachzufolgen in dem, worin man darf und soll, das andere aber, was entweder unter unseren Horizont gesunken, oder über denselben hinausliegt, wenigstens bescheidenlich zu beurtheilen, wie es denen geziemt, welche Ursache haben, sich klein zu fühlen gegenüber den hehren Gestalten der uralten großen Zeit der Kirche.

Euphrosyna war die Tochter eines reichen, aber gottesfürchtigen Vaters, Paphnutius, dem sie auf sein inniges Gebet von seiner Gattin nach langer Unfruchtbarkeit geboren war. Sie hatte von Jugend auf die Sehnsucht, sich in die klösterliche Stille zurückzuziehen und an dem Thun und Lassen der Frauen, die in Familien leben, keinen Theil nehmen zu müssen. Ihr Vater aber war, nachdem sie herangewachsen, eines anderen Sinnes und wollte sie vermählen. Was that die Jungfrau? Sie verließ eigenmächtig ihres Vaters Haus und gieng in ein Kloster. Weil sie aber Grund hatte zu fürchten, daß ihr Vater sie in Frauenklöstern suchen und dann wohl auch finden möchte; so schnitt sie ihre Haare ab wie ein Mann, hüllte sich in Mannskleider und suchte unter dem Namen Smaragdus in einem Mannskloster um Aufnahme nach. Der arme Vater

suchte sie überall, fand sie nirgends, kam aber zuweilen um Trost zu suchen, auch zu dem Abte des Klosters, in welchem Euphrosyna lebte, und der Abt wußte nichts beßeres zu thun, als ihn um Trost zu dem jungen Bruder Smaragdus zu weisen, welcher voll Geistes und Lebens war. Welch eine Aufgabe für die Tochter, die ihren Vater bei der ersten Begegnung erkannte, und was für eine Tochter, die den gebeugten Vater oftmals sehen und statt sich ihm zu erkennen zu geben, ihn trösten und den vereinsamten Mann fortan durch ihre Worte auf der traurigen Bahn seiner verlassenen alten Tage leiten konnte! Er solle, wiederholte sie ihm unter anderem, unter keiner Bedingung die Hoffnung aufgeben, seine Tochter noch einmal im Leben wieder zu finden. So lebte sie denn unter Handarbeiten, Werken der Abtödung und Uebungen der Gottseligkeit, in jeweiligem Umgange mit ihrem Vater, der sie nicht erkannte, acht und dreißig Jahre im Kloster dahin, bis ihr Todestag kam. Da gab sie sich ihrem Vater zu erkennen und starb in seinen Armen ungefähr im Jahre 470 nach Christo dem HErrn. Ihr Vater lebte von da an in der Zelle seiner Tochter, bis auch er nach zehn Tagen heimgieng. Wahrlich, wenn man Euphrosynen die

eigenmächtige Entfernung und den tiefen Jammer des doch gewiß öfters vor ihren Ohren sich ergießenden Vaters verzeihen kann; so muß man zugestehen, daß diese Beiden mit einander sterben lernten und einen Weg der Entsagung giengen, der, wenn auch nicht richtig, doch aber bei allem Irrthum erstaunlich ist und geeignet, ein Geschlecht zu strafen, welches in weicher Verwandtenliebe das höchste Lebensglück sucht und findet und vor lauter Familien-Freude und -Jammer unfähig wird, das Glück der Gottseligkeit zu suchen und zu genießen.





VIII.

12. Februar.

Eulalia

von Barcellona.

Eulalia von Barcellona in Spanien erlitt den Märtyrertod unter Diocletian. Kaum aber können wir von ihr mehr sagen, als eben dieses. Die Acten ihres Martyriums, welche man hat, sind unecht und enthalten überdies ähnliches, wie die einer andern spanischen Eulalia, deren Gedenttag auf den 10. Dezember fällt. Beide Eulalien waren von einem und demselben Geiste der Liebe Jesu beseelt, hatten auch einerlei Weg der Vollendung, so daß man sie um so eher mit einander kann gehen lassen und ihr Gedächtnis zusammensügen, als wir ja von der ersteren und den näheren Umständen ihrer Vollendung so wenig wissen. — Die zweite Eulalia ist ein leuchtender Stern am Himmel der Kirche; ihr glorreicher Kampf und Sieg ist von dem großen Sänger der alten Kirche Aurelius Prudentius Clemens besungen; ihr Licht



und Kampf ist auch des Liebes werth, denn sie hat tapferes gethan in böser Zeit und den Tod der Blutzengen erlitten in einem Alter von nur 12 Jahren; gewis ein Umstand, durch welchen auch dasjenige in ihrem Lebensgang zur Tugend umgestempelt wird, was der kühlen Moral unserer Tage nicht gefallen kann. Das Mädchen war aus Merida oder Augusta Emerida in der spanischen Landschaft Estremadura. Ihre Abkunft war edel; ihre Erziehung geschah nach dem Sinne Jesu. Der Erfolg war groß. Das eitle Vergnügen, welches Mädchen ihres Alters an Putz und Weltfreuden zu haben pflegen, kannte sie nicht. Die Welt war ihr gekreuzigt; eingezogen, voll Freude an Gott und seinem Christus, hatte sie Ein großes Verlangen, ihren Heiland durch ein reines und heiliges Leben zu ehren. Es wird von ihr insonderheit gerühmt, daß sie dem Lamme Gottes mit einer wunderbar milden Sanftmuth nachgefolgt sei. Als nun die Dekrete Diokletians alle Christen des römischen Reiches zum Götzendienste aufforderten und zwingen wollten, erwies es sich auch, daß Gulalia's Sanftmuth nicht Schwachheit, sondern vielmehr mit einer himmlischen Stärke gepaart war. Es war ihr, wie wenn sie durch eine Posaune

zum Kampfe aufgerufen würde; für alle, auch für sie schien ihr eine Zeit des Bekenntnisses und des muthigen Leidens gekommen zu sein. Ihre Mutter erschraf über die Entschlüsse, welche sie in der Kleinen reifen sah, und sie zog sich daher mit ihrer Tochter in die ländliche Stille zurück. Diese aber, wie von einer höheren Macht getrieben, entwich in stiller Nacht und wanderte auf mühseligen Wegen nach Merida. Kaum hatte der berühmte Statthalter D a c i a n am Morgen nach ihrer Flucht seinen Richterstuhl bestiegen, da trat schon das kleine Mädchen unaufgefordert vor ihn und hielt ihm seine Ruchlosigkeit vor, mit welcher er die Menschen zum Abfall von der einzig wahren Religion zwingen wollte. D a c i a n ließ sie zwar greifen, aber es mochte in diesem Falle vielleicht nicht blos Einhaltung des gewohnten Ganges römischer Beamten, sondern auch menschliche Rührung sein, welche ihn bewog, das junge Mädchen auf den Schmerz der Eltern und auf das jammervolle Schicksal aufmerksam zu machen, das sie sich durch ein so unkluges Hervortreten selbst bereite. Seine Zusprache blieb aber ohne alle Wirkung, daher er nun zu den Drohungen vorwärts schritt und E u l a l i e n die Marterwerkzeuge vorlegen ließ, ihr jedoch

auch versicherte, es solle sie keine Bein berühren, wenn sie nur mit der Fingerspitze ein wenig Salz und Weihrauch nehmen wollte. Das kleine Mädchen aber, mit dem männlich edleren Maße des Verhaltens noch nicht vertraut, warf zur Antwort das Götzenbild um, trat mit Füßen auf den Opferfuchen und spie Dacian voll Abscheu gegen die elende Versuchung in das Gesicht. Damit reizte sie ihn auf eine derbe Weise zum dritten Stadium der Behandlung, zu den Martern selbst vorwärts zu schreiten. Nun mußten zwei Henker mit eisernen Krallen die Brust und die Seiten der Jungfrau bis auf das Gebein zerfleischen, sie aber nannte ihre Wunden Trophäen Christi. Man brannte ihr die zerfleischten Theile mit brennenden Fackeln, wofür sie nur Gottes Lob und Preis hatte. Die Haare der jungen Siegerin wallten während des heißen Kampfes über ihr Angesicht herunter und als sie nun von den Flammen der Fackeln ergriffen wurden, wußte sie sich des Rauches und Dampfes nicht zu erwehren, sondern sie erstickte und gieng also durch einen kurzen, aber gewaltigen Kampf ein zur Ruhe und zum Erbtheil der Heiligen im Lichte. Der Schnee, welcher eben damals fiel, bedeckte ihren Leib, den man

auf dem Richtplatz hatte liegen lassen. Die Brüder aber beerdigten ihn daselbst, bis man eine Kirche baute, und ihr da ihre Ruhestatt mit großen Ehren bereitete.

Leserin, so stirbst, so lebst du wohl nicht. Dich wird niemand am Ende deines Lebens, wie Gulalien von Merida, mit einer Flamme abbilden: nicht in den Haaren wird dir eine Flamme wüthen, nicht in deinem Herzen wird Gulaliens Flamme lodern. Hüte dich desto mehr, diese Kleine, die groß ist im Reiche Gottes, zu richten, bevor du ihre Flamme im Herzen hast und nicht ihre Fehler, deren du wohl nicht fähig bist, sondern deine eigenen besser vermeidest, als sie das Uebermaß des Zeugnisses und des Muthes!



IX.

16. Februar.

J u l i a n a ,

Jungfrau, Märtyrin.

Unter Galerius Maximian wurde Juliana um des Zeugnisses Jesu Christi willen enthauptet, nachdem sie große Martern ihres Leibes überwunden hatte. Dies, und daß nach dem Zeugnisse Gregors des Großen ihr Gebein in Rom seine Ruhestätte fand, ist alles, was wir Glaubwürdiges von ihr wissen. Dennoch ist ihr Name ein berühmter im Andenken der Kirche und wir haben keinen Anstand genommen, diesen ihren Lebenslauf von kaum drei Zeilen unter die Lebensläufe der heiligen Mägde aufzunehmen, welche, wie wir glauben, den Jungfrauen unserer Zeit nicht bloß zur Beschämung, sondern auch zur Nacheyerung dienen können. Es ist genug gesagt, wenn man von einem Menschenkinde spricht, daß es um Jesu Christi willen enthauptet sei, nachdem es graufame Martern um Einetwillen erduldet. Unter



solchen Umständen kann man ja doch nicht bloß schließen, daß ein guter Kampf gekämpft, ein Lauf wohl und selig vollendet, sondern auch eine Krone der Ehren von demjenigen werde dargereicht worden sein, der seinen Leidenden entgegen ruft: „Es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.“ Kann man sich auch gleich selbst bei dem glänzendsten Märtyrer und während des glorreichsten Todes ein inneres Wanken, ja ein Fallen und Verzweifeln denken, ein Hinsinken in ewige Trostlosigkeit, während die Nachwelt Gräber und Monumente baut; kann man deshalb auch bei dem Märtyrer nicht schwuresgewiß versichern, daß er selig eingegangen sei in die ewigen Hütten, geschweige, daß er die Herrlichkeit des ewigen Lebens gefunden habe; so hat man doch feinethalben nicht bloß jene Ruhe, wie sie den beseelt, der aus den guten Früchten auf den guten Baum schließt, sondern auch die, welche aus dem Vertrauen zum Herrn entspringt, welcher die Seinen nicht läßt, der sich auf dem ungestümen Meere der Welt auch der kleingläubigen Jünger annimmt, und dem sinkenden Petrus die Hand reicht. Und so freuen wir uns denn auch des Namens Juliana, und ihr einfacher Lebenslauf: „Jungfrau, Märtyrin, nach großen Qualen unter Gale-

rius Maximianus enthauptet“ feure alle, die ihren Namen tragen, an, ihr gleich dem Lamme nach zu wandeln, das geschlachtet ward, und treu zu sein, auch wenn die Treue müßte bluten und zum Zeugnis ihres Lebens einen Tod erleiden.



X.

3. März.

Kunigunda,

Wittwe.

Am 3. März des Jahres 1040 starb zu Cassel eine Jüngerin Jesu, deren Leben und Verhalten sicherlich nach dem Geschmack unserer Tage nicht ist, auch keineswegs als die einzige, oder auch nur beste Form eines wahrhaft christlichen Frauenlebens dargestellt werden soll. Wie man aber Bauten und Kunstwerke der alten Zeit oder sonst Zeugnisse eines früheren Lebens der Kirche und der Menschheit, auch wenn sie uns fremd entgegen treten, dennoch ansieht, ihren Sinn erforscht, und wenn er enträthsel ist, würdigt und schätzt, so fordern auch die Christengestalten des Mittelalters den jetzigen Christen heraus, nicht nach der bloßen Form und Gestaltung des Lebens zu richten, sondern nach der sich kund gebenden inneren Gesinnung und nach der heiligen Absicht, welche auch ein solches Leben haben kann.



Eingänge, wie dieser, sind um der Schwachen willen nöthig, welche so oftmals durch Vorurtheile sich selbst den Gesichtskreis des Lebens verengern und sich das Bewußtsein der Gemeinschaft mit Menschen rauben, welche ihnen, so fremd ihre Gestalt aussehcn mag, innerlich am Ende doch nicht weniger nahe angehören, als die Heiligen, die ganz nach der Form des protestantischen Lebens in diesem Jahrhundert gestaltet sind.

Kunigunda war die Tochter Siegfrieds, des ersten Grafen von Luxemburg. Zur frommen Jungfrau herangewachsen und herangebildet, wurde sie von ihren Aeltern mit jenem Herzog Heinrich von Bayern vermählt, welcher im Jahre 1200 zum Kaiser erwählt wurde, als solcher der zweite seines Namens und „der Heilige“ zubenannt ist, — also mit einem Manne, der, bekannt wie einer, doch vielleicht nicht gekannt und erkannt ist nach der Wahrheit, und welchem daher die neuere Geschichtschreibung, selbst verdächtigen Namens, lieber den Beinamen „Pfaffenknecht“ oder sonst einen dieser Art beigelegt hätte.

Ehe Kunigunda mit ihrem Gemahle getraut wurde, hatte sie unter seiner eigenen Bewilligung das Gelübde gethan, lebenslänglich, auch in der Ehe, jungfräulich

Leibes zu bleiben. Der Kaiser selbst entsprach seiner Gemahlin durch den gleichen eigenen Entschluß. So lebten denn die beiden zusammen in Frieden und innigster Gemeinschaft der Seelen und genossen eine Weile ein Glück, von welchem wir so wenig erfahren haben, daß wir ihm mißtrauen. Das Glück wurde gestört: giftige Zungen suchten dem Kaiser die Meinung beizubringen, als sei ihm Kunigunda nicht treu, sondern pflege ehebrecherischen Umgang. Die jungfräuliche Gemahlin aber hatte ein gutes Gewissen und Muth genug, sich auf ein Gottesurtheil zu berufen, und gieng nach dem Zeugnis ihrer Zeitgenossen zum Beweise, daß der Herr mit ihr sei, unverfehrt über glühende Pflugschaaren mit entblößten Füßen. Da sah denn Heinrich, wem er zu trauen habe; er bat seine Gemahlin um Verzeihung, und das stille Glück der beiden ehelichen Seelen wurde fortan durch keine Sinnmischung eines andern und überhaupt durch nichts mehr getrübt, als durch den Tod. Kunigunda hatte sich nach Hessen zurückgezogen, um in Kapungen oder Kaufungen ein weibliches Benediktinerkloster zu stiften. Während sie damit beschäftigt war, nahm der Herr ihren Gemahl Heinrich aus der Zeit. Es war im Jahre 1024. Einer Frau, die so für die

Ewigkeit lebte, wie die Kaiserin, mußte es bald möglich werden, sich in die Trennung zu schicken. Sie hatte keine Ursache zu trauern, als wäre mit Heinrich II. alles zu Ende, als gäbe es für ihn keine Hoffnung mehr. Sie widmete sich nun um so mehr den Werken der Barmherzigkeit und schonte ihre Schätze nicht. Sie gründete Bisthümer und Pfarreien und Klöster und suchte mit reicher Hand die Noth der Armen und der Leidenden zu wenden. Aber sie war zu sehr von einem höheren Geiste des Lebens ergriffen, als daß sie mit Werken hätte zufrieden sein können; es galt ihr um mehr, als um Schaffen und äußeres Wirken; sie rang nach Freiheit von allem Irdischen und begehrte sehnlich, abgeschieden von jeder Sorge dem HErrn Christus zu leben. Als sich daher an Heinrichs Todestage viele Bischöfe zu Kaufungen versammelt hatten, um die Kirche einzuweihen, legte sie während der Messe ihr kaiserliches Gewand ab, hüllte sich in ein Kleid der Armuth, ließ sich die Haare abschneiden und nahm aus der Hand des Bischofs von Baderborn Ring und Schleier zum Zeichen und Unterpand ihres Verlöbnißes mit Christo ihrem HErrn. Sie wollte nicht bloß ihre Kirche, sondern sich selbst dem Erlöser der Welt

übergeben und suchte von da an so in Demuth und Aufopferung für Andere zu leben, als hätte sie nichts nöthiger gehabt, als im Gedächtnis ihrer Umgebungen jede Erinnerung daran auszulöschen, daß sie einmal mit einem Kaiser Krone und Thron getheilt hatte. Nach fünfzehn Jahren einer solchen Bewährung findet man sie am 3. März 1040 in einem rauhen Bußkleide todesnahe liegen. Die Sterbegebete werden gesprochen; bereits beschäftigt man sich mit Herbeibringung eines prächtigen mit goldenen Vorten besetzten Todentuches, ihre Leiche damit zu verhüllen; sie merkt es aber, sie wehrt es, sie will keine Erinnerung an das kaiserliche Leben, ihr Ordenskleid soll sie bedecken, das muß man ihr versprechen. So geht sie mit dem vollen Ernste einer Jüngerin, die hier keine Heimath hat, sondern sie anderwärts sucht, aus der Zeit. Ihr Leichnam wurde nach Bamberg gebracht und ruht neben dem Heinrichs II.

Ein Sinn und Wille war durchgeführt im ganzen Lebenslaufe von der Jugend bis zum Grabe; Eine Absicht war festgehalten und endlich erreicht: Kunigunda ist jungfräulich und bräutlich ihrem Gemahle Heinrich nachgefolgt bis in die Ewigkeit, ohne daß je

ihr Fuß von dem Wege der lauterer Nachfolge Deßen abgetreten wäre, Deßen Reich nicht von dieser Welt ist, und der ohne Zweifel auch dadurch geehrt wird, wenn die Könige dieser Welt Sein armes Leben mehr lieben, als ihre zeitliche Herrlichkeit. Was dabei nach der Zeiten Art und Weise geirrt und gefehlt ist, das hindert nicht, daß das Gedächtnis der Gerechten im Segen bleibt und zur Nachfolge Jesu ziehe.





XI.

5. März.

Agatha,

Jungfrau, Märtyrin.

Wo die heilige Agatha geboren ist, ob in Catania oder Palermo, berühmten Städten Siciliens, das weiß man nicht; daß sie aber im Jahre 251 zu Catania während der Decianischen Verfolgung die Märtyrerkrone gewann, das weiß man, und der Ruhm und Preis ihres Sieges erfüllt ihre Heimath bis zur Stunde. Vornehm von Geburt, „unermeslich“ reich an Gütern, glänzend schön von Gestalt, schien sie dem Prätor Quintianus von Sicilien die beste Partie, die er machen könnte. Die Edicte des Kaisers und die Todesdrohungen schienen ihm die wirksamen Mittel zu sein, die fromme, zarte Jüngerin Jesu in seine Arme zu bringen. Daß ein Mädchen, aufgewachsen in aller Zärtlichkeit des Lebens, einen Heldenmuth des Glaubens und der Jungfräulichkeit entwickeln würde, wie es hernach geschehen ist, daran



glaubte er nicht. Bald aber mußte er mit Augen schauen, wie die schüchterne Taube sich dem Geier widersetzen und seiner Herr werden kann. — Da führt man sie hin, die erwünschte Beute; Quintianus wartet siegesfroh; sie aber betet unterwegs, wohl wissend daß sie von selbst die Kraft zum Martyrium nicht hat, um Zeugenmuth und Stärkung, und siehe, sie wird erhört, und es wird ihr reichlich gegeben der Eingang in das ewige Reich. Keine Lockung, keine Schmach und Schande, keine Mißhandlung und keine Pein überwindet die Jungfrau, die mit St. Paulus Röm. am 8ten gewis war, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Trübsal noch Angst, noch Verfolgung, weder Hunger, noch Fährlichkeit, noch Schwert sie von der Liebe Gottes scheiden konnte, die in Christo Jesu ist. Der Widerwärtige übergab sie einen Monat lang einem unzuchtigen Weibe, damit sie in einem Frauenhaus die Lüste dieser Welt sollte lieben lernen: *Agatha* wußte aus dem Hause mit unverletztem Leibe und heiler Seele zu kommen. Quintian ließ sie peinigen und mit abgeschnittenen Brüsten ins Gefängnis zurückführen; niemand durfte ihr Nahrung geben, niemand die Wunden ver-

binden. Der Herr aber heilte ihr auf wunderbare Weise ihre Wunden und machte ihren Kerker voll strahlenden Lichtes. Als sie nach vier Tagen wieder zu Quintianus geführt ward, heil von aller Krankheit, ließ er sie auf Scherben und glühenden Kohlen wälzen und sie, voll Wunden und Jammer, zurück in ihren Kerker bringen. Da angelangt, ergoß sie ihre Seele in ein brünstiges Gebet, nach dessen Darbringen sie die Augen schließt und stirbt. — Jene fromme Dula, die Magd und Slavinn, nicht wie Agatha vornehm und begütert, sondern gering und arm, empfing aus der Hand ihres leiblichen Herrn den Tod, weil sie seinen Lüsten nicht zu willigen war. Das Thier im Menschen vereinigt Lust und Mordsucht. Dula überwindet die Hindernisse ihrer Seligkeit und unmittelbar folgt bei ihr auf einander leuchtende Bewahrung jungfräulicher Keuschheit und ewiges Leben. So strahlt ihre Tugend über die Kirche hin zum Preise des Herrn und lädt die Jüngerinnen Jesu zur Nachfolge ein. Ebenso Agatha. Wie Dula's Armuth und Geringheit, so würde ihre vornehme Abkunft und ihr unermesslicher Reichthum segenslos und wirkungslos verschwunden sein. Nun sie aber alles geopfert, Leib und Leben eher gelassen hat,

als ihren ewigen Bräutigam und Sein Gebot, ist sie eine Freude der heiligen Kirche, ihr Beispiel wirkt von Jahrhundert zu Jahrhundert, und nachdem sie in ihren Leiden ein Schauspiel der Engel geworden, genießt sie seit bereits mehr als anderthalb Jahrtausenden die ewige Freude und die Ehre der Seelen, die unter dem Altare in weißen Kleidern auf ihre Brüder und Schwestern, die Märtyrer der letzten Zeit, warten und auserwählt sind, Priester und Könige im Reiche Gottes zu sein.

XII.

7. März.

Perpetua und Felicitas, Märtyrinnen.

Ubia Perpetua war die Tochter aus einem angesehenen Hause zu Carthago. Ihr Vater war Heide, hatte aber ruhig zugehört, wie sich seine ganze Familie, Frau und Kinder dem Christenthume zuwendeten. Perpetua selbst war im Jahre 203 nach Christo, in welches ihr seliges Ende fällt, bereits vermählt, nährte ein geliebtes Kind an der eigenen Brust und genoß im Sonnenschein einer ewigen Gnade anscheinend alles zeitliche Glück, das man in ihren Umständen finden konnte. Felicitas, die in dem Andenken der Kirche mit Perpetua unzertrennlich verbunden erscheint, stand ihr im Leben fern und kam ihr erst durch die Genossenschaft derselbigen Leiden näher. Auch sie war Mutter, denn sie trug ein Kind unter ihrem Herzen, aber sie war eine Sclavin und ihre Lebensumstände waren sonach von denen der edlen Perpetua sehr verschie-

den. Sie wurden im Anfang des Jahres 203, da sie noch Catechumenen waren, zugleich mit einigen anderen Catechumenen männlichen Geschlechtes, *Revocatus*, der auch Slave war, *Saturninus*, *Secundulus* ins Gefängnis gesetzt, und später fand sich aus eigenem Antriebe zu der heiligen Gesellschaft noch einer herzu, nemlich *Saturus*. In jener Zeit war nemlich das Christenthum bereits eine große Macht im römischen Staate geworden, so daß man die Ausrottung desselben nicht mehr hätte hoffen sollen. Da kam man auf den abenteuerlichen Gedanken, die bereits bestehenden Gemeinden nicht anzutasten, aber deren Fortschritt zu hemmen, und Kaiser *Septimius Severus* verbot daher im Jahre 202 den Uebertritt zum Christenthum unter Androhung der härtesten Strafe. Damit wurde den bereits gewordenen Christen kein Leiden zugemuthet, dagegen aber den Catechumenen die Palme des Martyriums angeboten. Carthago war damals wieder eine mächtige Stadt, in deren Schoße eine zahlreiche Christengemeinde von treuen Hirten gepflegt wurde. Die Gemeinde mehrte sich auch und der Catechumenen waren nicht wenige, so daß die dortigen kaiserlichen Obrigkeiten gemäß dem neuen Gesetze nicht

andere konnten, als eingreifen. Hilarianus, der Statthalter, sah also nach den hervorragenden und nahm sie fest. Das ist der Hergang der Verhaftnehmung der bereits erwähnten heiligen Gesellschaft zu Carthago.

Perpetua's Vater ahnte zuerst die Gefahr, die seiner geliebten Tochter drohte und unternahm es, unter diesen Umständen seine Tochter vom Glauben abwendig zu machen. Diese aber sagte: „Mein Vater, hier liegt ein Töpschen, kann man dem einen anderen Namen geben, als den es seiner Natur nach hat?“ Als darauf der Vater mit „nein“ erwiderte, fuhr Perpetua fort: „So kann auch ich mich nichts anderes nennen, als was ich bin, eine Christin.“ In dieser Rede zeigte sich dem Vater mit einem Male das unabwendbare Schicksal der Tochter, seine Liebe und große Sorge verkehrte sich in Wuth und Born, so daß er die Tochter schlug und mißhandelte. Das war der erste Strauß, den die fromme Tochter zu bestehen hatte, den sie aber auch ihres Perpetua-Namens würdig bestand, denn Perpetua heißt die Beständige. Nach wenigen Tagen ward ihr das hohe Glück zu Theil, getauft zu werden, und indem sie damit die Kräfte der überirdischen Welt empfing, vernahm sie zugleich eine

innere Mahnung, sich fortan nichts so sehr zu erbitten, als Geduld und Beständigkeit in schweren Leibesleiden.

Wenige Tage darauf wurde Perpetua mit ihren Leidensgefährten ins Gefängnis gebracht. Die Hitze und Finsternis, welche sich hier vereinten, erschreckte die Dulderin, die einen solchen Ort nie kennen gelernt hatte, und die nun insonderheit auch für ihr Kindlein besorgt wurde, welches sie nicht mit sich in den Kerker genommen hatte. Was Hitze und Finsternis anlangt, bewirkten die Diakonen, welche die Gefangenen bedienten, durch Geld eine Milderung der Lage; man gestattete den Bekennern den Eintritt in einen besseren Ort des Gefängnisses. Dagegen aber die Sorge um ihr Söhnlein und ihr tiefer mütterlicher Kummer wich nicht, bis sie erlangte, das Kind ins Gefängnis zu nehmen: nun ward ihr durch Sorge und Pflege desselben, wie sie sagte, das Gefängnis selbst zum Palast, sie fühlte sich stark und frei. Ihre Mutter, ihre Geschwister besuchten sie, und da auch diese gläubig waren, und keinen Gedanken daran hatten, Perpetua in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten, vielmehr sie stärkten und ermunterten, so gab es nun im Kerker Tage hoher Feier und seligen Genusses. Die Pflege des Säuglings und

der Umgang mit den Jhren waren für Perpetua Lebensglück genug und die geistliche Freude sammt hoher Sehnsucht nach der Palme des Martyriums erlödteten diesen Lebensgenuß nicht, sondern im Gegentheil, derselbe gieng mit hinein in das gesammte verklärte Leben, das man bereits einen Vorßmack des Himmels nennen konnte.

Merkwürdig ist es, daß in dieser Zeit ihrer Vorbereitung, Perpetua mehr als einmal wunderbarer Gesichte gewürdigt wurde, die hernach der Gemeinde von Carthago bis zur Ueberschätzung lieb wurden. Ihr Bruder hatte sie ermuntert, sich eine Offenbarung des HErrn auszubitten, um zu erfahren, ob ihr Bekenntniß wirklich mit dem Märtyrium schließen werde oder nicht. Es ward ihr gegeben, die Ermunterung mit aller Gewisheit des Erfolges anzunehmen: „Morgen, sagte sie zu ihrem Bruder, werde ich dir Antwort geben.“

Da sah sie denn wirklich auf ihr Gebet eine Leiter von der Erde zum Himmel ansteigen, an deren beiden Seiten bei jeder Sprosse Marterwerkzeuge angebracht waren. Immer nur einer konnte daran emporsteigen und wer unachtsam war, oder wer nicht immer aufwärts blickte, den ergriffen die Instrumente der Qual.

Unter der Leiter lag ein häßlicher großer Drache, der den Emporklimmenden Nachstellungen bereitete. Saturus, der sich wie bereits gesagt, freiwillig zum Leiden eingefunden hatte, stieg vor Perpetua bis zur obersten Sprosse hinan, wandte sich dann und sagte: „Perpetua ich warte auf dich, aber nimm dich in Acht vor dem Drachen.“ Perpetua antwortete darauf im Gesicht: „Er kann mir nicht schaden, ich steige im Namen des HErrn Jesu Christi.“ Da stieg sie denn auch, langsam hob der Drache den Kopf, sie aber stieg ihm bei der ersten Stufe schon auf das Haupt und klonn muthig empor. Oben sah sie wie in einen Garten von unermeslichem Raum, und da saß ein Hirte von greisem Ansehen und erhabener Gestalt, der war beschäftigt, die Schafe zu melken, und um ihn her standen tausende von Menschen angethan mit weißen Kleidern. Der hob sein Haupt auf und sagte zu Perpetua: „Gut, daß du kommst, mein Kind.“ Er rief sie und gab ihr von seiner Milch, die sie mit gefalteten Händen aß, alle die Umstehenden aber sprachen: „Amen.“ Darauf erwachte sie von dem Gesichte und fühlte noch den süßen Geschmack der Milch in ihrem Munde. Da wußte sie denn, daß sie zum Abendmahl

des Lammes Gottes geladen war, und daß das Bekenntnis zum Martyrium werden würde.

Dem inneren Gesichte folgte schnell die entsprechende Wirklichkeit: es kam zum Verhör. Da trat denn der Vater aufs neue herzu, die Tochter zu verkehren, und wenn auch diesmal nicht mit wilder Strenge, sondern mit Zerknirschung und herzbrechender, annahender Liebe, so brachte er doch eben damit seiner Tochter keine leichteren Stunden und verursachte ihr keinen geringeren Kampf. Er bat sie fußfällig, unter vielen Thränen, indem er sie nicht seine Tochter, sondern seine Herrin und Gebieterin nannte, um Erbarmen mit seinen grauen Haaren, mit ihrem Sohne, mit allen den Andern und um Ablegung ihres hohen Sinnes. Tief bewegt, aber Jesu treu sagte Perpetua: „Wenn ich vor dem Richter stehen werde, wird der Wille Gottes geschehen; wir sind nicht unser, sondern in seiner Gewalt.“ Man führte die Bekenner zum Richtplatze: alle bekannnten sich zum Herrn. Als die Reihe an Perpetua kam, kam ihr Vater wieder mit ihrem Kinde, zog sie von den Stufen herunter und flehte um Erbarmen für den Säugling. Seinen Bitten schloß sich der Richter an, bat und ermahnte, fürs Wohl des Kaisers den Göttern zu opfern. Die

treue Antwort war: „Ich thue es nicht.“ So bist du also eine Christin, fragte der Richter. „Ich bin eine Christin,“ antwortete sie. Nun gab es keine Zögerung mehr. Da mußte die schwerkgeprüfte Tochter sehen, wie ihr Vater zu erneuerten Versuchen ihren Sinn zu wenden herzudringen wollte, wie er auf Befehl des Richters mit Gewalt zurückgedrängt, und da er nicht nachlassen wollte, zurückgeschlagen wurde. Sie hatte tiefes Weh und großen Kummer darüber zu erdulden, und beklagte ihres Vaters unglückseliges Greisenalter. Sie sandte den Diakonus Pomponius zu ihrem Vater, um ihr Kind noch einmal zu bekommen und es bedienen zu dürfen; aber der Vater gab es nicht mehr her, und das Kind verlangte die Mutterbrust nicht mehr: die Bande dieses Lebens rissen entzwei. Desto empfänglicher wurde die Seele für den Glanz der Märtyrerkrone, die ihr schon dargereicht wurde: am Jahrestage Getas, des kaiserlichen Prinzen, am 7ten März, sollten alle den Thieren vorgeworfen werden.

In der Zwischenzeit wurde Secundulus, einer der Befenner dem Martyrium durch den Tod entrißen. Felicitas sorgte, daß auch sie die Märtyrerkrone verlieren könnte, weil sie noch nicht entbunden war,

und das Gesetz die Hinrichtung schwangerer Frauen verbot. Der Herr aber half ihr, sie genas im Kerker eines Töchterchens. Als sie im Schmerz der Geburt wehklagte und jammerte, sagte ein Diener: Wie wird es erst werden, wenn du den Thieren vorgeworfen wirst. Sie antwortete: „Jetzt leide ich, was ich leide, dann aber wird in mir ein anderer leiden, für den ich zu leiden im Begriff stehe.“ Das neugeborne Töchterlein der Felicitas übernahm eine Schwester von ihr zur Erziehung. Perpetua ihrerseits fühlte sich frei von der Welt und lebte schon nicht mehr diesseits. Ihr innerer Sinn war aufgethan. Sie sah Gesichte von jenseitigen Dingen. Sie sah ein Gesicht über ihren bevorstehenden Kampf, welches ihr die Ueberzeugung gab, daß sie nicht mit den Thieren, sondern mit dem Satan kämpfen und ihn besiegen werde. Auch einer ihrer Leidensgefährten Saturus sah Gesichte, die sich aufs Jenseits und die ewige Zukunft bezogen. Bei so kräftigem Wehen der Morgenluft aus der Ewigkeit vermochte sie auch den letzten Kampf mit ihrem armen Vater zu bestehen, der nun weder wüthend, noch bittend, sondern verzweifelnd zu ihr kam, sich auf die Erde warf, seine Haare austraupte, seine

Lage verwünschte und Reden führte, daß es die Steine hätte erbarmen können. Die Tochter, welche dieser Welt bereits nicht mehr angehörte, vermochte bei dem allen nichts zu machen, konnte es nur dulgend überstehen. — Die letzte Mahlzeit, welche die Märtyrer mit einander hielten, wurde ihnen zum seligen Liebesmahle, bei welchem auch auf andere Kräfte ausgiengen, und manches Herz für den Herrn Christus gewonnen wurde.

Am Leidenstage selbst giengen die Befenner nicht wie die Schafe zur Schlachtbank, sondern wie schon Verkündete zur Ewigkeit. Perpetua's leuchtender Gang und glänzendes Auge und die Freude der treuen Felicitas, die alles Mutterglück und Unglück überwand, bezwang die Zuschauer. Beim Amphitheater angelangt, sollten sich die Männer als Priester Saturns, die Frauen als Geweihte der Ceres ankleiden lassen, aber das litt die Heldin Perpetua nicht: „Eben deshalb sterben wir ja, um so etwas nicht thun zu müssen; den Vertrag haben wir mit euch nicht geschlossen“, erklärte sie, und da ließ sie der anwesende Tribun gewähren. Drei von den Männern erduldeten vorher die Geißelung und zwar mit Freuden. Sie hatten das Volk und den Richter mit Gottes Gericht bedroht.

Darauf begann der Kampf mit den Thieren. Saturninus und Revocatus starben durch einen Leoparden und einen Bären. Saturus, an den sich ein wilder Eber nicht machen wollte, verblutete desgleichen am Biß des Leoparden, auf dessen Dienst er selbst aufmerksam gemacht hatte. Perpetua und Felicitas hatte man in einem puren Nezüberwurfe einer wüthenden Kuh entgegengestellt, doch erbarmte sich das Volk und ließ ihnen ihre Gewande wieder umthun. Erst wurde Perpetua, dann Felicitas in die Höhe geschleudert; jene fiel auf den Rücken, und sammelte ihr Gewand, das zerrissen war, züchtig um ihren Leib, wurde dann aufs neue herbei geführt und ordnete dabei ihr Haar, um nicht durch das Ansehen der Verwirrtheit den Glanz des Martyriums zu mindern. Sie richtete Felicitas auf und stand nun mit ihr der Bestie aufs neue gegenüber. Doch war die Wuth des Volkes bereits gebrochen; beide wurden zum Thore des Amphitheatres an den Ort hingeführt, wo man die völlig zu tödten pflegte, die dem Kampfe lebend entronnen waren. Dort angekommen, fragte sie wie im Traume, wie aus der Entzückung erwachend: „Wann werden wir der Kuh preisgegeben?“ Da machte man sie aufmerksam, und sie sah

es an den Spuren, die ihr Leib und ihr Gewand trugen, daß alles schon vorüber war. Zu einem Catechumenen und zu ihrem Bruder sagte darauf Perpetua ihr letztes Wort: „Stehet im Glauben, habt Liebe untereinander, laßet euch unsere Leiden nicht zum Aergernis gedeihen.“ Das Volk wollte nun sehen, wie die Schwertter in die Leiber der heiligen Kämpfer drängen, und diese begaben sich daher ruhig in die Mitte des Kampfplatzes zurück. Lautlos empfingen alle den Todesstreich, Perpetua aber schrie laut auf, als ihr das Schwert des unerfahrenen Henters in die Seite drang, sie führte aber auch seine Rechte mit eigener Hand zu ihrer Kehle, die er nun sicher durchschnitt. — So war nun der Kampf gekämpft, und Glauben gehalten, die triumphirenden Seelen zogen heim und der Segen ihres Blutes, ihres Leidens und Sterbens begann die wirkungsreiche mächtige Wanderung über die Erde hin. Noch predigt das Blut. Noch bewegt es die Seelen, und der mahnende Ruf der Treue, Perpetua's letztes Wort: „Stehet im Glauben“, kommt hiemit auch an dich, Leserin, und an dein Herz. Möge dir reichlich gesegnet sein, was dir der Herr gönnt!



XIII.

13. März.

Euphrasia,

Jungfrau.

Sie starb in einem egyptischen Kloster 410 nach Christo. Man gedenkt ihrer am 13. März, ohne daß deshalb dieser Tag mit Gewisheit ihr Todestag genannt werden könnte. Sie ist keine Märtyrin, denn sie starb in den Zeiten des jüngeren Theodosius, zu welchen das Christenthum siegreich den Thron der römischen Kaiser eingenommen hatte. Doch kann man sie eine Ueberwinderin der Welt nennen, so fern ja allerdings auch derjenige die Welt überwindet, der sich ihrem Genuß entreißt und sich selbst durch Abödung bezwingt. Sie hat im Ganzen dreißig Jahre gelebt, von welchen sie weitaus den größten Theil, nemlich die ganze Zeit von ihrem achten Jahre an, in einem egyptischen Kloster zubrachte, und da unter beständigem Fasten und Beten und unter zuweilen harter Handar-



beit dem ewigen Leben entgegen rang. Hätte sie das gethan, auch wenn sie ein Mädchen von geringem Stande gewesen wäre; so würde dennoch die Beständigkeit ihres Strebens und Verlangens nach dem Ewigen die Bewunderung selbst derjenigen erwecken, welche für ihre eigene Person wie für andere ein Leben der Abtödtung und Kasteiung nimmermehr erwählen oder irgendwie begünstigen möchten. Nun aber war Euphrasia aus kaiserlichem Geblüte, und war sie auch von ihrer Mutter Brüsten an wie ein Gotteskind erzogen und von allem weltlichen Wesen ferne gehalten, so lebte sie doch die ersten Jahre ihres Lebens in einer Höheit und Fülle, welche sich ihr auch für spätere Zeiten tief eingeprägt und ihr die Wahl eines abgeschiedenen Lebens erschwert haben könnte. Sie vertauschte aber mit Bewußtsein den Gipfel alles Glückes mit einem geringen Leben, ohne daß sie jemals von einer Reue oder dem Verlangen nach Umkehr zum Glück ihrer Jugend scheint angefochten worden zu sein. Ihr Vater hieß Antigonus; von ihrer Mutter führte sie selbst den Namen Euphrasia. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, und ihr Vater starb während der ersten Jahre ihres Lebens. Ihre verwittmete, aber noch jugendliche

Mutter entzog sich allen Zumuthungen einer zweiten Ehe, so wie dem ganzen Getriebe der großen Welt, in der sie leben mußte, dadurch, daß sie sich vom Hofe nach Egypten begab, wo sie große Güter besaß. Doch hatte sie es nicht auf den Genuß oder die Verwaltung ihrer Güter abgesehen, sondern im Gegentheil, sie schloß sich einer Klostergemeinschaft an, welche unter beständigen Uebungen der Andacht das ärmste Leben führte. Dies Leben der Klosterfrauen machte einen so tiefen Eindruck auf die siebenjährige Euphrasia, daß sie ausrief: „Auch ich will mich die ganze Zeit meines noch übrigen Lebens allein meinem Heiland weihen.“ Sie sagte es ganz im Sinne der Klosterjungfrau, ihre Mutter aber bestätigte und besiegelte den von da an unwandelbaren Beschluß der Tochter mit den Segensworten: „Möge der Herr, der die Berge auf unerschütterliche Grundfesten erbaut hat, dich allezeit in der Furcht seines heiligen Namens stärken.“ — Dies alles wird die protestantische Jungfrau kaum ansprechen, vielleicht wird sie sich nicht einmal die Mühe geben, den Sinn untadelicher Treue herauszufinden, der sich doch auch in dieser Geschichte unzweifelhaft ausdrückt. Dagegen aber findet sich bei Euphrasia noch ein anderer

Umstand, welcher nach seiner großen Bedeutung für das innere Leben ohne Zweifel einem jeden Christenmenschen empfohlen werden darf. Wenn nemlich Euphrasia eine Versuchung spürte, so pflegte sie sofort zu der Vorsteherin ihres Klosters zu gehen und ihr die Noth zu entdecken. Dadurch demüthigte sie sich nicht allein, sondern sie schnitt dem Feinde ihrer Seligkeit den ferneren Zugang ab und empfing von ihrer Seelsorgerin diejenigen Anweisungen und Tröstungen, welche sie über die dunkle Zeit und deren Wiederkehr glücklich hinüber zu bringen vermochten. Hierin ist Euphrasia ein vortreffliches Beispiel für andere. Christus hat dazu seine Kirche gestiftet, daß der Einzelne durch die Gemeinschaft der Heiligen und das von ihr triefende lebendige Wort Gottes gegen alle Verführungen sicher gestellt und behalten werden möchte zum ewigen Leben. Wer die Gemeinschaft nicht ernstlich und eifrig benützt, sich ihr und ihrem Einfluß nicht offen und aufrichtig ergibt und ihn sucht, mitten unter Brüdern oder Schwestern einsam stehen und für sich allein den Weg der Heiligung vollbringen will, der wird entweder große Mühe haben, sich durchzubringen bis zum ewigen Leben, oder es überhaupt gar nicht erreichen. Nichts raubt der Versuchung,

nichts der Sünde, auch der herrschenden, mehr die Kraft, als das Bekenntnis und die Zusprache der Heiligen, und wer weise ist, der lernt daher von Euphrasia und andern Heiligen sich demüthigen, damit er von Anfechtungen und Sünden befreit und durch die Kraft Gottes erhöht werde zu einem Leben, das, frei und immer freier von Hochmuth, das größte Glück, Zuwachs der Freudigkeit und eines guten Gewissens, genießt.



XIV.

14. März.

Mathildis.

Die Kaiserin Mathildis, die zweite Gemahlin Kaiser Heinrich des Finklers, die Stammutter ebensowohl der Ottonen als des zweiten Heinrich, welche am 14. März des Jahres 968 zur ewigen Ruhe eingieng, gehört in eine Zeit, welche uns und unserer Zeit viel näher steht, als die jener ersten Märtyrinnen, an deren Gestalten unsere Augen mit so besonderer Liebe und Werthschätzung hängen. Da sie uns um so viel näher steht, und für die Aufzeichnung ihres Lebenslaufes so bald nach ihrem Ende Sorge getragen wurde; so sollte man denken, die Nachrichten über ihr Leben und Sterben müßten verläßig und übereinstimmend sein, und die Kritik der Gelehrten müßte wenig Anhaltspunkt finden, sich an dasjenige anzuhängen, was wir von ihr wissen. Allein dem ist nicht so, und wer die Idee ihres Lebens faßen möchte, der hat durch eine Menge

Widerspruch hindurch zu greifen und wird sich so wenig bei ihr als bei andern großen Namen jener Zeiten schnell und ohne Ueberwindung das Bild fixiren, welches die Kirche durch ihr treues und dankbares Gedächtnis der Nachwelt überliefern will.

Die Lebensstellung der heiligen Mathildis ist bereits charakterisirt; es war die höchste, die ein Weib in dieser Welt finden konnte. „Gemahlin eines Kaisers, der seine Zeit beherrschte und von manchen sogar über den großen Karl erhoben wird, Mutter von Kaisern, die ihrem Vater an Glanz des Namens kaum weichen:“ wer kann es leugnen, daß wir es diesmal mit dem Namen einer Hohen und Herrlichen dieser Erde zu thun haben, so wie er nur die so eben gesprochenen Worte erwägt? Mathildis scheint die hohe Stellung wohl begriffen zu haben, die ihr Gott gegeben hatte; ihr Lebenslauf berichtet von Zeiten und Ereignissen, die es außer Zweifel setzen, daß sie was ihr nach Gottes Willen geworden war, geltend zu machen und nach dem Maße ihrer Einsicht und Neigung zu benützen wußte. Hätte sie es immer auf die rechte Weise gethan, so läge darin im Allgemeinen gewis kein Tadel, sondern im Gegentheil, da ihr unverhohlen ihr ewiger Beruf über alle zeitliche

Stellung gieng, und sie allerdings nach dem Reiche Gottes am ersten trachtete; so würde unsere sehnfüchtige Begier nach dem Anschauen erfüllt sein, da wir in ihr ein Beispiel wahrer Heiligung des gesunden Lebens finden würden. Denn es wird wohl niemand in Abrede stellen, daß ein gesundes Leben bei denen ist, welche den zeitlichen und ewigen Beruf vereinen und jeden von beiden zum Vortheil des anderen benützen können.

Schon aus diesen Bemerkungen kann die Leserin entnehmen, daß am Leben der hohen Frau, deren wir jetzt gedenken, Mangel zu finden ist. Indes dürfen wir uns den Blick auf sie keineswegs verderben lassen; wir werden vielmehr ganz wohl thun, wenn wir das Herrliche und Schöne ihres Lebensgangs, so weit es uns zur Nachfolge dienen kann, mit Liebe ins Auge fassen. Mathilde war im Kloster erzogen und hatte von Jugend auf Liebe zu dieser stillen Lebensweise und Freude an der Religion des Herrn Jesus finden lernen. Das merkt man ihrem ganzen Leben an. Im Jahre 913 vermählte sie sich mit Heinrich von Sachsen, welcher 916 nach dem Tode seines Vaters Herzog, und nach dem Tode des Kaisers Konrad im Jahre 919 durch Wahl der Fürsten auch dessen Nachfolger wurde. Er war ange-

than mit allen Eigenschaften und Tugenden eines großen Königs und Helden; das Volk hieng ihm an und folgte ihm gerne auf seinem Siegeslaufe; er hingegen wußte es dafür auch zu lohnen und zu heben. Das Reich der Deutschen wurde unter ihm der Größe und des Glanzes voll. An der Seite dieses Helden gieng Mathildis den Weg der Christin und gab sich allen Werken der Barmherzigkeit und der Liebe aufopfernd und mit Freuden hin; dabei ertödtete sie ihr Fleisch und führte ein Leben in Gebet und Andacht, und das nicht etwa dem Manne zuwider oder trotz seines Unwillens, sondern unter dem Sonnenschein seines offenen Wohlgefallens und seiner getreuen Vermahnung, nur immerzu dem dorngekrönten König der Barmherzigkeit nachzufolgen. So gewährt denn der Blick auf diese beiden dem Betrachter die seltene Freude, auf dem höchsten Throne der Welt ein Ehepaar zu sehen, welches je nach Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Berufes einig im Herzen unverrückt Christo nachgeht.

Nun aber ward Heinrich im Jahr 936 vom Schlage getroffen und machte seinen gewaltigen Söhnen Platz. Der älteste, Otto, ergriff das Scepter des Reiches; der mittlere, Bruno, hochberühmten Namens, war

Erzbischof in Cöln; der jüngste, Heinrich, Herzog von Bayern, wollte, da die kaiserliche Würde nicht an den Erstgeborenen vererbt werden konnte, sondern von einer Wahl abhieng, dem Bruder widerstreben, lehnte sich auch wirklich öffentlich gegen ihn auf, und die beiden bekriegten einander, bis sich Heinrich unterwarf und die Bruderherzen wieder zusammengiengen. Mathilde hatte Heinrich lieb und war auf seiner Seite, widerstrebt also ihrem Sohn und Kaiser Otto, was wohl eine Thorheit vor dem HErrn gewesen sein mag. Sie hatte es aber schwer zu büßen. Als die beiden Brüder wieder einig geworden waren, kehrten sie sich mit einander der Mutter entgegen, waren ihr hart und entzogen ihr sogar ihr Leibgeding. Es gab in der That für sie eine langwierige und grausame Verfolgung, bis die Söhne zu sich kamen und in sich giengen und sich mit der Mutter, die längst ihren Fehl bereut hatte, versöhnten und ihr alles erstatteten. Das war die schwere dunkle Zeit von Mathildens Leben, die ihr aber zu großer Demüthigung und zu großem Segen gereichte.

Obwohl Mathilden von ihren Söhnen während dieser Zeit gerade die Art und Weise ihres Almosen-

gebens zum Vorwurf gemacht worden war, und man sie der Verschwendung angeklagt hatte; so gieng sie doch aus der Versuchung freudiger zur Barmherzigkeit hervor, als sie zuvor gewesen, und so wie sie wieder im Genuße ihres Einkommens war, begann sie aufs neue die Kirche, ihre Armen und Elenden zu unterstützen und reichlich auszustreuen, um sich ihren Schatz im Himmel zu mehren. Dabei war sie wie früherhin voll Eifers, den Kranken, Leidenden und Unwissenden persönlich zu nahen und ihnen Trost und Belehrung zu bringen. Besonders aber lag sie dem Gebete und der Uebung der Andacht ob, und das Paradies der Gottseligkeit und ihrer Freuden war der Ort, in welchen sie sich am liebsten zurückzog. So lebte sie ihre Wittwenzeit dahin, bis ihre Stunde kam, und sie endlich in einem Kloster zu Quedlinburg von ihrer tödlichen Krankheit überfallen wurde. Der Erzbischof Wilhelm von Mainz, ihr Enkel, hörte ihre letzte Beichte, auf welche sie nach einigen Tagen ein öffentliches Sündenbekenntnis vor den Priestern und Schwestern des Klosters folgen ließ, darauf das Sacrament nahm und im Jahre 968 am 14. März entschlief. Sie wurde zu Quedlinburg begraben.

Erquickt ihr Leben auf dem ersten Throne der Welt während ihres Ehestandes jedes christliche Herz durch die Vereinigung irdischer Größe und demüthiger Hingebung an den Gedanken der eigenen Vollendung und Bereitung für eine andere Welt; so ist ihr Wittwenstand nicht bloß durch eine Sünde, sondern vielmehr durch ihre Buße und durch die entschlossene Ruhe ausgezeichnet, mit welcher sie den Weg der Entfagung und der Armuth betrat und wandelte, so wie durch die Treue gegen Gott und Christum bei allem Wechsel und Wandel ihrer Verhältnisse. Es ist kein Mensch, der nicht sündigte, es werde seine Sünde der Welt bekannt, oder nicht; daher gibt es auch keinen Heiligen, der sich durch Sündlosigkeit auszeichnete oder durch eine mackellose Besserung. Es ist genug, wenn ein Mensch im Ganzen die Richtung und den Weg nach Zion einhält und gerade und einfach, ungeirrt durch alles andere, Gottes Wege geht. Solcher Beispiele sehen und lesen wir nie zu viel, und wenn sie wie bei Mathildis durch die hohe Stellung und den kaiserlichen Purpur augenfälliger werden; so können wir dem HErrn nur desto dankbarer sein, der seine Schafe in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft sucht und findet,

und uns den Weg zum Leben durch allerlei Beispiel und Vorgang empfiehlt. Wir haben uns hiebei enthalten, von den besonderen Gaben zu reden, die an Mathildis gerühmt werden, von den Offenbarungen, mit welchen der Herr ihre Stunden der Andacht und der geistlichen Uebung gesegnet haben soll. Ohne daß es uns einkommt, irgend etwas der Art an dieser Stelle zu kritisieren, begnügen wir uns mit der Erwähnung derjenigen Dinge, welche hinreichen, uns die Person der edlen Kaiserin lieb und werth zu machen und ihr nicht bloß den Platz in unserm Kalender, sondern auch eine Stelle im Erinnerungssaale unseres Herzens zu gönnen. Der Herr gedenke unser, wie er Mathildens gedacht hat.





XV.

17. März.

Gertrud, Jungfrau, Hebtiffn.

Gertrud ist keine Märtyrin der ersten Zeit, sondern eine Tochter des siebenten Jahrhunderts, geboren und erzogen in Verhältnissen, in welchen von einer Verehrung des Namens Jesu Christi keine Rede mehr war. Sie hatte nicht mehr um des Namens Jesu willen zu leiden, nicht mehr die Schmach der Welt außerhalb der Kirche zu tragen, sondern ihre Lebensaufgabe war jene Zurückziehung von der Welt in der Kirche und jene Ueberwindung dieser Welt, welche in ihren Tagen die Aufgabe und das Heldentwerk auch vieler andern war, das stille Martyrium eines mitten in der verweltlichten Kirche dem Herrn ergebenen Lebens. Ihr Lebensgang verläuft im allgemeinen gerade so, wie der vieler anderer: sie wächst unter der Erziehung frommer Hände heran, sie wendet ihr Herz von dem gewohnten Treiben anderer ab, sie will nicht



ehelich werden, sie geht ins Kloster und führt bis an ihr Ende nach der Regel ihres Ordens ein stilles Leben der Abtöbung und der Aufopferung für andere. Bei wie vielen Lebensläufen jener Lage kehren diese Züge immer wieder, wie ein Schema, an welchem die Verschiedenheiten und Besonderheiten jedes einzelnen Lebens sich ausnehmen, wie etwa die verschiedene Zier und Ausschmückung vieler Kleider, welche nach einem und demselben Schnitt und Muster gefertigt sind: die einheitliche Form wird je nach Umständen mehr oder weniger durch Zier und Schmuck hervorgehoben und empfohlen. Trotz der Monotonie liest man dennoch jeden Lebenslauf eines Märtyrers der ersten Jahrhunderte und jeden Entfugungsgang eines Mönches oder einer Nonne der späteren Zeit mit erneuerter Befriedigung. Versteht sich: was haben denn die Christen der ersten Jahrhunderte beßeres thun können und sollen, als die Welt außer der Kirche bekämpfen und überwinden, — und was konnten und können die Christen der späteren Zeit für sich und andere heilsameres unternehmen, als die Welt in der Kirche innerlich und äußerlich überwinden? So wandeln beide dem Lamme Gottes nach, welches durch Entfugung, Aufopferung und Unterliegen selbst zu ewigen Ehren kam

und uns ein ewiges Heil erwarb. Kloster und Mönchthum mag man, wenn man will, zufällige Formen des Lebens nennen, wie wir es geschildert haben, aber mit Abrechnung dieser Formen haben auch die wahren Christen unserer Tage, auch die protestantischen in ihren Landeskirchen keine andere Aufgabe, als Gertrud und alle die leuchtenden Sterne der vergangenen alten Zeit. Weist du es anders, so belehre mich, weist du es aber nicht besser, so kannst du dich an Gertrud spiegeln und wohl zusehen, daß deine Lebensformen preiswürdiger seien, als die der Nonne Gertrud.

Ein langer Eingang, hoffentlich nicht ohne Nutzen geschrieben, dem nun in der Kürze die Besonderheiten von Gertruds Leben folgen mögen.

Gertrud war, wie man zu sagen pflegt, hochgeboren, die Tochter eines Mannes, dessen Ruhm weltbekannt ist, nemlich Pipins von Landen, des Major-Domus der fränkischen Könige von Aufrasien. Ihre Mutter hieß Itta oder Ituberga, und war die Schwester Modoals, Bischofs von Trier. In ihres Vaters Balaste nahte ihr die Versuchung der Welt nicht; derselbe war vielmehr Zufluchtsort und Sammelpunkt aller, die Hilfe bedurften, oder den ewigen Helfer Christus such-

ten. Gerade das Leben bei den Thron machte ihr die Welt unlieb und erzog in ihr das Verlangen, in stiller Abgezogenheit Christo und seinen Heiligen zu dienen. Als sie herangewachsen war, fehlte es ihr an Heirathsanträgen keineswegs, auch nicht an zureden, den einen oder den andern anzunehmen. Als man in diesem Sinne in Gegenwart des fränkischen Königs Dagobert auch einmal in sie drang, gab sie eine Antwort, welche den König vermochte, ferneres Dringen in sie zu unterlassen: „Ich habe schon einen Bräutigam, ich habe Den erwählt, dessen ewige Schönheit der Grund ist von aller Schönheit der Kreatur, dessen Reichthum unermesslich ist, und vor dessen Antlitz die heiligen Engel anbetend niederfallen.“ Nachdem nun Gertrud Herrin ihrer Wahl geworden war, begab sie sich in ein Kloster, welches ihre Mutter zu Nivelles in Brabant gestiftet hatte. In einem Alter von 20 Jahren wählte man sie zur Aebtissin, und neben freudiger Armuth und Aufopferung trat nun bei aller anerkannten Demuth ein Maß der Gabe zu regieren und andere zu leiten hervor, über das man um so mehr erstaunen mußte, wenn man ihre Jugend in Anschlag brachte. Ihre eigene Mutter hielt es für das schönste und beste, unter

der Leitung ihrer Tochter zu leben. Zehn Jahre lang blieb Gertrud in ihrem Regimente, dann aber legte sie es nieder und ihre Nichte Wilfetrudis folgte ihr in ihrer Würde. Sie selbst machte nun die Vereitung für die selige Ewigkeit zu ihrem Hauptgeschäfte, und nach drei Jahren der Vorbereitung entschlief sie im 33. Jahre ihres Alters, am 17. März 659. So mußte sie wohl anzufangen und wohl aufzuhören, das Scepter zu ergreifen und wieder niederzulegen und allezeit dasjenige zu thun, was ihr und anderen am meisten nützte. Eine solche strahlende Weisheit sucht man wohl bei Jungfrauen von 33 Jahren für gewöhnlich vergebens, Leserin, bei dir nicht vergebens?

XVI.

2. April.

Theodosia.

Eine unter Tausenden, die deshalb nicht weniger Theilnahme von uns ärnten soll, weil sie nicht einsam in der Welt steht, da die Treue, welche sie mit so vielen theilt, unsere Treue nur um so mehr stärken und befestigen soll. Es ist ja nicht die Absicht dieser Blätter, unter jedem Namen etwas Neues und Unerhörtes darzubieten, sondern dafür zu sorgen, daß die Zeugenwolke Jesu dem Geschlechte jegiger Jungfrauen im schönen Morgenrothe der Ewigkeit recht einladend vor Augen trete und den Sinn der Nachfolge erwecke. — Zu Cäsarea in Palästina hatte der Landpfleger Urbanus in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts alle Mittel aufgeboten, den christlichen Namen aus den Gegenden auszutilgen, welchen er vorstand. Da warteten auch einmal vor seinem Palaste eine Anzahl von Bekennern in Fesseln und Banden auf ihr Verhör;

Theodosia aber, eine achtzehnjährige Jungfrau aus Tyrus, die sich eben in Cäsarea aufhielt, nahte sich den Bekennern, deren Verhöre beizuwohnen sie zum Palaste gekommen war, wünschte ihnen Glück zu ihrem Loose, ermahnte sie zur Beständigkeit bis ans Ende und empfahl sich ihrem Andenken und Gebete, wenn sie nun in der Herrlichkeit des Herrn daheim sein würden. Die Wachen, welche ihren Gesprächen zuhörten, hielten es für ihre Pflicht, die Jungfrau zu greifen, welche ihrerseits denselben mit aller Freudigkeit vor den Richtstuhl folgte. So fröhlich angethan war sie von der unverhofften Ehre, für Jesum Christum leiden zu dürfen, daß der Landpfleger in ihrer Freudigkeit nur Hohn sah und sie deshalb der Folter übergab, wo ihr die Schergen mit eisernen Krallen die Seiten aufrißen und ihr endlich die Brüste abschnitten. „Deine Grausamkeit, sagte die Gepeinigte zum Richter mit großer Heiterkeit, bringt mich zu einer ewigen Glückseligkeit. Ich freue mich des Rufes zur Märtyrerkrone, der an mich ergeht, und danke Gott für seine große Gnade.“ Theodosia verlangte sehr nach dem Glücke der Ewigkeit und trug ihr Leid ohne alles Seufzen, aber sie war dabei einer zähen Lebenskraft und der Richter ließ sie deshalb, um der Sache

ein Ende zu machen, ins Meer werfen, wo sie ihren Leib dem Wasser überließ, mit der Seele aber triumphirend zur Ruhe Gottes eingieng. Das geschah nach der Ueberlieferung am 2ten April 308. Die Jungfrau war also nicht umsonst von Tyrus nach Cäsarea gereist, sondern der Herr hatte ihr Reisen zu Herzen genommen und brachte sie auf dem Wege des Lammes Gottes durch Unterliegen zum Sieg. So hatte sie am fremden Ort eine Himmelspforte gefunden und auf den webenden Wellen des unwirthbaren Meeres einen seligen und preiswürdigen Tod, wie ihn tausende auf ihren sicheren und stillen Sterbebetten nicht finden.

Jüngerin, die du das liest und überlegst, würdest du nicht den Fuß zurückziehen, wenn du eine Reise antreten solltest, an deren Ende die Krone der Blutzeugen läge? Im Falle du meinen solltest, daß es nicht nöthig sei, so eifrig zum Tode zu gehen, wie Theodosia, hättest du denn Fahrwind genug, wenn du ohne dein Zuthun und bei aller Vorsicht berufen würdest, dem Herrn zu sterben? Richtest du etwa Theodosia wie die Leute, denen man zurufen muß: „Tadeln ist leichter als bessermachen“?

XVII.

3. April.

Agape, Chionia, Irene und ihre Gefährtinnen, Blutzengen.

Drei schöne Namen stehen an der Stirne dieses Blattes, Agape, das ist Liebe, Chionia, das heißt Schneeweiß, und Irene, das heißt Friede. Die Namen gehörten drei Schwestern, welche zu Thessalonich, in der von Paulo geliebten Gemeinde, am Anfang des 4ten Jahrhunderts nach Christo lebten, zur Zeit, da Diocletian die Christen verfolgte. Ihre Eltern waren heidnisch, sie selbst aber waren Christinnen. Als die Verfolgung begann, thaten sie nach des HErrn Befehl und flohen; sie flohen auf die Berge. Da lebten sie eine Weile unter Gottes Obhut, bis sie ergriffen und mit ihren Gefährtinnen Casia, Philippa, Eutychia und einem männlichen Leidensgenossen Agathon vor den Statthalter Dulcetius zu Thessalonich gestellt wurden. Des Statthalters Schreiber las Bericht und Klage.

Ein Kostgeber Cassander hatte die ganze Gesellschaft um deswillen angezeigt, daß sie von den Speisen nichts genießen wollten, die von Gözenopfern genommen waren. Nach gestellter Klage ergab sich folgendes Gespräch zwischen dem Richter und den Verklagten.

Dulcetius sagte zu den Frauen: „Was ist das für ein Unsinn, daß ihr den frommen Befehlen unserer Kaiser und Cäsaren nicht gehorchen wollt? Und du, sagte er zu Agathon gewendet, warum gehst du zu den Opfern, wie die pflegen, die sich den Göttern weihen, und nimmst doch keinen Theil an ihnen, ißest nicht vom Opfpermahl“?

Agathon antwortete: Weil ich Christ bin.

Dulcetius: Bleibst du auch heute bei deinem Verfahren?
Gewiß, antwortete Agathon.

D. Du aber, Agape, was sagst du?

A. Ich glaube dem lebendigen Gott und will mein bisher wohlbewahrtes Gewißen nicht verlieren.

D. Und du, Chionia, was sagst du dazu?

Ch. Da ich dem lebendigen Gott glaube, wollte ich deshalb nicht thun, was du sagst.

Zu Irene gewendet, sagte der Statthalter:
Was nun du? Warum hast du dem frommen Befehle unserer Kaiser und Cäsaren nicht gehorcht?

Aus Gottesfurcht, sagte Irene.

D. Du aber, Casia, was sagst du?

E. Meine Seele will ich bewahren.

D. Willst du also der Opfer theilhaft werden?

E. Keineswegß.

D. Und du, Philippa, was sprichst du?

Ph. Eben daselbe.

D. Was ist also das?

Ph. Ich will lieber sterben, als von deinen Opfern essen.

D. Eutychia, du?

E. Dasßelbe sage ich auch; auch ich will lieber sterben, als thun, was du befehlßt.

D. Hast du einen Mann?

E. Er ist gestorben.

D. Wie lang schon?

E. Vor ungefähr sieben Monden.

D. Und von wem bist du schwanger?

E. Von ihm, meinem Manne, den mir Gott gegeben hat.

D. Ich ermahne dich, Eutychia, von dieser Thorheit abzustehen und zu menschlichen Gedanken zurückzukehren. Sag, willst du nicht dem kaiserlichen Edikte gehorchen?

E. Ich will durchaus nicht gehorchen, denn ich bin eine Christin, eine Magd des allmächtigen Gottes.

D. Weil Eutychia schwanger ist, soll man sie indes im Kerker aufbewahren. Du aber Agape, willst du alles thun, was wir, die wir den Kaisern und Cäsaren unterthänig sind?

A. Es ziemt sich mit nichten für mich, dem Satan unterthänig zu sein; durch falsche Worte wird mein Sinn nicht versucht, denn er ist unüberwindlich.

D. Und du, Chionia, was ist dein Sinn?

Ch. Unsern Sinn kann niemand verkehren.

D. Sind bei Euch Bücher oder Pergamente der gottlosen Christen?

Ch. Keine. Die jegigen Kaiser haben uns alle nehmen lassen.

D. Wer hat euch denn diesen Sinn eingegeben?

Ch. Der allmächtige Gott.

D. Wer hat euch zu dieser Thorheit verführt?

Ch. Der allmächtige Gott und Sein eingeborner Sohn, unser Herr Jesus Christus.

Nach diesem Gespräche sagte der Statthalter: „Es

ist offenbar, daß ihr alle gehalten seid, euch demüthig unsern mächtigen Kaisern und Cäsaren zu unterwerfen. Da ihr aber nach so langer Zeit, nach so viel Mahnungen und Edikten und nach so viel Drohungen tollkühn die gerechten Befehle der Kaiser und Cäsaren verachtet und bei dem gottlosen Christennamen verharret; da ihr auch an dem heutigen Termine, hieher geführt von den Wächtern, um eine Absage Christi zu leisten, euch dessen weigert; so empfanget denn die euch gebührenden Strafen.“ — Darauf sprach und schrieb er das Urtheil folgendermaßen: „Weil Agape und Chionia widerspenstigen und verkehrten Sinnes gegen das göttliche Gebot unserer Herren, der Augusten und Cäsaren, gethan haben, und sich auch jetzt noch zu der eiteln, von allen Frommen verabscheuten thörichten Religion der Christen bekennen, so befehle ich sie zu verbrennen.“ Zu der mündlichen Verkündigung des Urtheils setzte er noch hinzu: „Agathon, Cassia, Philippa und Irene sollen bis auf weiteres gefangen gehalten werden.“

Nach der glorreichen Vollendung der beiden heiligen Schwestern führte man Irene wieder zum Statthalter, und dieser ließ sie in folgender Weise an:

„Wie unsinnig dein Vorsatz ist, erscheint jetzt in

seinem ganzen Lichte, da du bis zum heutigen Tage so viele Pergamente, Bücher, Hefte, Blätter und allerlei Schriften aller möglichen Christen von Anfang an bei dir bewahrt hast. Man hat sie dir vorgelegt, und du hast sie anerkennen müssen, obgleich du alle Tage geaugnet hast, daß dergleichen Schriften bei euch zu finden seien. Nicht zufrieden mit der Strafe deiner Schwestern hast du dich nach deren Tode auch nicht durch die Furcht des eigenen Todes bestimmen lassen. Daher muß man dir allerdings jetzt deine Strafe anthun. Doch scheint es nicht unzweckmäßig, dir auch jetzt noch einige Güte angedeihen zu lassen, ja sogar dich straflos und frei von aller Pein und Gefahr zu entlassen, wenn du jetzt wenigstens die Götter anerkennen willst. Was sagst du? Willst du thun, was unsere Kaiser und Cäsaren befohlen haben? Bist du bereit, vom Opfer zu essen und den Göttern zu opfern“? — „Mit nichten, mit nichten, antwortete Irene, bei dem allmächtigen Gott, der Himmel und Erde, das Meer und alles was drinnen ist, geschaffen hat. Denn wer Jesum, das Wort Gottes leugnet, dem ist die höchste Strafe jenes ewigen Feuers gedroht.“

D. Wer hat dich dann angeleitet, die Pergamente und Schriften bis auf den heutigen Tag zu behalten?

- J.** Derselbe allmächtige Gott, der uns befohlen hat, ihn bis in den Tod zu lieben. Darum haben wir es nicht gewagt, ihn zu verleugnen, sondern es vorgezogen, lieber lebendig verbrannt zu werden, oder alles mögliche andere zu dulden, als solche Schriften zu überliefern.
- D.** Wer hat es gewußt, daß sie in deinem Hause sind?
- J.** Der allmächtige Gott, der alles weiß, hats gesehen, sonst niemand. Wir haben unsere eigenen Hausgenossen für schlimmer gehalten als Feinde und ihnen daher nichts gezeigt, damit sie uns nicht verriethen.
- D.** Wo habt ihr euch im vorigen Jahre, da das Edikt der Kaiser und Cäsaren zuerst hinausgegeben wurde, verborgen?
- J.** Wo Gott gewollt hat. Auf den Bergen, unter dem freien Himmel sind wir gewesen, Gott weiß es.
- D.** Bei wem habt ihr euch aufgehalten?
- J.** Unter dem freien Himmel, bald auf dem, bald auf jenem Berge.
- D.** Wer hat euch Brot gegeben?
- J.** Gott, der allen die Speise reicht.
- D.** Wußte euer Vater um diese Dinge?

- I.** Gewis nicht, bei dem allmächtigen Gott; er hat überhaupt nichts gewußt.
- D.** Wer von euren Nachbarn hat darum gewußt?
- I.** Frag die Nachbarn, und erforsche die Orte und Personen, die wußten, wo wir waren.
- D.** Habt ihr nach eurer Rückkehr vom Gebirge in jemandes Gegenwart in euren Schriften gelesen?
- I.** Die Schriften waren in unserem Hause, ohne daß wir wagten, sie hervor zu holen. Es war uns angst und jämmerlich genug zu Muthe, daß wir nicht Tag und Nacht lesen konnten, wie wir gewohnt waren bis zum vorigen Jahre, wo wir sie verbergen mußten.

Dulcetiüs sagte: „Deine Schwestern haben die ihnen verhängten Strafen erlitten; du aber, die du schon vor deiner Flucht durch Verbergung der Schriften den Tod verdient hast, sollst nicht auf gleiche Weise, wie sie, davon kommen, sondern ich laße dich auskleiden und durch die Wache und den Nachrichter Zoimus in ein öffentliches Frauenhaus bringen, dir alle Tage ein Brot aus dem Palaste reichen, und die Wache soll dich verhindern, von dort wegzukommen.“ Den Wächtern und dem Zoimus kündigte Dulcetiüs darauf an,

daß sie mit ihrem eigenen Leben dafür haften müßten, daß Irene an dem ihr bestimmten Ort bliebe. So wurde sie denn dahingeführt, aber der heilige Geist schützte sie, so daß sie von niemand berührt wurde, niemand ihr unehrerbietig nahe, niemand wagte, ihr ein schändliches Wort zu sagen. Nach abgelaufener Frist ließ sie Dulcetius wieder vor sich führen, und sprach zu ihr: „Verharrst du auch jetzt noch immer in deiner tollkühnen Verkehrtheit?“ Irene antwortete: „Es ist nicht Tollkühnheit und Verkehrtheit, sondern Gottesfurcht, worin ich verharre.“ Darauf versetzte Dulcetius: „Aus deinem früheren Verhöre ist es ganz offenbar, daß du dem Befehle der Kaiser dich nicht fügen willst; in derselben Hartnäckigkeit sehe ich dich auch jetzt verharren, daher du die Strafe leiden wirst, die dir gebührt.“ Darauf forderte er Schreibmaterial und fällte schriftlich folgendes Urtheil: „Weil Irene dem Befehl der Kaiser nicht gehorchen, noch den Göttern opfern wollte, sondern in der Gemeinschaft und Religion der Christen auch jetzt noch verharret, so soll auch sie, wie ihre Schwestern, lebendig verbrannt werden.“ Die Soldaten ergriffen darauf die Jungfrau und führten sie an denselben hochgelegenen Ort, wo ihre Schwestern

als Blutzuginnen Jesu gelitten hatten. Sie zündeten einen großen Scheiterhaufen an und befahlen ihr, denselben zu besteigen. Das that Irene mit großem Eifer, Psalmen singend, Gottes Ehre preisend und ward also vollendet, sagt die uralte Erzählung, im 9ten Jahre Diocletians, im 8ten Maximians, am 1ten April. Das Abendland gedenkt ihrer am dritten und fünften April.

So hatte denn Agape die Liebe bewiesen, die stärker ist, als der Tod, Chionia ihre Kleider gewaschen im Blute des Lammes, daß sie schneeweiß wurden, und Irene empfangen, was ihr Name sagt, den Frieden Deßen, der da spricht: „Meinen Frieden gebe, meinen Frieden laße ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.“ Des Dulcetius gedenkt man neben den edlen Blutzuginnen, wie des Pilatus neben dem HErrn; die drei Schwestern aber haben erfahren, was geschrieben steht: „Das Blut seiner Heiligen ist werth geachtet vor dem HErrn.“ Ihr Gedächtnis ist im Segen. Die Nonne Roswitha hat in einem geistlichen Schauspiel die Sage zu verherrlichen gesucht, nach welcher die drei Schwestern der unreinen Begier des Dulcetius wunderbar entrückt, ihm aber in seine Arme statt der Jungfrauen Köpfe gegeben worden seien, wes-

halb man sie auch mit Löpfen in der Hand malt. Es bedarf aber weder der Löpfe, noch der Sage; die schönen Namen der heiligen Drei leuchten auch ohne das vermöge ihrer Passion durch die Zeit, und im Falle sie auch bei Verleugnung der Bücher sich eine Nothlüge erlaubt haben sollten, so sieht man doch aus allem, daß es nicht aus Furcht und Verzagtheit, sondern aus Treue geschah, nicht in der Absicht, die Bücher zu verleugnen, sondern sie zu behalten. Wer sich in dergleichen kurze Erzählungen des Alterthums mit einiger Lebendigkeit versehen kann, dem werden die Beispiele der alten Blutzengen groß. In unserem Falle sind es Jungfrauen, angethan mit allen Ansprüchen auf dies arme Leben, Töchter heidnischer Eltern, wider der Eltern Sinn gläubig, gegen deren Willen flüchtig, wohl zu ihrem großen Jammer treu bis in die Flammen: was liegt in diesen wenigen Zügen schon für ein ganzes Meer von inneren Beziehungen und Bewegungen angedeutet? Man braucht nicht einmal an das Frauenhaus und was mit dem Aufenthalte dortselbst zusammenhängt, zu denken. Prüfe nach solchen Vorgängen, Leserin, deine kleine Treue, und sieh einmal, wie weit du noch dahin hast, wie die drei Schwestern, ich sage nicht, zu sterben, sondern nur zu leben.





XVIII.

9. April.

M a r i a aus Egypten.

Die Geschichte der Büsserin Maria aus Egypten ist so abenteuerlich, und sieht einem Märchen der alten Zeit, einer „Lügende“, so ähnlich, daß man sich befinden kann, ob man sie nur, sei es auch in allgemeinen Umrißen, in ein protestantisches Buch aufnehmen soll; und doch hat die Geschichte mehr Zeugenschaft als andere, und ihre Einkleidung, in welcher sie überliefert ist, trägt so gerade hin den Charakter der historischen Relation, daß man am Ende den Muth bekommt, dennoch zu erzählen, was das Alterthum berichtet. Es kommt noch überdies dazu, daß die siebente allgemeine Synode der Maria von Egypten ehrende und anerkennende Erwähnung thut. Wir wagen es daher vorzulegen, was wir lesen, dem Leser aber überlassen wir völlig seine eignen Gedanken, Werth und Gering-



schätzung, Glauben und Unglauben, wenn er nur eines zugesteht, nämlich daß damit an ihn eine Aufforderung geschieht, Buße zu thun für seine Sünden, und zwar, wenn auch nicht auf eine so auffällige, doch aber auf eine ebenso ernste und, wenn er es im Vermögen hat, auf eine schönere, des Evangeliums würdigere Weise. Die Geschichte ist an das Ende des vierten Jahrhunderts und in den Anfang des fünften zu setzen.

Damals lebte in einem Kloster von Palästina Zosimus ein Mönch, der auf eine wunderliche Weise die Bekanntschaft der ägyptischen Maria machte, und aus deren Munde sie der Schriftsteller aufgezeichnet hat, durch den man die ganze Sache weiß. Zosimus hatte in seinem Kloster keine Ruhe; das Verlangen, in seiner Heiligung und Vollendung noch weiter zu kommen, als er bereits zu sein glaubte, trieb ihn hinaus zu den Einsiedlern und Mönchen in der Nähe des Jordans, von denen er sich auch wirklich weit übertroffen fand. Sie lebten in einem Leben der Entfagung und der Armuth, unter Handarbeit und unablässigem Gebet, und erlangten eine dem Zosimus merkwürdige Freiheit ihrer Begier von allen Creaturen. Am ersten Sonntag in der Fasten zogen sie mit ein-

ander über den Jordan und zerstreuten sich in der fernen Wüste gen Arabien hin, um bis zum Beginne der Passionswoche wieder zu ihren Zellen zurückzukehren. Zosimus gieng mit ihnen und drang von Tag zu Tag mehr in die Wüste hinein, in der Hoffnung, irgendwo einen Einsiedler zu finden, dessen Weisheit und hohe Stufe der Vollendung ihn für alle das Ungemach der Hitze und des Reges entschädigen könnte. Als er nun am Mittag des zwanzigsten Tages nach seinem Aufbruch vom Kloster seiner Brüder sich niederließ, um zu ruhen und Psalmen zu beten, erblickte er eine von den Strahlen der heißen Sonne geschwärzte menschliche Gestalt mit kurzen, völlig weißen Haaren. Anfangs erschrocken, als begegnete ihm etwas Ungeheueres, faßte er sich bald, und eilte der entfliehenden Gestalt nach, die ihm jedoch eher nicht Stand hielt, als bis er ihr seinen Mantel umgeworfen hatte, denn sie war ein altes Weib und unbekleidet. Jetzt erst gab es ein Gespräch, und die beiden konnten mit einander beten. Hierauf beschwor Zosimus die Seltsame, daß sie ihm sagte, wer sie sei, wie und wie lange sie da in dieser Einöde schon gelebt habe. Darauf erzählte denn die Alte unter Ausdrücken der Scham und Buße, sie sei

eine Egypterin und heiße Maria. Als zwölfjähriges Mädchen sei sie ihren Eltern entlaufen, und nach Alexandrien gegangen, in keiner andern Absicht, als ihren wilden Lüsten zu fröhnen. Sie habe siebenzehn Jahre lang, ohne Gewinn zu suchen, das Leben einer feilen Dirne geführt; da habe sie dann einmal am Ufer Leute gesehen, die ihr gesagt hätten, sie giengen nach Jerusalem, um dort das Fest der Kreuzerhöhung zu feiern, ihr aber sei gleich eingefallen, daß sie bei einem solchen Zusammenfluß von Menschen, wie er bei diesem Feste zu Jerusalem zu sein pflegte, die beste Gelegenheit haben würde, ihren wilden Trieben zu fröhnen, und so habe sie sich dann wirklich angeschlossen, und schon auf der Reise, geschweige nach ihrer Ankunft in Jerusalem, sei sie in die abscheulichsten Ausschweifungen versunken. Als der Festtag der Kreuzerhöhung herbeigekommen wäre, habe auch sie sich zur Kirche begeben, um an der Feier theilzunehmen, allein sie habe sich wie durch eine Gewalt am Eintritt in die Kirche verhindert gefühlt, und dies Hinderniß nicht bloß einmal, sondern bei noch mehreren angestellten Versuchen, in die Kirche einzudringen, empfunden. Dadurch aufmerksam geworden, habe sie sich in einen Winkel des Vorplatzes

der Kirche zurückgezogen und sich das unerklärliche Hindernis zu erklären versucht. Bald sei es ihr klar geworden, daß sie von ihren Sünden zurückgehalten worden sei, in die Kirche einzutreten, und, nun innerlich von Schmerz und Reue durchdrungen, habe sie endlich angefangen zu beten und um Gnade für Recht anzuhalten, so wie um Wegnahme des Hindernisses für ihren Eingang in die Kirche. Sie habe auch Besserung ihres Lebens versprochen. Nach Beendigung ihres Gebetes (welches sie aber allerdings nach der Zeiten Irrthum, angeregt durch ein Marienbild, welches sich ihren Blicken darbot, der Mutter Gottes zur Vertretung vorgetragen), habe sie eine süße Beruhigung gefühlt und in die Kirche eintreten können, wo sie tief erschüttert durch die ihr so schnell und unverhofft wiedererfahrene Gnade den Fußboden mit ihren Thränen benetzt und innerlich eine andere Lebensperiode begonnen habe. Sie habe sich angemahnt gefühlt, über den Jordan zu gehen, sich deshalb drei Brote gekauft, bei dem Bäcker sich nach dem Thore erkundigt, das zum Jordan führe, und auch sogleich den Weg zu diesem Flusse angetreten. Bereits am Abend jenes Tages sei sie an der Kirche Johannis des Täufers bei diesem Flusse angelangt, habe da das

Sacrament genossen, darnach von einem ihrer Brote die Hälfte geessen, Ruhe gehalten und am andern Tage das jenseitige Ufer erreicht, und seitdem den Umgang mit Menschen gemieden. — Zosimus fragte darauf Marien, wie viele Jahre sie schon in der Wüste zugebracht, und womit sie sich ernährt hätte. Sie berichtete ihn darauf, es müßten wohl siebenundvierzig Jahre seit der Zeit verfloßen sein, wo sie von Jerusalem ausgegangen wäre. Sie hätte sich zuerst von ihren wenigen Broten, darnach aber von den Kräutern der Wüste genährt, ihre Kleider wären allmählich alle worden, und sie hätte von der Hitze und Kälte viel erlitten und sich oft sehr schlecht befunden. Zosimus wünschte hierauf auch zu wissen, wie es ihr mit ihrem inneren Leben gegangen wäre. Er konnte durch eigene Erfahrung wissen, daß der Mensch auch nach einer plötzlichen Bekehrung nicht ebenso schnell von den Schäden und sündlichen Gewöhnungen seines vorigen Lebens geheilt ist. Mit der Bekehrung geht es oft schnell, an sie aber schließt sich dann insgemein ein mühevoller und langsamer Weg der Heiligung an, bei welchem sich das gesammte Reich des Bösen um sein altes Fürstenthum zu wehren und dem neuen Be-

figer sein Recht streitig zu machen scheint. Vor den Schrecken und Mühseligkeiten einer solchen Wüstenfahrt erbebt gar manche Seele und viele, die glücklich und wunderbar durchs rothe Meer und bis zum Sinai gekommen, bleiben dann in der Wüste liegen, weil sie die neue Lebensordnung, zu welcher man sich für das Leben in Canaan anheischig machen muß, gegenüber der Begier, die an den Fleischtöpfen Egyptens festhalten will, nicht durchführen können. Es zeigte sich auch in der Antwort der Büßerin Maria, daß sie solche Erfahrungen sattjam gemacht hatte. So viel Jahre sie der Welt in voller Hingebung gedient hatte, ebenso viele hatte sie mit jämmerlichen Nachwehen ihres früheren Lebens zu kämpfen. In der Einsamkeit socht sie der gesammte Reiz ihres früheren Lebens an. Ihr frugales Mahl machte sie lüstern nach allen Speisen Egyptens, ihr armer Trank nach Wein, ihre Entbehrungen und Leiden nach dem früheren zügellosen Lebensgenuß. Sie hatte alle die Mittel anzuwenden, welche sie kannte und von andern gehört hatte, um ihrer und ihres Vorsazes Herr zu bleiben, und nicht wieder in das alte unordige Wesen zurückzulaufen. — Zosimus fragte sie auch, ob sie denn in ihrer Einsamkeit auch

viel in Gottes Wort gelesen hätte, allein das war nicht der Fall gewesen. Maria konnte nicht lesen, und vorlesen hörte sie nichts wegen ihrer großen Einsamkeit. Mit dem wenigen, was sie wußte, hatte sie die langen siebenundvierzig Jahre hausgehalten, der Tropfen ihres Wassers hatte zum Quell werden müssen, wie sich das auch bei andern ähnlichen Lebensläufen findet. Die nachhaltende und sich selbst immer erneuende Kraft des göttlichen Wortes erzeugte sich in ihr als in einem mächtigen Beispiel. „Gott kann dem Menschen Verstand geben,“ sagte Maria in diesem Sinne dem Josimus. Die Büsserin, welche ja wohl an dem alten Mönche während des Gespräches steigende Verehrung inne werden mochte, sorgte nach Weise der Einsiedler, sie möchte im stillen Gang ihres Lebens gestört werden, wenn ihre Geschichte kund würde, und bat daher ihren neuen Freund, von ihr zu schweigen, bis ihr Lebenslauf geschlossen sein würde. Er möchte aber desto ernstlicher für sie beten. „Du hast eine Gewohnheit, sagte sie, zu Anfang der Fasten vom Kloster wegzugehen; thue es das nächste mal nicht, wolle es auch nicht, denn du wirst es nicht können, auch wenn du willst. Bring mir aber am grünen Donnerstag den

Leib und das Blut des Herrn und erwarte mich am Ufer des Jordans auf der unbewohnten Seite." Mit diesen Worten hub sich Maria von dannen und eilte tiefer in die Wüste. Zosimus aber hatte, was er gesucht, Erquickung und Stärkung seines eigenen inneren Lebens durch die Erkenntnis des Lebens einer anderen Seele.

Als seine Brüder im nächsten Jahre zu Anfang der Fastenzeit sich wieder aufmachten, um in die Wüste zu gehen, lag Zosimus krank und erinnerte sich an die Worte Mariens, daß er das Kloster nicht würde verlassen können. Am grünen Donnerstage machte er sich auf mit den gesegneten Elementen des heiligen Mahles, so wie mit einem Weidenkorbe mit Feigen, Datteln und Linsen, und wanderte an den Jordan. Am Abend sah er Marien am jenseitigen Ufer, wie sie das Wasser mit dem Kreuzeszeichen belegte, und dann darüber hin, wie auf festem Boden zu ihm kam. Vor Zosimus stehend bat sie ihn, daß er mit ihr den Glauben und das Vaterunser spräche, nahm dann das heilige Abendmahl, hub ihre Hände gen Himmel und sagte unter Thränenströmen: „Herr, nun lässest du deine Magd in Friede fahren, denn meine Augen

haben dein Heil gesehen.“ „Du aber, sagte sie zu Jofimus, verzeihe mir alle Mühe, die ich dir verursacht habe, und erzeige mir noch die einzige Gnade, im nächsten Jahre, am Anfang der Fastenzeit zu mir an den Ort zu kommen, wo du mich zuerst gefunden hast.“ Von den mitgebrachten Früchten nahm Maria nichts als etwas Linsen an, und entfernte sich alsdann in derselben wunderbaren Weise. Bei seinem nächsten Besuche fand er nicht sie, aber ihren Leichnam, und neben demselben eine Inschrift mit ihrem Namen und ihrer Todeszeit. Er legte sie in eine Grube, die in der Nähe von einem Thier ausgegraben war, und gieng dann weg und diente seinem Gott, bis er im hundertsten seiner Jahre starb.

Nimm dir, Leserin, aus der Geschichte, was du willst; fang mit ihr an, was dir beliebt; siehe aber zu, daß du nicht allzusehnell sie hinter dich werfest, etwa weil Maria über den Jordan gegangen sein soll, wie du nicht kannst, und weil sie von sich und Jofimus dies und jenes voraussagen konnte, was du auch von dir und andern nicht voraussagen kannst.





XIX.

13. April.

Ida,
Wittwe.

Ida war eine Tochter von erlauchter Abkunft, aus dem Geschlechte Karls des Großen, und zwar von väterlicher und mütterlicher Seite. Ihr Vater war Gottfried der Bärtige, Herzog von Lothringen. Sie wurde von ihren Eltern mit Eustachius II., Grafen von Boulogne, gleichfalls aus dem Geschlechte Karls des Großen, vermählt und durch denselben Mutter mehrerer Kinder, unter denen sich drei Söhne von hochberühmten Namen finden. Der älteste trug des Vaters Namen und folgte ihm; der zweite war Gottfried von Bouillon, der Eroberer von Jerusalem, und König der heiligen Stadt; der dritte war Balduin, der seinem Bruder Gottfried in Jerusalem folgte. Eine ihrer Töchter war an Kaiser Heinrich IV. vermählt. Was an dieser Ida hervorleuchtet, ist die Vereinigung



der Mutterliebe und großer Thätigkeit mit der weltent-sagenden Richtung der Frömmern ihrer Zeit. Es war ihr eine heilige Pflicht, ihre Kinder von Jugend an selbst zu nähren und ihr eigenes Auge, ihre persönliche Aufsicht ihnen zu widmen; sie hätte, wenn sie andern die Ob-sorge überlassen, zu sehr den bösen Einfluß der Men-schen gefürchtet. Wie sie es aber mit ihren Mutterpflich-ten genau nahm, und deren strenge Erfüllung ebensowohl mit ihrem hohen Stande, als mit ihrer Lust zu einem geistlich abgezogenen Leben zu vereinigen wußte; so nahm sie es hinwiederum mit der Abtö-dung und mit den Werken der Barmherzigkeit genau; sie strebte nach hohen Zielen und begehrte dabei das rechte Maß zu faßen. Weil sie in die Würde gesetzt war, hüllte sie ihren Leib in das fürstliche Gewand und zierte ihn mit herrlichem Schmuck; dabei aber fastete sie ihn wie eine Büßerin. Sie übte eine fürstliche und überfließende Barmherzigkeit, aber sie bemühte sich nichts desto weniger, ihr Almosen wohl anzulegen, und forschte daher fleißig nach dem persönlichen Verhalten derjenigen, die sie unterstützte. Sie übte eine ausgedehnte äußere Thätigkeit, aber sie war ebenso darauf bedacht, sich durch das äußere Leben nicht zerstreuen zu lassen,

sondern ihre Gedanken möglichst auf der Bahn der Andacht zusammenzuhalten. Dieser Charakter, Einseitigkeit zu vermeiden, und scheinbar sich widersprechende Tugenden in sich zu vereinen, — man möchte ihn einen Charakter des rechten Maßes nennen, — bewährte sich bei ihr auch in böser Zeit. Ihr Gemahl starb, nachdem er Wilhelm, dem Eroberer, das englische Königreich hatte erobern helfen, und ließ sie zu einer Zeit als Wittve zurück, wo ihr die Erziehung ihrer Kinder und deren Versorgung besonders große Noth und Verlegenheit bereiten konnte. Aber auch da verlor sie den Muth nicht; sie blieb sich selbst getreu trotz der ungewohnten Last, sorgte für ihre Kinder, aber nicht weniger für ihre Seele, für die Kirche und für die Armen. Um der Wohlthätigkeit gegen die letzteren so uneingeschränkt wie vorher leben zu können, bedurfte sie neue Mittel; daher reiste sie persönlich nach Lothringen und Deutschland und verkaufte Güter, die ihr mit ihrem väterlichen Erbe zugefallen waren. Wir sehen also an ihr eine ebenso dem stillen Leben des Gebetes, als der praktischen Thätigkeit hingeebene Wittve, und wenn wir nun etwa geneigt sein wollten, zu vermuthen, daß ihr bei einer solchen Energie gegen sich und für andere

vielleicht etwas Unweibliches und Hartes angehangen habe; so dürfen wir dennoch der Vermuthung keine Folge geben, denn sie war wegen ihrer Mildigkeit und Sanftmuth von ihren Unterthanen ebenso geliebt, als man sich scheute, ihr vor Augen zu kommen, wenn man Böses gethan hatte. Zuletzt überwand sie eine langwierige Krankheit mit großer Geduld und gieng am 13ten Januar des Jahres 1113 mit kindlicher Freudigkeit aus der Welt. Ihr Leib fand seine Ruhestatt in der von ihr gestifteten Abtei zu St. Bedast.

Sind es auch wenige und allgemeine Züge, welche wir hier zusammengestellt haben, so geben sie doch mit einander ein Frauenbild von nicht gewöhnlicher Art, und wer angelegt ist, wie Ida, die Mutter der beiden Könige von Jerusalem, der folge ihr nach.

XX.

28. April.

Didymus und Theodora.

Vor dem kaiserlichen Statthalter zu Alexandrien stand im Jahre 304, in der schweren Verfolgungszeit, die christliche Jungfrau Theodora zum Verhör.

„Weß Standes bist du?“ fragte der Richter.

„Ich bin eine Christin,“ antwortete Theodora.

„Frei, oder Magd?“

Theodora: „Von freien Eltern geboren, durch Christum zur rechten Freiheit gebracht.“

Der Richter kannte die Jungfrau nicht und ließ daher einen Stadtobersten herbei rufen, von welchem er hörte, daß Theodora von sehr guter Abkunft sei.

„Warum,“ sagte hierauf der Statthalter Proculus, „warum hast du dich nicht verheirathen mögen, da du doch frei bist?“

Die Jungfrau gab darauf eine Antwort, aus welcher entnommen werden konnte, daß sie sich auch im

ledigen Stande nicht für unbeschützt hielt. Der Statthalter wies sie darauf auf den Befehl der Kaiser hin, diejenigen christlichen Jungfrauen, welche nicht den Göttern opfern wollten, in ein Haus der Unzucht abzuliefern. Theodora sprach nüchternen Geistes: „Es ist dir unverborgen, hoffe ich, daß Gott den Willen des Menschen ansieht. Was durch Zwang an mir geschieht, ist Gewalt und nicht für Unzucht zu achten derjenigen, die nur leidet.“ Der Richter, der nach Gewohnheit jener Proceduren die Angeklagte durch Aeußerungen theils der Achtung und Rücksicht, theils der drohenden Strenge zum Gehorsam der kaiserlichen Befehle bringen wollte, konnte Theodoren keine andere Antwort entringen; sie blieb sich völlig treu. „Keine Gewalt, die man mir anthut, kann meinen Willen beflecken. Es ist nicht Wille, sondern Zwang, wenn du mir eines meiner Glieder, oder auch den ganzen Leib verderbst. Ich aber will in Gott verbleiben, ich bin ihm auch durch ein Gelübde der Jungfrauschaft vermählt. Mein Leib und meine Seele gehören ihm an, in Seine Hände befehle ich mich; Er aber wird meinen Glauben und meine Jungfrauschaft bewahren.“ Proculus sprach auf Aeußerungen dieser Art: „Denke doch an

deine Abkunft, überschütte deine Familie nicht mit Schande.“ Theodora versetzte: „Jesus Christus ist mein Herr; er hat mir Freiheit und Ansehen gegeben und weiß auch, wie er seine Taube bewahren kann.“

Alle Reden der Jungfrau trugen den Charakter des treuen Bekenntnisses und der gedoppelten Zuversicht, daß ihr Wille nicht besleckt und ihr Leib vor Schande behütet werden würde. Als endlich der Statthalter, des Widerstands müde, der Jungfrau Backenstreiche geben ließ, wurde sie dadurch nur zu desto kräftigerem Widerstand entzündet. „Bei meinem Herrn,“ rief sie, „ich opfere nicht, ich bete die Dämonen nicht an; der Herr ist mein Helfer.“ Der Statthalter, der gemerkt haben mochte, daß die Jungfrau nicht ganz ohne Aufregung geblieben war, sagte: „Märrin, du nöthigst mich ja, dir so zu begegnen, ob ich gleich deinen Rang und deine Abkunft kenne.“ Theodora versetzte ihrerseits: „Ich bin keine Märrin, wenn ich Christum bekenne, und was du Schmach nennest, ist mir Ehre und Ruhm in Ewigkeit.“

Der Statthalter suchte noch immer die Starke mit seinen Reden zu überwinden und wollte ihr drei Tage

Frist geben, sich zu bedenken, ob sie lieber opfern, oder in ein Haus der Unzucht gehen wollte. Theodora sagte darauf: „Gott wird verhüten, daß ich ihn verlasse; für mich sind die drei Tage schon vorüber, mein Entschluß steht fest, befehl also, was dir gefällt. Soll ich aber ja drei Tage Frist haben, so laß mich während derselben in sichere Verwahrung bringen.“ Das letztere geschah denn auch. Als aber nach drei Tagen Theodora keineswegs anderen Sinnes geworden war, kündigte ihr der Richter an, er werde das Urtheil sprechen, wenn sie nun nicht alsbald ihren Willen brechen laße; es werde sich dann schon zeigen, ob ihr Christus sie vor Schande bewahren könne. Theodora erwiederte: „Gott, der ins Verborgene sieht und alles weiß, ehe es geschieht, der mich bis zur Stunde unbeschleckt erhalten hat, wird mein auch ferner wahrnehmen und mich vor den unreinen Frevlern behüten, die seine Magd zu Schanden machen wollen.“ Als sie nun wirklich hingeführt wurde, wohin sie nicht wollte, betete sie beim Eintritt mit aufgehobenen Augen: „Allmächtiger Gott, Vater meines HErrn Jesu Christi, sei du der Schirmherr deiner Magd und erlöse mich aus diesem Hause der Schande. Der du deinen Apostel Petrus

aus dem Kerker geführt hast, ohne daß ihm Leid geschah, sei auch Schirm und Schutz meines Leibes, auf daß jedermann erkenne, daß ich deine Magd bin.“ Während sich nun schon alexandrinische Wüstlinge herzu thaten, kam der Jungfrau ein Helfer. Ein Jüngling von Alexandrien, Didymus, ward von dem Verlangen ergriffen, die Jungfrau zu befreien. Er zog ein Soldatengewand an und trat kühn zu Theodora ein, die ihrerseits, dieweil sie seine Absicht nicht kannte, von kaltem Schauer durchströmt wurde, und scheu in eine Ecke des Gemachs entfloh. Didymus aber sprach freundlich: „Schwester, fürchte nichts; schein ich dir von außen ein Wolf, so bin ich inwendig ein Lamm. Laß dich durch meine Kleidung nicht schrecken, ich bin im Geiste dein Bruder und gekommen, das Eigenthum meines Gottes, seine Magd, seine Taube zu retten. Laß uns die Gewande tauschen und gehe von hinnen.“ Das geschah, und Theodora entfloh auf des Jünglings Rath eilend, wie Menschen zu eilen pflegen, die an einem solchen Orte der Schande gesündigt haben. Eine Stunde darauf kam ein Wüstling in die Kammer und fand sich sehr getäuscht, als ihm der Jüngling Didymus ganz einfach sagte,

was er gemacht hatte. Es ist hier nicht die Absicht, die Leidensgeschichte des edlen Didymus zu erzählen, aber auch er blieb ohne Wanken treu und betete, als man ihn zum Tode führte: „Gelobet sei Gott, der Vater unseres HErrn Jesu Christi, der mein Gebet nicht verschmäht, seine Magd Theodora gerettet und mich einer zwiefachen Krone gewürdigt hat.“ Der heilige Ambrosius erzählt, daß Theodora bei seinem Martyrium herzugelaufen, und zwischen den beiden ein Wettstreit entstanden sei. „Zum Bürgen meiner Keuschheit nahm ich dich, nicht zum Bürgen des Lebens; gilt es das Leben, so bin ich im Stande, diese Schuld selbst abzutragen. Meinetwegen ist das Urtheil gefällt; meine Flucht ist die Ursache deines Todes. Ich floh nicht, um nicht zu sterben, sondern um der Schande zu entgehen; nun ist meine Ehre der Gefahr enthoben, so kann mein Leib für Jesum Christum sterben. Raubst du mir meine Krone, so hast du mich nicht gerettet, sondern du hast mich betrogen.“ So fanden die beiden zusammen, was sie beide verlangten, die Martyrerkrone.

Du aber, Leserin, magst urtheilen, ob der Lebenslauf der beiden und ihre Jugend höher zu schätzen

wäre, wenn sie mit einander zum Traualtare gegangen wären, als nunmehr, da sie zusammen zur ewigen Ehre giengen, und was schöner lautet, eine Liebesgeschichte unter dem Titel Didymus und Theodora, oder eine Martyrergeschichte unter dem Titel: „Theodora und Didymus.“ Jedenfalls gehe hin und lerne zwei Dinge, Jesu treu, und keusch sein bis in den Tod.



XXI.

1. Mai.

Walburgis,

Jungfrau.

In der Zeit jener merkwürdigen und segensreichen Bewegung von den brittischen Inseln her nach Deutschland, welcher unsere Väter und wir in manchen Gegenden den Wiederaufbau, in anderen aber geradezu den Neubau der christlichen Kirche deutschen Namens verdanken, verließen nicht bloß reich begabte Männer von England und Irland, sondern auch edle Töchter jene ihre heimatlichen Gegenden und halfen in der dem Weibe geziemenden Weise aller Orten den Dienern Gottes zum Werke. Ist es daher Pflicht des Dankes und Gebot des HErrn, die Männer nicht zu vergessen, welche uns die Ströme des Heiles zugeleitet haben; so werden wir ebensowenig das Gedächtnis der Frauen vernachlässigen dürfen, die in Verleugnung des eigenen Willens und Guthabens, in Armuth und Ent-

behrung das Heil unseres Volkes zu ihrer Lebensaufgabe machten. Da nennen wir mit dankbarer Verehrung Namen wie Thekla von Ritzingen und Lioba von Bischofsheim, ebenso aber auch den Namen Walburga oder Walburgis, welcher bis zur Stunde in manchen Gegenden unseres Vaterlandes viel genannt, wenn auch vielleicht weniger bekannt ist.

Bonifacius, den man einen Apostel der Deutschen nennt, hatte seine Muhme Latta gebeten, ihm einige Klosterfrauen zu schicken, die ihm helfen sollten, den deutschen Weinberg anzubauen. Da reiste denn mit Lioba und ihrer Gesellschaft auch Walburga, eine Tochter des angelsächsischen Königs Richard, eine Schwester Willibalds und Wunibalds, welche bereits mit Bonifacius in Deutschland arbeiteten. Zwei Jahre lebte und wirkte Walburga unter Lioba zu Bischofsheim, hernach aber wurde sie Abtissin des Frauenklosters, welches ihre Brüder zu Heidenheim am Hahnenkamm gestiftet hatten. Im Vereine mit ihnen begann sie hier eine reichgesegnete Wirksamkeit, die durch ihre übermächtige weibliche Persönlichkeit unterstützt wurde. Ihr unsträflicher Wandel, ihre persönliche Sanftmuth und Güte verliehen ihrer vorhandenen

Gabe, zu leiten und zu regieren, eine große Kraft. Das zeigte sich insonderheit nach dem Tode ihres Bruders Wunibald, da man ihr, der Aebtissin des Frauenklosters, auch das Regiment des Mannsklosters übergab, welches sie von da an bis zu ihrem Tode behielt. Am 25. Februar 779 beschloß sie ihren segensreichen Lebenslauf, dessen Einzelheiten man wenig kennt, dessen Eindruck bei dem so undankbaren Geschlechte der Menschen dennoch die lange Zeit hindurch nicht hat vertilgen können, welche seit ihrem Tode vergangen ist. Ihr Todestag ist gewis; dennoch pflegt man ihrer sowohl im Bisthum Eichstädt, als in Flandern, wo ihr Name sehr bekannt ist, am 1. Mai zu gedenken, — einfach deshalb, weil an diesem Tage ein Theil ihrer Reliquien zu Furns in Flandern ausgesetzt zu werden pflegte. Ueberhaupt gehört Walburga zu den gefeiertsten Namen diesseits der Alpen, wie wir denn auch aus der alten Zeit nicht weniger als sechs Beschreibungen ihres Lebens besitzen. — Walburga wird abgebildet in der rechten Hand eine Oelflasche, die linke am Betbuch, vor sich am Fenster die Lampe der Wachsamkeit und der klugen Jungfrauen. Deutet auch die Oelflasche zunächst auf das heilsame Wal-

burgisöl, welches von ihrem Gebeine triefen soll; so kann man sich dieselbe doch auch anders deuten: Walburga wacht wie die klugen Jungfrauen, daß ihr Licht nicht verlösche, mit welchem sie dem Bräutigam entgegen geht; sie bleibt im Gebete und in der Anrufung und ist immer bereit, das Öl des guten Samariters in die Wunden des menschlichen Elends zu gießen; damit erweist sie sich als die Jungfrau, wie sie sein soll, voll Macht und Fähigkeit, den innerlichen mit dem äußerlichen Berufe zu verbinden, segensreich für andere durch die Zeit zu gehen, aber auch ebenso tüchtig und fähig, bereit und begierig, das Glück des ewigen Lebens zu erfassen. Möchte die sanfte, lautere, weise, feste und beständige Jungfrau viele Nachfolgerinnen unter den Leserinnen finden!



XXII.



4. Mai.

Monika,

Wittwe.

Der Name Monika gehört in der christlichen Kirche zu denjenigen, die von allen mit Verehrung und Liebe genannt werden; auch der Protestant, dessen Seele leicht vor jedem Namen zurückscheut, den ein Römischer mit Ehrerbietung nennt, läßt doch den Namen Monika gelten. Ist doch Monika die Mutter des großen Kirchenlehrers Augustinus, dessen Treue und Größe von allen Confessionen anerkannt wird, der durch seinen nachfolgenden Wandel und seine musterhafte Amtsführung allen ein Beweis ist, wie die Gnade Gottes aus einem Sünder ein Gotteskind, ja einen ausgezeichneten Diener Gottes zu bereiten vermag!

Monika hatte das Unglück, sehr frühzeitig die Leitung der elterlichen Hände entbehren zu müssen. Ihre Eltern vertrauten sie und ihre Auferziehung einer



alten Magd an. Sie hatte aber auch das Glück, einer Person übergeben zu werden, welche verständiger und treuer mit ihr umgieng, als viele andere es gewollt und vermocht hätten. Doch blieb auch dies Kind so wenig als andere von den Versuchungen und Sünden des kindlichen Alters frei. Monika war sogar auf dem Wege, in früher Jugend ohne Wissen der Eltern und ihrer Pflegerin sich ein Laster anzugewöhnen, welches man häßlich an allen, häßlicher an Frauen, am häßlichsten aber an jungen Mädchen finden muß. Es war das Laster des unmäßigen Weintrinkens, das sie sich anfangs nur aus Muthwillen und wie im Gegensatz gegen ihre alte Pflegerin, welche die Kinder zur Enthaltfamkeit anhalten wollte, angewöhnte, dann aber mit Lust und Leidenschaft fest hielt, bis ihr eine Dienstmagd, vor deren Augen sie eine Zeit lang unbesprochen alle Tage im Keller beim Weinholen der Sünde fröhnte, einmal im Zorne den Titel einer Weinfäuferin gab und ihr so mit einem Male zu ihrem eigenen Schrecken die Gestalt ihrer Seele enthüllte. Der Herr gab Gnade zur Umkehr, und Monika erwuchs seitdem je mehr und mehr nach Seinem Sinn, bis sie von ihren Eltern an einen vornehmen

Mann, Patricius von Tagaste, der noch ein Heide war, vermählt wurde. In der gemischten Ehe, — ohne Zweifel einer schweren Aufgabe für jedes weibliche Gemüth, — erwies sie sich als eine echte-Dienerin Gottes. Ihr Mann war gutmüthig, aber, wie es bei Gutmüthigen oft zu sein pflegt, auch jähzornig und im Zorne sehr heftig. Brach nun sein Zorn los, so schwieg Monika und ließ sich aus ihrer Sanftmuth durch keine Gewaltthätigkeit des Mannes bringen. Erst wenn der Zorn verraucht war, sprach sie mit Patricius und wies ihn liebevoll zurecht. Da sie sich in diesem Verfahren durchaus gleich blieb; so wurde sie auch immer stärker und heiterer darinnen und gewann über das Gemüth ihres Mannes eine solche Gewalt, daß er sie je länger je mehr ehrte und bei aller seiner Heftigkeit am wenigsten ihr zu nahe trat. Im Besiz einer solchen Erfahrung konnte sie auf andere Frauen, welche über die ungerechte Behandlung ihrer jähzornigen oder lüderlichen Männer zu klagen hatten, oft großen Einfluß gewinnen. „Ihr seid selbst an eurem Unglück schuld, sagte sie, weil ihr eurer Zungen nicht Herr seid.“ Damit sprach sie besser als mancher Pastor, wenn er Ehedissidien zu behandeln hat: denn es ist

ja so, an einem stillen sanften, in Stille und Sanftmuth geduldigen Weibe bricht sich am Ende der Zorn eines Mannes und seine Seele wird geheilt. Es geht alsdann dem Weibe, wie es von dem Manne geschrieben steht: Ein Geduldiger ist besser denn ein Starcker. Monika hatte auch die Freude zu ärnten, was sie gesäet hatte. Ihr Mann wendete sich gegen Ende seines Lebens zu Christo und wurde getauft. Da sie wie gegen ihn, auch gegen andere verfuhr und immer die Klugheit der geduldigen Liebe gegen jedermann bewies, so ärntete sie auch überall Liebe und Frieden, wie sie Liebe und Frieden säete, und ihr heiliger Wandel trug ohne Aufhören Frucht.

Sie hatte zwei Söhne, Navigius und Augustinus, und eine Tochter, deren Namen wir nicht kennen. Augustinus wurde schon in seiner Kindheit unter die Zahl der Catechumenen aufgenommen, aber er brachte es nicht bis zur Taufe. Die Heftigkeit seines Charakters riß ihn in Sünden dahin, um deren willen man ihn nicht für reif zur Taufe halten konnte. Einmal wurde er todtfrank, und man bereitete sich schon zu seiner Taufe; als aber die Lebensgefahr zurücktrat, ließ man es auch mit der Taufe wieder anstehen. So leidenschaftlich

der junge Augustinus war, eine so unmäßige Sucht hatte er auch, ein großer Gelehrter zu werden, und obwohl das für seine Seele nicht minder gefährlich war, als seine übrigen Sünden, so sahen doch seine Eltern, wenn schon ein jedes aus anderen Gründen, gnädiger dazu. Als Augustin 17 Jahre alt war, starb sein Vater, er aber setzte seine Studien zu Carthago fort und wurde bald eine Beute der Manichäer und eben damit eine schwere drückende Sorgenlast seiner Mutter Monika. Sie, ein Beispiel der Frömmigkeit und des christlichen Wandels, alle Zeit andächtig, barmherzig, aufopfernd, aber auch treu in ihren Mutterpflichten, mußte den Jammer sehen, daß ihr hochbegabter Sohn ganz andere, die schlechtesten Wege wählte. Sie hörte nicht auf zu flehen und zu beten, aber es dünkte ihr die Erhörung sehr lange auszubleiben. Sie erlaubte ihrem Sohne nicht mehr an ihrem Tische zu speisen und in ihrem Hause zu wohnen, bis sie ungefähr neun lange Jahre vor Augustinus Bekehrung einen tröstenden Traum hatte und von da an die Hoffnung nicht mehr aufgab, daß mit ihrem Sohne noch alles herrlich werden würde. In dieser Zuversicht ließ sie ihn wieder an ihren Tisch und in ihr Haus. Es hatte ihr

nämlich geträumt, sie stehe auf einem langen Richtscheite, neben ihr aber ein strahlender Jüngling, der von ihr die Ursache ihres Kummers erforschte und alsdann sprach: „Wo du stehst, steht dein Sohn auch.“ Der übermüthige Sohn versuchte es zwar, der Mutter den Trost dadurch zu nehmen, daß er sagte, es könnte ja auch die Mutter werden wie er, dann ständen sie auch beisammen auf Einem Richtscheit; aber Monika wußte ihm zu entgegnen. „Nein, nein, sagte sie, es hieß nicht, wo du stehest, stehe auch ich, sondern wo ich, da stehest auch du.“ Solch gute Hoffnung haben die Eltern oftmals von Kindern, über welche andere bereits den Stab gebrochen und das Herz von ihnen abgewendet haben, und es ist in solcher Hoffnung sehr oft keineswegs elterliche Schwachheit, sondern eine Art göttlicher Anregung und göttlichen Trostes, denn die Eltern behalten oftmals gegenüber der ganzen Welt und ihrer falschen Deutung Recht. Jedoch wurde es Monika schwer genug, die Verkehrtheit ihres Sohnes noch neun Jahre lang mit anzusehen. Es gieng nicht ohne viel Seufzer und Thränen ab, und sie sprach viele Christen und berühmte Väter unablässig um die Fürbitte für ihr Kind an. Ein Bischof, der, früherhin

selbst Manichäer, die Gefahren der üblen Sekte kannte, und des Anlaufs und Drangs der angstvollen Mutter nicht los werden konnte, obwohl er die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß auch für Augustinus die Wendung kommen werde, entließ sie endlich mit den Worten: „Geh hin, weine und bete wie bisher, ein Sohn so vieler Thränen kann nicht verloren gehen,“ und diese Worte übten denn nach Gottes Willen eine Kraft, wie wenn sie vom Himmel gefallen wären.

Als Augustinus 29 Jahre alt war, reiste er nach Rom, um dort die Redekunst zu lehren. Seiner Mutter war diese Reise schrecklich. Um sie zu verhindern, oder, wenn es nicht anders wäre, mit ihm zu reisen, begleitete sie ihn bis zum Ufer. Da sagte Augustinus, um ihrer los zu werden, trügllich, er wolle nicht zu Schiff gehen, so daß nun Monika in eine nahe Kapelle des heiligen Cyprianus gieng und da die Nacht zubrachte. Als sie aber am Morgen wieder ans Ufer kam, ihren Sohn zu suchen, hatte sie den Jammer, zu hören, daß er ihre Abwesenheit benützt habe, um davon zu fahren. Es blieb ihr nun nichts übrig, als sich in die Trennung zu ergeben und ihr Beten und Seufzen fortzusetzen.

Der Herr aber vollbrachte ohne sie, was sie begehrte, und mehr. Den Sohn züchtigte er in Rom durch Krankheit und führte ihn im Jahre 384 in derselben Absicht, in welcher er nach Rom gegangen war, nemlich um Rhetorik zu lehren, nach Mailand, woselbst er in Ambrosius seinen Meister fand. Monika aber lernte durch die Entfernung von ihrem Sohne dasjenige ertöden, was in ihrer Liebe zu ihm dem Herrn misfällig war. Sie wurde gereinigt, und auch er wurde auf dem Richtscheite vorwärts geführt, um zum Standpunkte seiner Mutter zu gelangen. Es ist allewege Weisheit in den Wegen des Herrn, und wer Geduld hat, der erfährt es.

Als Monika hörte, daß Augustin in Mailand sei, bestieg sie ein Schiff, um zu ihm zu eilen. Sie hatte aber eine langwierige, stürmische, höchst beschwerliche Fahrt, während welcher sie jedoch die muthigste unter allen war und auf Grund einer gehaltenen verheißenden Erscheinung den zagenden Matrosen Freude und Zuversicht einsprach. In Mailand angekommen, hatte sie die Freude, aus dem eigenen Munde ihres Sohnes zu vernehmen, daß er die Sekte der Manichäer auf die von Ambrosius empfangene Belehrung verlassen

habe. Hatte er sich nun gleich bei seinem unbeständigen Sinn der Wahrheit damit noch nicht angeschlossen, so konnte Monika doch schon darin eine Erhörnung erkennen und setzte desto zuversichtlicher ihre Bitten und Gebete fort. Im Jahre 386 geschah es, daß der Herr, der barmherzige Gott, Augustins wankenden Sinn durch die Wunder Seiner Hand überwältigte, und demselben durch Seinen heiligen Geist diejenige Festigkeit und Stärke gab, welche ihn neben seinen übrigen Gaben zum einflussreichsten Kirchenlehrer machte und zu einer Säule der Wahrheit. Da hatte denn Monika die große Aufgabe ihres irdischen Lebens vollendet. Sie hatte ausgebetet, sie war erhört und fand auf dem noch kurzen übrigen Lebenswege nur noch Ursache zu Dank und Freude. Die gute Mutter suchte nun den neubekehrten Sohn in seinen Vorsätzen dadurch fester zu machen, daß sie ihm eine christliche Lebensgefährtin zuführen wollte; allein nachdem Augustinus seinen Herrn gefunden hatte, bedurfte er dieses Mittels nicht mehr, sondern er erklärte seiner Mutter seinen Entschluß, sein übriges Leben ehelos zuzubringen. Am Osterfeste 387 wurde Augustin mit einigen seiner Freunde aus Afrika von Ambrosius getauft. Monika,

die schon vorher mit Augustin auf einem Landhause gelebt hatte, und ihm in den seligen Gesprächen, welche sie so reichlich mit einander führten, solche Beweise eines nicht bloß frommen, sondern auch hohen und reichen Geistes gegeben hatte, daß er es nie vergaß, sondern in seinen Schriften rühmt, war nun wie eine Mutter aller der Neugetauften und zugleich wie ihre demüthigste Magd. Dies Zusammenleben war ihre Lebenshöhe. Die ganze Schaar dachte nun aber auf nichts mehr, als nach Afrika zurückzukehren, und Monika sollte mitgenommen werden. Allein diese war satt und bedurfte für diese Welt nichts mehr. „Mein Sohn, sagte sie zu Augustinus, für mich hat nichts auf Erden mehr einen Reiz. Eines war es, weshalb ich noch eine Weile zu leben verlangte, nemlich deine Befehrung zu erleben. Das hat mir nun Gott über all mein Hoffen gewährt, was soll ich nun ferner hienieden?“ Im Hafen zu Ostia wurde Monika krank, ohne Hoffnung auf Genesung. „Hier begrabt ihr eure Mutter,“ sprach sie zu ihren Söhnen, als sie von einer tiefen Ohnmacht erwachte. Navigius sprach den Wunsch aus, daß sie leben möchte, um mit nach Afrika zu gehen und dort ihr Grab zu finden. Sie

aber versetzte: „Kümmert euch nicht um meinen Leib, aber gedenket meiner am Altare des HErrn, wo ihr auch sein möget.“ Sie starb in ihrem 55ten Lebensjahre. Augustin, der 33 Jahre alt war, drückte ihr die Augen zu. Seine Seele war von Schmerz zerrißen, aber er weinte nicht und verbot es auch seinem Sohne Adeodatus: „es sei unschicklich, den Heimgang einer solchen Christin und Mutter zu beweinen.“ Als er freilich in die Einsamkeit kam, ließ er selbst den Thränen so freien Lauf, daß er sich hernach darüber glaubte rechtfertigen zu müssen. Er gedachte auch allezeit seiner Mutter und rühmte und pries bei jeder Gelegenheit ihren Glauben und ihren Wandel. Er hatte dazu die gerechteste Ursache. *Monika* ist ohne Zweifel ein herrliches Beispiel für Gattinnen und Mütter, besonders für solche, die mit ihr in ähnlichen Verhältnissen zu leben haben. Sie ist aber auch ein herrliches Beispiel für Frauenfrömmigkeit überhaupt, und wir wollen dies kurze Gedächtnis ihres Lebens nicht beschließen, ohne noch hinzugefügt zu haben, was für ein demüthiges und gehorsames Pfarrkind sie, die hochbegabte und einsichtsvolle Christin, gewesen ist. Es ist rührend, ihr kirchliches Verhalten in Mailand wahr-

zunehmen. Es war da so viel anders im kirchlichen Leben, als in Afrika, ja auch in Rom, daß die kirchliche, dem Leben der Gemeinschaft völlig offene, alle kirchliche Sitte hoch ehrende Frau viele Bedenken bekommen mußte. Allein sie folgte dem Lichte des Ambrosius und lernte an seiner Hand echte Freiheit der Kinder Gottes, so daß sie die Einigkeit des Glaubens von dem äußeren Leben scheiden und ungeirrt durch die Verschiedenheiten sie viel mehr achten und als mancherlei Mittel zu Einem Zwecke brauchen lernte. Indem sie dann in Carthago, in Rom und in Mailand zu leben wußte, konnte sie an allen diesen Orten ihren Glauben pflegen, allenthalben wachsen und zunehmen im innern Leben. Allen allerlei werdend, suchte und fand sie ihre und ihres Sohnes Seligkeit.

XXIII.

15. Mai.

S o p h i a

und ihre Töchter Fides, Spes und Caritas.

„Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Wer kennt nicht diese feiernden Worte des heiligen Apostels Paulus, und in weßem Herz leben nicht die drei Namen Glaube, Liebe, Hoffnung? Diese drei Namen lauten auf lateinisch: Fides (Glaube), Spes (Hoffnung), Caritas (Liebe), und wir sehen also im Vergleich der Ueberschrift, daß die Mutter Sophia ihren drei Töchtern Namen gegeben hat, über welche einem das Herz hüpfen und lachen könnte. Und sie selbst, die Mutter, hieß Sophia, d. i. Weisheit, wie wenn damit gesagt sein sollte, daß Glaube, Liebe und Hoffnung wie Töchter von der Weisheit stammen, als von der Mutter. Ob nun eine jede von den vier Personen ihrem Namen durch Art und Weise entsprechen

hat, und gewesen ist, was sie hieß, das ist allerdings eine Frage, welche ich nicht zu beantworten vermag. Aber ohne Zweifel würde die Familie der Vier zusammen eine heilige Familie gewesen sein, wenn man das von ihr hätte sagen können; sie würde eine Verkörperung eines heiligen göttlichen Gedankens gewesen sein, die Gott und Menschen erfreuen könnte, ein Spiel der Weisheit Gottes bei den Menschenkindern. Diese Familie war aber auch abgesehen von den Namen eine heilige Familie. Die Mutter zog ihre Töchter in der Furcht Gottes und in der Liebe Jesu, des einigen Erlösers, auf, und als sie herangewachsen waren, und der Herr ihnen die Marterkrone darreichen wollte, war niemand eifriger im Zuspruch und in der Ermuthigung, als die Mutter Weisheit: ja sie konnte das Glück, das ihren Töchtern blühte, als eine wahre Mutter Weisheit so völlig fassen, daß sie ihre drei Töchter mit Freuden sterben sah. Da kam unter der Lobpreisung der Weisheit Fides (der Glaube) zum Schauen, Spes (die Hoffnung) zum Haben, und Charitas (die Liebe) zu ihrer Heimath und zu ihrem Ursprung. Sophia selber aber, die Mutter, vermochte es nicht bloß, ihre Töchter dem Herrn zu opfern, sondern auch ohne sie

zu leben und im Frieden nach der Menschen gewohnter Weise zu sterben. Das ist nun wieder einmal ein Lebenslauf, ja ein gevierter Lebenslauf, kurz, schön, reich und groß, wie man sie nur bei den Christen finden kann; voll Mahnung für diejenigen, die sich gerne mahnen lassen, und bei aller Kürze voll anziehender zur Nachfolge lockender Kraft. Er ist genug, liebe Leserin, eine Morgenlektion für dich zu sein. Gehe hin und lerne, was die drei Schwestern und die Mutter hießen, waren und konnten, dann wirst du ohne Zweifel in Zeit und Ewigkeit Freude und Ehre genug haben und machen.

Ann. Man gedenkt der Töchter Fides, Spes und Caritas auch am 4. August.





XXIV.

18. Mai.

Theodotus,

der Schenkwirth und die sieben Jungfrauen,
Märtyrer.

Dieser Theodotus ist in der That eine Seltenheit in der Gesellschaft der heiligen Märtyrer, denn er ist ein Schenkwirth. Von Jugend auf fromm erzogen, und frühzeitig für den Herrn und Sein Reich ganz entschieden, wählte er doch den genannten Beruf, blieb in demselben bis an sein Ende und verstand es, alle Gefahren, die er brachte, zu überwinden und ihn für das Reich des Herrn auszubeuten. Ein Schenkwirth, noch in der Blüthe der Jahre, und dennoch ein Mann, der alles weltliche Wesen verachtet, selbst arm und in Entsagung lebt und dabei den Armen dient, in der Schenkstube ein Helfer der Elenden und ein Befehrer der Sünder wird, und dabei alles müßige Geschwätz vermeidet, ein Freund der Arbeit ist und



sehr geduldig in Trübsal, — ein solcher sucht gewis seines Gleichen. Er wohnte zu Ancyra, der Hauptstadt von Galatien, als die durch die Rescripte Diokletians vom Jahre 303 veranlaßte Christenverfolgung begann. Kaum kam die Nachricht von den kaiserlichen Edikten nach Galatien, so brach auch in Ancyra eine wilde Verfolgung los, und der lange zurückgehaltene Grimm der Heiden machte sich noch einmal schrecklich Luft. Da stob die gesammte Heerde Christi auseinander. Man floh, wenn es möglich war, in die Einöden und Berge; man verbarg sich so gut es gehen wollte, in Häusern und Schlupfwinkeln; es gab der Leiden und Märtyrer viele. Theodot aber hatte nun vollauf zu thun: er diente den Bekennern in den Gefängnissen und begrub die Leiber der Märtyrer, obgleich es bei Todesstrafe verboten war. Der Statthalter Theoctenes hatte befohlen, alle Lebensmittel vor dem Verkaufe den Götzen zu opfern, damit die Christen auf alle Fälle gezwungen würden, am Götzendienste Theil zu nehmen. Es entstand dadurch eine grausame Verlegenheit um so mehr, als nun die Christen auch kaum etwas bekommen konnten, was sie bei Uebung der heiligen Gemeinschaft auf den Altären Christi zur Oblation an-

wenden durften. Da war es gut, daß der fromme Schenkwrth einen großen Borrath von Getraide und Wein hatte, den er nun ohne allen Gewinn verkaufte. Seine Schenke wurde jetzt eine Zufluchtsstätte für die Christen, sein Haus ein Sammelort der Gläubigen, ein Bethaus, ein Krankenhaus, ein Pilgerhaus, und dabei entzog sich mein Theodot den Augen der Heiden so wenig, daß er im Gegentheil bei jeder Gelegenheit dem HErrn Christo öffentlich die Ehre gab.

Bei seinen Mühseligkeiten, die er um Christi willen auf sich nahm, ergab sich einmal, daß er einige Stunden von Anchra gerade zu der Zeit in die Burg Malus kam, als man eben darüber war, die Ueberreste des auf dem Scheiterhaufen umgekommenen Märtyrers Valens in den Fluß Hals zu werfen. Er hatte das Glück, sie an sich zu bringen, und da er nun fröhlich von dannen gieng, begegnete er einer Gesellschaft von Bekennern, welchen er zuvor hatte die Freiheit verschaffen dürfen. Beiderseits war man glücklich, einander zu sehen, und der Schenkwrth that es nicht anders, die Gesellschaft mußte sich niederlassen, damit er sie auf dem Rasen speisen und erquicken könnte. Der Priester mußte aus der Burg kommen, um die

Tischgebete zu sprechen, und so war man denn unter dem Schutze Christi fröhlich. Nach dem Essen sagte Theodot zu Fronton, dem Priester, es sei nicht leicht ein Ort geeigneter, Reliquien der Heiligen aufzubewahren. „Warum, versetzte er, haust du keine Kapelle?“ „Vor allem,“ versetzte Fronton, „müßten wir doch erst Reliquien haben.“ Theodot versicherte, daß es daran nicht fehlen würde, und zog seinen Ring vom Finger, um ihn dem Priester zum Pfande des Versprechens zu lassen. Darauf trat er seinen Rückweg nach Anchyra an.

Dort hatte indes die Verfolgung schrecklich gewüthet. Unter andern hatte der Statthalter sieben fromme Jungfrauen, die von Jugend an Gott gedient hatten, zur Strafe für ihre Standhaftigkeit einer Rottte junger Wüßlinge übergeben, sie zu schänden. Die Armen hatten nichts als Thränen und Bitten und das Zeugnis ihres großen Abscheu's; aber was half ihnen das? Ein frecher Bube zog die älteste von den Jungfrauen auf die Seite, um an ihr zu freveln. Thekusa warf sich zu seinen Füßen und rief: „Was willst du thun, mein Sohn? Wir sind ja alte, von Fasten, Wachen, Krankheiten und Leiden abgekehrte Menschen: ich bin über 70 Jahre alt, meine Gefährtinnen nicht jünger! Es wäre gewis

eine Schande für dich, dir mit Leibern zu thun zu machen, die jetzt schon Leichnamen ähnlich sind, und bald eine Beute der wilden Thiere und der Vögel sein werden, denn der Statthalter hat ja verboten, uns zu begraben.“ Nun zog sie ihren Schleier weg und zeigte ihm ihre weißen Haare. „Laß dich den Anblick rühren, sagte sie; du hast vielleicht eine Mutter von meinem Alter, so mag diese unsere Fürsprecherin sein. Wir begehren ja nichts als unsere Thränen ungehindert vergießen zu dürfen. Möge dir Christus vergelten, wenn du, wie ich hoffe, unser schonest.“ Eine solche Predigt dämpfte den Muthwillen der jungen Wüstlinge, welchen nun selbst die Thränen ausbrachen, so daß sie sich unter Verwünschung der Unmenschlichkeit des Statthalters entfernten. Als der Statthalter Theoctenes merkte, daß die Jungfrauen gesiegt hatten, schlug er einen andern Weg ein, um sie zu besiegen. Die Heiden von Anchra pflegten der Diana und Minerva zu dienen, und das Jahresfest war nahe. Da setzte denn der Statthalter die sieben Jungfrauen in offene Wagen und ließ sie, als wären sie Priesterinnen der Diana und Minerva, zum Teiche begleiten, in welchem die Gözenbilder feierlich gewaschen zu werden pflegten. Da sollten denn mit den

Göttinnen diese ihre Priesterinnen gewaschen werden. Da mußten sie aufrecht in voller Blöße stehen, dem Muthwillen eines schamlosen Haufens ausgesetzt. So führten sie zu Wagen den Festzug an, hinter ihnen kamen die Götzenwagen, dann eine große Volksmenge, der Statthalter aber mit seiner Wache beschloß den Zug. Während dessen lag Theodot mit den Christen betend auf den Knien von Tagesanbruch bis Mittag. Da hörte er denn, Thekusa habe mit ihren übrigen Gefährtinnen gesiegt, sie seien mit einander im Teiche ertränkt worden. Das war ihm ein Anlaß zu großem Lob und Dank, und als er die näheren Umstände hörte, wurde er in seiner freudereichen Stimmung bestätigt. Die Jungfrauen hatten sich unter keiner Bedingung als Priesterinnen der Diana und Minerva einkleiden und krönen lassen, alles Zureden des Statthalters von sich gewiesen und diejenigen weggestoßen, die ihnen Krone und Priesterkleid reichen wollten. Da hatte ihnen der Statthalter Steine an den Hals binden und sie an der tiefsten Stelle des Teiches versenken lassen. Nun galt es aber für Theodot, die Leichen der Märtyrinnen aus dem Teiche zu ziehen, und da der Statthalter Wachen am Teiche aufgestellt

hatte, war der Zweck schwer zu erreichen. Theodot war unter Beten und Sinnen zur Ruhe gegangen, im Traum aber sah er Thekusa, die ihn ermunterte, an den Leichnamen das gute Werk zu thun und es zu beeilen, weil ihn nach zweien Tagen ein ihm bevorstehender großer Kampf verhindern würde, er sollte sich aber beim Werke vor einem Verräther hüten. Des andern Tages erzählte Theodot seinen Traum den Brüdern, es war aber den ganzen Tag nichts zu machen, weil die Wachen unablässig am Teiche standen. Die Nacht darauf war es sehr finster, weder Mond noch Sterne gaben Schein. Da gieng denn Theodot mit den Seinen hinaus, Sichel in den Händen, um die Seile abzuschneiden, mit welchen die Leiber an die Steine gebunden waren. Als sie an den Nichtplatz kamen, wohin zu gehen sich nach Sonnenuntergang sonst niemand getraute, trafen sie auf Pfähle mit abgehaue- nen Köpfen und auf Ueberreste von verbrannten Körpern, so daß sie von Schrecken ergriffen wurden. Allein sie giengen dennoch vorwärts, denn sie hörten eine ermunternde Stimme und sahen in der tiefen Finsternis ein leuchtendes Kreuz. Zwar wurde es darauf wieder so finster, daß sie einander nicht sehen konnten, und dazu

fiel ein so starker Regen, daß sie sich kaum aufrecht zu halten und vorwärts zu gehen vermochten. Doch wurden sie einer Fackel gewahr, welche ihnen den Weg durch all dies Grauen und diese Hindernisse zeigte. Theodot selbst aber sah Männer in schimmernden Kleidern, die ihm Muth machten und anzeigten, daß der Herr Jesus sie ihm entgegengeschickt hätte, weil sein Name bereits unter die Zahl der Märtyrer eingereiht sei. „Wir sind es, die man Väter nennt, sagten sie, du wirst am Teiche den heiligen Sossander in Waffen treffen, dessen Anblick die Wachen schrecken wird. Du hättest aber keinen Verräther mitbringen sollen.“

Die Wachen waren trotz des Sturmes und Donners nicht von ihren Posten gewichen; da sie aber einen Mann mit flammender Rüstung sahen, flohen sie entsetzt in die nahen Hütten. Indessen kamen von ihrem Führer geschützt die Gläubigen. So heftig stürmte es, daß der Wind den Boden des Teiches bloß legte und die Leiber der Jungfrauen am Lichte der Erscheinung erkannt werden konnten. Theodot und seine Gefährten zogen sie nun heraus, trugen sie fort und beerdigten sie bei der Kirche der Patriarchen. Am andern Tage war die ganze Stadt in Bewegung, weil

die Leiber der Jungfrauen entwendet waren. Einer von der nächtlichen Gesellschaft, Polychromius, gieng verkleidet auf Rundschaft, wurde aber entdeckt, bekannte unter Martern Thäter und That und den Ruheort der Leiber und wurde also der Verräther, von welchem sich die warnende Stimme hatte vernehmen lassen. Da war für Theodot kein Aufhalten mehr. Nachdem er mit den Gläubigen sich gelegt und inbrünstig um das Ende der Verfolgung gebetet hatte, war Kampf und Sieg sein einziger Gedanke. Er eilte trotz denen, die ihn abhalten wollten, zu seinem Richter, der von den Anklägern umgeben war. Mit Lächeln sah der Schenkwirth auf die Marterwerkzeuge rings um ihn her. Der Richter strengte sich gewaltig an, diesen Bekenner herumzubringen: es läge ja nur an ihm, die Marterwerkzeuge von sich fern zu halten, er selber, der Richter, wollte sein Freund sein, die Gnade des Kaisers würde ihm zu Theil werden, er könnte Stadtoberster werden und Apollopriester, wenn er sich mit ihm vereinte, die Christen von der Anbetung eines Gekreuzigten abzubringen. Dagegen begann Theodot die Größe, die unnahbare Heiligkeit, die Thaten Jesu zu preisen, und zum Vergleich hervorzuheben, was die heidnischen Dichter und Schriftsteller ihren Götzen

für schändliche Verbrechen zuschrieben, wie abgeschmactt und gottlos es also wäre, solche Götter anstatt des allmächtigen und untadeligen Jesus anzubeten. Und in einer solchen Weise redete Theodot, daß die anwesenden Heiden in Wuth geriethen, die Priesterinnen der Diana und Minerva aber sich die Haare ausrausten, die Kleider zerrissen und ihre priesterlichen Kronen zertreten. Alles heidnische Volk schrie laut um Rache gegen einen solchen Feind der Götter. Man spannte ihn also auf die Folter, jedermann drängte sich hinzu, ihn zu quälen, die Henker lösten sich gegenseitig ab, um ihr Werk auch recht zu thun. Als man ihm mit eisernen Krallen seinen Leib zerrissen, Spig in seine Wunden geschüttet und sie mit Fackeln gebrannt hatte, der Märtyrer aber den Geruch seines verbrannten Fleisches inne ward und dabei sein Haupt ein wenig wandte, sagte Theoctenes, der Richter: „Du leidest ja nur, weil du den Kaisern und den Göttern die Ehre nicht thust.“ Theodot aber versetzte darauf: „Du deutest meine Kopfbewegung ganz falsch, ich bin nur unwillig, weil deine Schergen so wenig Muth haben. Feuere sie an zu größerem Gehorsam, und besinne dich auf neue Martern, damit du mit Augen siehst, was für eine Geduld

und Kraft Jesus denen einflößt, die um seinetwillen leiden. Sieh, wie der über alle Gewalt der Menschen erhaben wird, den die Gnade des Erlösers aufrecht erhält.“ Als ihm darauf der Statthalter in seiner Wuth die Kinnladen zerschmettern, die Zähne mit Steinen zerschlagen ließ, sagte er: „Laß mir auch die Zunge herausschneiden, denn Gott hört auch das stumme Schweigen Seiner Knechte.“ Als endlich die Henker zu müde waren, weil Theodot wie unempfindlich schien, ließ ihn der Statthalter einstweilen ins Gefängnis zurückführen, um ihn für neue Martern zu sparen. Man führte also Theodot über den Platz; da zeigte er den Umstehenden seinen zerfleischten Leib zum Preise Jesu, und sagte: „Es ist billig, daß man Dem solche Opfer darbringt, der uns Selbst Sein Beispiel gelassen und Sich für uns in den Tod gegeben hat.“

Nach fünf Tagen spannte man ihn wieder auf die Folter und öffnete ihm seine Wunden, legte ihn damit auf glühende Ziegelstücke, brachte ihn noch einmal auf die Folter und endlich auf den Richtplatz zur Enthauptung; sein Leichnam aber sollte verbrannt werden, damit ihn die Christen nicht ehrenvoll begraben könnten. Auf dem Richtplatz dankte Theodot dem Herrn, der ihn

unter allen Qualen gnädig gestärkt und erwählt hätte, ein Bürger des himmlischen Jerusalems zu werden. Er betete aber auch zu Ihm, daß er sich seiner hart bedrückten Kirche erbarmen, der Verfolgung ein Ende machen und Frieden schenken möchte. Zu den ihn begleitenden Christen sagte er: „Weinet nicht, sondern preiset den HErrn, durch den ich meine Laufbahn vollende und den Feind besiege; bin ich droben bei Ihm in den Himmeln, so will ich vertrauensvoll für euch beten.“ Darauf empfing er mit Freuden den Todesstreich. Als man den Leichnam auf den Scheiterhaufen legte, wurde er von einem solchen Licht umgeben, daß sich niemand zu nahen wagte; Wachen besetzten den Zugang. Gerade an dem Tage kam der Priester Fronton von Malus, um bei Theodot die versprochenen Reliquien zu holen. Als er zur Stadt kam, brach die Finsternis herein. Die Wachen hatten, wie sie zuvor befehligt waren, auch in der Nacht bei ihren Posten zu verbleiben, sich dazu angeschickt, eine Hütte aus Weidenästen und Schilfrohr gemacht und ein Feuer angezündet. Da legte sich die Eselin Fronton's, die des Weges kam, vor großer Ermüdung, denn sie war mit Wein aus Fronton's eigenem Weinberg beladen, gerade vor

dem Scheiterhaufen nieder. Die Wachen luden Fronton in ihre Hütte und zu ihrem Mahl ein, er aber gab ihnen von seinem Wein zu trinken, und sie setzten demselben nach Herzenslust zu. Sie wurden traulich, erzählten dem Priester allmählich alles und alles von dem Tode der sieben Jungfrauen und wie ihnen Theodot, der eberne Mann, wie man ihn schon heiße, die Leichname davon getragen, nun aber selbst nach unsäglichen Martern, die er ausgehalten habe als wäre er wirklich von Erz, da oben liege, sein Haupt und Kumpf von ihnen bei schwerer Strafe bewacht würden. Als nun die Wachen nach dem reichlichen Weingenuß entschliefen, gieng Fronton hin und lud das Haupt Theodots und seinen Kumpf, welchem er den Fingerreif wieder ansteckte, auf die Eselin und ließ sie vor sich her in aller Stille in die Burg Malus zurückgehen. So hielt Theodot dem Priester Fronton das Versprechen, ihm Reliquien zu verschaffen.

XXV.

19. Mai.

Pudentiana, Jungfrau, Märtyrin.

Unter dem Kaiser Antonin, dem sogenannten Frommen, lebte zu Rom ein Senator, Namens Pudens, und sein Weib hieß Prudentiana. Von beiden stammen zwei Jungfrauen, über deren Leben und Ende man wenig im Einzelnen sagen kann, die aber nichts desto weniger aus der uralten fernen Zeit herüber einen guten Ruf haben, und deren Gedächtnis bis zur Stunde im allgemeinen Andenken und im Segen ist. Die eine hieß Praxedis, deren man am 21ten Juli gedenkt, die andere aber Pudentiana, deren Gedächtnistag der 19te Mai zu sein pflegt. Die Eltern waren vornehmen Standes und reich begütert und sollen beide durch den Apostel Petrus bekehrt worden sein, welcher nach der Sage im Hause des Pudens wohnte und in demselben die sakramentliche Feier zu begehen pflegte. Die Töchter folgten den Eltern im Glauben und in

der Liebe Christi nach. Von Braxedes sagt man, daß sie ein Trost der Armen und Elenden gewesen sei, daß sie in großer Liebe alle ihre Habe zur Hilfeleistung angewendet, daß sie sich mit treuem Fleiße denen angeschlossen habe, welche gewürdigt wurden, Märtyrer des Herrn zu werden. Doch wurde Braxedes selbst keine Märtyrin, — wohl aber ihre Schwester Pudenciana, neben welcher sie hernachmals ihre Ruhestätte fand.

Zwei Lebensläufe auf wenig Zeilen, und von solcher Art, daß du, liebe Leserin, vielleicht sagst, man hätte dich mit beiden verschonen sollen, weil sie doch gar zu gering und dürftig seien und man doch deshalb von einem Menschen keine Erzählung machen dürfe, weil man seiner etwa in Rom noch gedenke und vielleicht unter seinem Namen noch eine von den vielen Kirchen jener Hauptstadt zu finden sei. Allein so gar dürftig sind doch die Lebensläufe nicht, die du verachtest. Soll sich einer zeitlicher Güter rühmen, so weiß ich kaum, was unter allen zeitlichen Gütern das Glück überträfe, Vorfahren gehabt zu haben, wie Pudens und Prudentiana gewesen. Soll man von einem Menschen an seinem Grabe etwas Gutes sagen können, so weiß doch niemand etwas Besseres aufzubringen, als was von

Praxedes und Pudenciana gesagt wird: Sie lebten für Jesum, sie starben ihm beide und Pudenciana starb für ihn. Es gibt ja nicht viele Menschen, die so leben und sterben. Oder weißt du heutzutage viele, die arm werden, um die Armen mit ihrem Reichthum zu bedienen, die sich ungescheut zu denen bekennen, welche um Jesu willen leiden, die Schmach Christi für ihre Ehre nehmen, und auch selbst bereit sind, ihr Leben für sein Bekenntnis zu lassen? Wenn man so viel von einem Menschen weiß, als wie von Pudenciana und Praxedes, so weiß man allerdings genug, um ihn zu lieben, zu ehren und sich seiner zu freuen; im Falle man auch nicht im Stande sein sollte, Einzelheiten von ihm auszusagen, kommt es doch nur darauf an, daß man so viel gewis wiße; und das wird bei den zwei genannten Schwestern der Fall sein. So viel Ehre und Andenken der Mit- und Nachwelt, als diese beiden Schwestern gehabt haben, beweist doch jedenfalls, daß ihre Tugend im Leben und Sterben keine Kummerpflanze, sondern eine hervorragende, hohe, duftende Lilie gewesen sein muß. Daher haben wir es wohl gewagt, dir, Leserin, diese Namen zu nennen, und rufen dir zu: Schaue ihr Ende an und folge ihrem Glauben nach.

XXVI.

22. Mai.

H e l e n a.

Im Jahre 326 nach Christo, zog eine Gesellschaft von allerlei Menschen nach dem heiligen Lande, an ihrer Spitze eine hochbetagte Greisin, die Mutter des Kaisers Constantin des Großen, Flavia Julia Helena. Schon vorher, im Jahre 325*, bei Gelegenheit des Concils von Nicäa, hatte der Kaiser den Bischof Macarius von Jerusalem beauftragt, das Grab Christi wieder aufzufuchen, da seit den Tagen des Kaisers Adrian (117—138) und seines Vertilgungskrieges gegen die Juden Jerusalem und seine heiligen Orte mit Schutt und heidnischem Greuel bedeckt waren. Im Jahre darauf wurde nun beschloßen, Hand anzulegen, und die alte, fast 80 jährige Jüngerin Helena stellte

* In demselben Jahre hatte Constantin die Todesstrafe der Kreuzigung in seinem ganzen Reiche abgeschafft und das Kreuz zum höchsten Ehrenzeichen erhoben

sich mit Begeisterung an die Spitze der Gesellschaft, welche die Spuren der heiligsten Vergangenheit aus dem Schutt zu Tage fördern sollte. Insonderheit galt es das heilige Grab, die Auferstehungsstätte des HErrn. Da man wußte, daß Adrian gerade diese Orte durch heidnische Tempel und Götzenbilder verunreinigt hatte, dienten nun diese Denkmäler grimmiger Feindschaft den Suchenden zu Wegweisern. Man fand das Grab und ganz nahe, wie die Kundigen mit Hinweisung auf die Sitten der Juden bei der Kreuzigung vorausgesagt hatten, die drei Kreuze und von ihnen gesondert die Ueberschrift Pilati — wie versichert wird, mit rother Schrift auf einem weiß getünchten Brett. Die Freude war groß, aber nun wußte man nicht, welches von den dreien Kreuzen Christo, welche den Schächern gedient hätten. Bischof Macarius, dem an den Kreuzen mehr lag, als manchem Jünger des 19. Säculums, kam auf den Gedanken, unter Gebet und Flehen die Kreuze als Heilmittel an einem Kranken zu erproben. Hatten die Gebeine des Propheten Elisa im alten Testamente die Kraft, einen Todten zu erwecken, weil Gott es wollte; hatten Koller und Schweißtüchlein, ja der Schatten von Aposteln nach dem neuen Testamente

durch Gott die Kraft, Kranke gesund zu machen: warum nicht das Kreuz, an welchem unser ewiges Heil vollbracht ist? Ein Schluß, den man umzuwerfen versuchen mag. Eine Matrone lag am Tode: an der versuchte Macarius die Kreuze, und siehe, das letzte von den dreien machte die Sterbende lebendig, und damit war den gläubigen Gemüthern die Gewisheit gegeben, daß das dritte das Holz war, an welchem der Herr und in Ihm die Menschheit Sieg und ewiges Heil gewonnen hatte. Das war Helena's größte Freudestunde: ihr Andenken ist seitdem an's Kreuz des Herrn gebunden. — Einen Theil des Kreuzes sandte sie ihrem Sohne nach Constantinopel, einen andern gab sie der von ihr zu Rom erbauten Kirche, welche noch den Namen vom heiligen Kreuze trägt, — den beträchtlichsten Theil aber übergab sie für eine über dem heiligen Grabe zu Jerusalem zu erbauenden Kirche dem Bischof Macarius und zwar in einem kostbaren silbernen Kasten. — Dieser letztere Theil wurde später von dem Perserkönig Chosroës II. mit anderem weggeführt, im Jahre 628 aber von Kaiser Heraclius nach Ueberwindung des Chosroës zurückgebracht und 629 am 14. September von ihm in tiefer Demuth,

nach abgelegtem kaiserlichem Schmucke und Schuhen, auf eigener Schulter in die heilige Stadt an den Ort getragen, wo er zuerst gewesen. Seit dem 5. und 6. Jahrhundert hatte man zu Ehren der Kreuzerfindung, zugleich im Andenken an das Gesicht, welches Constantin der Große vom heiligen Kreuze am Himmel gehabt hatte, im Morgen- und Abendlande am 14. September ein Fest der Kreuzerhöhung gefeiert. Erst im 8. Jahrhundert führten die Lateiner ein eigenes Fest der Kreuzerfindung ein, während man am alten Kreuzerhöhungstage nun auch, und zwar insonderheit, jene merkwürdige Kreuzerhöhung feierte, welche Kaiser Heraclius nach Besiegung der Perfer zu Jerusalem vollbrachte.

Ob Helena, welcher ihr Sohn den hohen Namen Augusta beilegte, mehr durch ihren Sohn Constantin, oder durch die Thatsache der Kreuzerfindung oder Kreuzauffindung der Kirche empfohlen wurde, fragt sich. Jedenfalls helfen beide Thatsachen, daß sie Mutter des großen Kaisers und Kreuzauffinderin war, zusammen. Allerdings aber würde ohne ihre Frömmigkeit und ihre sittliche Würde keines von beiden hinreichen, ihr Gedächtnis frisch und grün zu erhalten. Dieselben gleich-

zeitigen und bald nach ihr lebenden Schriftsteller, welche die Geschichte ihrer Fahrt nach Jerusalem beschreiben, stimmen aber auch über ihre Persönlichkeit zusammen. Constantin selbst ehrte daher seine Mutter auffallend, und diese Erfüllung des vierten Gebots ist einer der schönsten Züge in seinem Bilde.

Von der Abkunft Helena's ist nichts Gewisses vorhanden. Jedenfalls stammt sie aus Britannien; ob sie aber, wie die einen sagen, eine Wirths- oder eine Königstochter gewesen ist, kann man nicht mehr ausmachen. Ambrosius sagt, sie werde für eine Gastgeberin gehalten, die Constantius Chlorus geheirathet habe, da er in Britannien gewesen. Als dieser sie verstieß, um die Stieftochter Maximians, Theodora, zu ehelichen und dadurch Cäsar zu werden, war sie bereits die Mutter Constantins. Im Jahre 306 finden wir sie hochgeehrt am Hofe ihres Sohnes. Dem HErrn gewonnen, ließ sie sich doch erst im 63. Lebensjahre taufen und scheint je älter, je flammender in der Liebe Christi geworden zu sein. Gregor der Große sagt, sie habe in den Herzen der Römer das Feuer, von dem sie selbst glühte, die Liebe Christi, entzündet. Die Ehrerbietung gegen die Mutter Helena theilte mit ihrem

Sohne, dem Kaiser, die ganze Kirche. — Sie starb, 80 Jahre alt, zwei Jahre nach ihrer Fahrt in's heilige Land, zu Rom im Jahre 328.

Bei Helena hieß es: je älter, desto jünger, — rastlos in der Liebe Jesu bis ins Grab! Das sei auch dir, o Leserin, obschon du die Stellung in der Welt nicht einnimmst, welche Helena hatte, ein heiliger Entschluß, ein werthes Symbolum.





XXVII.

31. Mai.

Petronilla, Jungfrau, Märtyrin.

Ein Name, welcher auch denjenigen an den heiligen Petrus erinnern kann, welcher nicht weiß, daß er eigentlich nichts anders als ein Verkleinerungswort des Namens Petrus ist. Ein Name aber auch, von dem man mit einiger Gewisheit sonst nichts berichten kann, als daß er einer Jungfrau gehörte, welche für Jesum Christum zu sterben mußte. Die außerordentliche Verehrung, welche die Jüngerin von den frühesten Zeiten an fand, denn sie lebte zur Zeit der Apostel, — und der Umstand, daß uralte Kirchen nach ihrem Namen benannt sind, deutet auf eine hohe Achtung der Kirche, also ohne Zweifel auf einen Grund, der vorhanden gewesen sein muß, Petronilla zu achten, auf ein ausgezeichnetes Leben, oder doch auf einen glorreichen Tod in Christo Jesu. Mehr aber läßt sich von dieser Petronilla kaum sagen, da alles übrige doch nur ungewis ist. Sie soll eine Tochter des heiligen Apostels Petrus gewesen sein,



welche er vom Fieber geheilt habe. Schon der heilige Augustinus glaubt versichern zu dürfen, Petrus habe eine Tochter dieses Namens gehabt, und dieselbe sei wirklich durch ihn von einem Fieber wunderbar geheilt worden. Petrus kann ja wohl auch eine Tochter gehabt haben, weil er in der Ehe gelebt hat. Ob er aber wirklich eine gehabt hat, oder ob Petronilla nur eine geistliche Tochter von ihm war, das können wir nicht mehr bestimmen; ja wir können nicht einmal ausmitteln, ob Augustinus im Stande gewesen ist, darüber eine Meinung zu haben. So ist denn ein Glanz und heller Strahl in der Kirche, der Petronilla heißt; der helle Schein desselben hat bis zu dieser Stunde sich dem Auge der Nachwelt nicht entzogen. Es geht uns aber mit diesen, wie mit ähnlichen anderen Strahlen, von denen wir näheres und gewisses erst dann erkennen werden, wenn wir zur Versammlung aller derer kommen, die, bekannt bei Gott und hochgeehrt von Ihm, dennoch in der Welt vergessen und unbekannt worden sind. Auch bei ihnen heißt es, ihr Leben sei verborgen mit Christo in Gott; aber es ist deshalb kein Märchen, sondern es wird offenbart werden in der Herrlichkeit an dem großen Tage, an welchem alles offenbar werden wird, was verborgen ist.

XXVIII.

2. Juni.

Blandina.

Im Jahre 177 nach Christo entbrannte zu Lyon und Vienne eine heftige Christenverfolgung unter dem Kaiser Marcus Aurelius. Eine Beschreibung derselben findet sich in einem Briefe, welchen die dortige Gemeinde an die Christen der Provinz Asien und des Landes Phrygien über die Leidens- und Siegesgeschichte der Märtyrer erlassen hat, die jenesmal unter ihnen zu ihres Herrn Freude eingegangen waren

Die Kirche von Lyon wurde damals von dem Bischof Pothimus regiert, dem zur Seite der Presbyter Irenäus, einer der leuchtendsten Sterne in der Kirchengeschichte, wirkte. Der Feder dieses letzteren schreibt man den herrlichen Brief zu, aus dem wir unsere Nachrichten haben. — Die Verfolgung war Anfangs unordentlich, da sich der Pöbel mit blinder Wuth über die Christen warf und ihnen jede mögliche Art

der Schmach und der Leiden anthat. Als aber der Legat des Kaisers angekommen war, begann sich das Verfahren zu regeln. Man brachte die Christen zu Hauf vor Gericht. Der Richter aber kannte keine Schonung, und gieng so maßlos grausam gegen sie voran, daß ein edler Jüngling von untadeliger Tugend innerlich gedrungen wurde, sich zur öffentlichen Vertheidigung der Christen und ihres Wandels zu er bieten. Allein daran erkannte man nur seinen eigenen Sinn, und da er denselben auch keineswegs verleugnete, so reihte man ihn einfach, anstatt seine Vertheidigung zuzulassen, unter die Schaar derer ein, welchen der Prozeß gemacht war. Der Schrecken, welchen die vor den Augen der Christen zurecht gelegten Marterwerkzeuge verbreitete, brachte eine Anzahl der Bekenner zum Abfall. Obwohl deren nur zehn waren, so fürchteten doch die treuen Jünger, daß sich noch andere möchten hinreißen lassen, den Weg des Verderbens zu gehen, und daß das gegebene Uergerniß, namentlich auf die Schaar derer wirken könnte, die noch nicht in Verhaft waren. Die Besorgnis erwies sich jedoch zur Freude derer, die sie hegten als falsch; an der Stelle einer ferneren Verminderung der getreuen Zahl sah man

eine stattliche Vermehrung. Gleichzeitig wuchs jedoch die Wuth der Heiden, da Slaven, die mit ihren christlichen Herren eingezogen worden waren, aus Furcht vor der Folter von den Christen die schändlichsten Dinge ausgesagt hatten, — daß sie Menschenfleisch aßen und Blutschande trieben und dergleichen. Besonders richtete sich die Wuth der Feinde gegen den Diakon^{us} Sanctus aus Bienne, gegen Maturus, einen erst kürzlich getauften Jünger, gegen Attalus von Pergamus, der allezeit eine Säule und Zierde der gallischen Gemeinden gewesen war, und gegen die arme Slavin Blandina. Diese war sammt ihrer Herrin eingefangen worden, und letztere fürchtete sehr für die Treue ihrer Magd, da sie eines so schwächlichen Leibes und zärtlichen Wesens war, daß man ihr weder Kraft noch Muth zutrauen konnte, unter so großen Foltern und Qualen den Glauben zu bekennen. Aber gerade sie kämpfte den guten Kampf des Glaubens mit ausgezeichnetem Muth und überwand mit einer so himmlischen Geduld, daß ihr Name bis auf diese Stunde in der Kirche Gottes mit Liebe und Bewunderung genannt wird. Vom Morgen bis zum Abend zerarbeiteten sich die Folterknechte an ihr, und während von den

Qualen auch jede einzelne hinreichend schien, eine so schwache Kraft zu brechen, wuchs der Dulderin unter den Qualen der Muth, und so oft sie wiederholte, was sie immer wieder zu sagen pflegte: „Ich bin eine Christin, unter uns wird nichts schändliches begangen,“ sah man sie neugestählt in ihren Leiden und Kämpfen stehen. Der Schmerz verlor durchs Bekenntnis offenbar den Stachel, und es schien, als dränge sie allmählich bis zu einer völligen Unempfindlichkeit der Peinigung hindurch.

Nicht mindere Glorie der Leiden umgab den Diakonus Sanctus. Nichts mehr wünschte die heidnische Rotte, als es dahin zu bringen, daß sich der Heilige durch die Hitze der Qualen zu ungeziemenden Worten verleiten ließe. Allein Sanctus hatte auf alle Fragen nur eine Antwort: „Ich bin ein Christ“; weiteres konnte aus ihm nicht herausgebracht werden, nicht einmal seinen Namen oder sein Vaterland nannte er. Sein Leib hatte durch die Foltern schier alle menschliche Gestalt verloren, aber die mächtige Seele in ihm hielt ihn aufrecht, auch da man anfing alle, insbesondere die empfindlichsten Theile seines Leibes mit glühenden Platten zu belegen. In Folge der Qualen wurde

er über und über von Brand bedeckt, so daß man ihn ohne Schmerzen nirgends mehr berühren durfte. Da glaubten die Heiden durch Erneuerung der Dual und Oeffnung seiner Wunden ihn zur Lästerung des allerheiligsten Namens bringen zu können, und er wurde daher einige Tage nach den ersten Kämpfen zu neuen Martern geführt. Allein, so wie Sanctus wieder auf seinem Kampfplatze war, war er ein anderer Mann; seine Wunden schienen zu heilen und die Gnade Gottes kräftigte ihn also, daß er stärker wurde, als vorher. Ein ähnliches Wunder ereignete sich an einer bereits abgefallenen Frau, Namens Biblis, die man nun durch Foltern auch noch zur Verläumdung der Christen zwingen wollte. Ihre große Schwächlichkeit und Furchtsamkeit machte die Heiden voll Zuversicht, ihren Zweck zu erreichen. Aber umgekehrt; Biblis erwachte wie aus einem tiefen Schlafe, und anstatt nach geschehenem Abfall die früheren Glaubensgenossen zu verleugnen und zu verleumden, wandte sie sich im Gegentheil ihnen wieder zu. Aus dem, was sie damals litt, machte sie den Schluß auf die Höllequalen, die ihr des Abfalls wegen bevorstanden, klammerte sich daher aufs neue an die Gnade Gottes in Christo Jesu an

und bekannte den Namen des Gekreuzigten fortan ohne Furcht. „Wie sollten diejenigen kleine Kinder eßen, rief sie, denen ihre Religion sogar verbietet, das Blut der unvernünftigen Thiere zu genießen.“ (Apgesch. 15, 29.)

Als man hierauf die Märtyrer in einen ungesunden, finsternen Kerker brachte und ihre Füße bis zu dem fünften Loch in den Stock zwängte, gieng die Qual und der Aufenthalt vielen ans Leben, daß sie starben. Auch der mehr als 90 jährige Bischof Pothimus von Lyon wurde so schwach, daß er kaum mehr athmen konnte, aber die Sehnsucht, nicht in der Stille sterben zu müßen, sondern Christo lautes Zeugnis geben zu dürfen, stärkte ihn dennoch wunderbar, so daß er noch einmal, und zwar unter dem Loben einer blutdürstigen Schaar vor den Richter geführt werden, und unter schweren Leiden und großer Schmach dem Gekreuzigten die Ehre geben konnte. Man brachte ihn darauf in seinen Kerker zurück, wo er nach zweien Tagen seinen Geist aufgab. Im Kerker befanden sich auch viele, welche den Herrn verleugnet hatten, die man aber um deswillen nicht schonte, sondern sie als Menschen von völlig gleicher Gefinnung, wie die stand-

haften Bekenner, nur aber mit größerer Verachtung und brennenderem Haß ansah, weil sie sich zu feig für die Leiden erwiesen hatten. Wie elend waren diese Menschen, die nun, innerlich voll Pein, nicht einmal die gehoffte äußerliche Schonung gefunden hatten, und durch die Ungerechten und Feinde sich nach ihrem eigenen Gewissen so bezahlt erkennen mußten, wie sie es verdient hatten. Wie glücklich dagegen waren die treuen Bekenner, die den reichsten innern Trost genoßen und dermaßen von Freuden und Wonne überschüttet wurden, daß sie bei einer jeden Hervorführung zur Deffentlichkeit oder zur Qual wie strahlend erschienen, ihre Ketten und Banden wie Kränze und Blumengewinde trugen, und wenn auch kein Mitleid, so doch die Achtung ihrer grimmigen Verfolger fanden. Da konnte man mit Augen schauen, was für eine Gnade und seliges Glück es ist, Glauben und gutes Gewissen zu haben. Am Tage der, wie man glaubte letzten Martern derjenigen, von welchen wir so eben reden, also des Maturus und des Sanctus, der Blandina und des Attalus, erwies sich die Gnade Gottes besonders reich. Jetzt galt es nicht mehr allein die Bosheit der Feinde durch Geduld zu überwinden, sondern

die letzten Streiche im Kampf mit dem Erfolge zu thun, daß man den Kranz ergreifen könnte, und die Krone an sich ziehen, die sich bereits in nächster Nähe zeigte. Maturus und Sanctus ertrugen alle neu erfundene Pein und Qual in gewohnter Treue, bis endlich die schaulustige Menge ihrer überdrüssig wurde, und man ihnen die Kehlen durchschnitt. Blandina wurde an einen Pfahl gehängt und den wilden Thieren zur Speise gelassen. Ihr Gebet, ihre Hoffnung, ihre Freudigkeit entzündete die Gläubigen und deren inneres Leben aufs neue. Alles sah mit Bewunderung auf die siegreiche Dulderin, selbst die Bosheit der Heiden und die Wuth der wilden Thiere wurde ihr gegenüber zu Schanden; die letzteren waren nicht dahin zu bringen, die Heilige zu berühren, so daß man sie aufs neue in den Kerker führte und ihr die Zeit ihres Kampfes und Sieges noch einmal hinausrückte. Auch der Krönungstag des Attalus schob sich hinaus. Da er ein römischer Bürger war, mußte solcher Fälle halber erst Anfrage geschehen. Während dieser Wartezeit benützten die Treuen in ihren Kerker die edle Zeit aufs beste, nicht bloß zu ihrer eigenen Stärkung, sondern auch zur Wiederaufrichtung mancher Gefallenen,

so daß, als endlich die kaiserliche Entscheidung kam, nach welcher die Getreuen mit dem Tode zu bestrafen waren, der Sieg und Triumph nur desto größer wurde, denn jetzt bekannten auch solche die verleugnet hatten, und blieben treu bis in den Tod. Wer ein römischer Bürger war, wurde enthauptet, die übrigen den Thieren vorgeworfen. So wurde denn am letzten Tage der Kampfspiele Blandina mit einem 15 jährigen Knaben, Ponticus, ins Amphitheater geführt. Der Knabe hielt unter den Ermahnungen und dem Zuspruch der frommen Blandina Treue und Bekenntnis bis zum Tode, und nachdem nun alle andern vorausgegangen waren, kam endlich auch Blandina's Siegesstunde. Sie ward gezeißelt, von wilden Thieren geschleift, auf den glühenden eisernen Stuhl gesetzt, in einem Neze von einer wilden Kuh hin und her geworfen, und zuletzt mit dem Schwerte getödet. So erwies sich also die Schwächste in einer Gesellschaft von Helden als die Stärkste und ertrug mit Freudigkeit und himmlischer Geduld einen Haufen Leiden, von denen jedes einzelne, wie schon gesagt, groß genug schien, sie zu opfern. — Die uralte getreue Nachricht, welche wir von diesen Kämpfen und Siegen besitzen, erwähnt eines

besondern Umstandes, nämlich, daß bei dem öffentlichen Auftritt der Kämpfer, welche doch auf Reinlichkeit und Pflege ihrer verwundeten Leiber so gar keine Kraft und Zeit mehr wenden durften, ein wunderbarer Wohlgeruch von ihnen ausgegangen sei. Dieser Wohlgeruch hat sich geistlich in alle nachfolgenden Zeiten verbreitet, so daß Blandina und ihre Freunde bei der ganzen Kirche noch heute im rosigsten Dufte des Andenkens und der Liebe stehen. Vergessen, verachtet und verworfen sind diejenigen, welche sie gequält haben; dahin gefallen ist alle weltliche Größe ihrer Zeit, zu nichte geworden aller Widerstand ihrer Feinde: wer aber kann uns sagen und beschreiben, was der Herr seit dem Tage ihres Triumphes diesen Märtyrern zugelegt hat an Preis und Ehre und unvergänglichem Wesen: die Herrlichkeit ihrer Ewigkeit übertrifft auch alles Andenken und alle Liebe der streitenden Kirche auf Erden.





XXIX.

15. Juni.

Crescentia,

die Pflegerin des Kindes Vitus.

Wer kennt nicht den Namen Vitus, und wie viele sind aber, die mehr als den Namen wissen? Bekannt in aller Welt und bei allen Kindern Gottes, sind die edlen Kämpfer der ersten Jahrhunderte dennoch sehr oft in Dunkel eingehüllt: man weiß, daß man ihrem Glauben nachfolgen soll, wie aber und worin, das ist so oft verborgen. — Vitus war ein edler Knabe von Sicilien, dessen Vater Hylas mit solchem Ingrimme bemerkte, daß der Kleine bereits eine reife Frucht des christlichen Glaubens war, daß er that, wie der Herr geweissagt hatte (Luc. 21, 16.), und ihn in eigner Person dem Statthalter Valerian zu gewaltfamer Bekehrung oder zu strenger Bestrafung nach den Gesetzen der Kaiser übergab. Einen solchen Vater hatte Vitus. Der Herr aber hatte gesorgt, daß es dem frommen



Knaben nicht an Menschen fehlte, welche ihm dieselben Dienste thaten, die einst Joseph, der fromme Nährvater, dem heiligsten Kinde gethan hat. Vitus hatte eine Amme, und das war eben Crescentia, welche ihn mit ihrem Manne Modestus von Jugend auf in Christo Jesu erzogen hatte. Die beiden hatten in Vitus den Grund des Glaubens gelegt, und sie waren es auch, welche ihn aus den Händen des Statthalters erretteten und mit ihm über das Wasser nach Italien flohen. Zu dieser Flucht hatten sie ja vollkommenes Recht, weil der Herr selbst den Seinen die Flucht gebietet von einer Stadt zur andern. Allein der Wille des Herrn war in diesem Falle, der Kirche das Beispiel einer heiligen Familie zu verleihen, welche ohne leibliche Verwandtschaft, durch reinen Zufluß des heiligen Geistes und von ihm stammender Liebe vereint, treu in Liebe gegen Ihn, geschmückt mit der Krone der Märtyrer, zu Ihm heimkommen sollte. Modestus, Crescentia und Vitus entgingen dem Tode in Sicilien, um ihn in der Fremde, in Lucanien zu finden. Dort litten die drei mit einander und empfingen auch mit einander die Märtyrerkrone. — Ein frommer Knabe, seine Amme und ihr Mann, diese

sind es, deren man an dem heutigen Tage gedenkt, und der Tag predigt also von der Liebe, welche zwischen Ammen und Kindern in Christo Jesu bestehen kann, und welche Gott in Christo Jesu so wohlgefällig ist. Ist irgend unter den Leserinnen eine *Crescentia* dem Berufe nach, so Sorge sie, daß sie es auch werde im Leben und im Sterben, vor allem aber in heiliger Liebe.

XXX.

28. Juni.

Potamiäna.

Ueber das Leiden der heiligen Potamiäna haben wir aus dem frühen Alterthum eine doppelte Erzählung, und zwar die eine von dem Kirchengeschichtschreiber Eusebius, die andere von Palladius. Beide weichen von einander nur unbedeutend ab und stimmen so sehr zusammen, daß ihr Zusammenklang die Wahrheit der Geschichte nur desto mehr bestätigt. — Potamiäna ist eine Jungfrau von Alexandrien, deren Sieges- und Triumphzug aus der Zeit in die ewige Heimath, wie wir das öfters finden, kein einsamer ist. Ihre Mutter Marcella leidet gleichzeitig mit ihr den Tod der Blutzuginnen Jesu, und dicht hinter ihr, durch ihre Erscheinung gezogen, kommt zu der gleichen Glorie der Kriegsmann Basilides, welcher sie zum Tode geführt hatte. Ueberhaupt erzählt die alte Zeit von den Tagen der schweren Verfolgung, in welche der

Heimgang der seligen Potamiäna fällt, viel von Erscheinungen und Gesichten heimgegangener Märtyrer, und so finden wir denn auch Potamiäna noch nach ihrem Abschied aus diesem Leben durch Erscheinungen thätig, welche man von ihr in der Zeit gehabt. Leuchtend geht sie aus dem Leben, Licht läßt sie zurück auf ihrer Spur, und Licht wirkt sie hinter sich her in denen, die ihr nachfolgen.

Potamiäna war eine Slavinn, aber von ihrer Mutter Marcella sorgfältig erzogen und ausgebildet für Christum; die Saat der Mutter gedieh und reifte später unter dem vollendenden Unterrichte des großen Kirchenlehrers Origenes. Die Seele Potamiäna's glänzte von einer höheren Schönheit und verlieh der auffallenden leiblichen Wohlgestalt der blühenden Jungfrau desto mehr Anmuth und Reiz. Der Herr, dem sie gehörte, begehrte von ihr Schändliches, wie er denn ein der sinnlichen Leidenschaft zügellos dienender Mann war. Potamiäna aber war nicht zu betrügen, noch zu gewinnen. Deshalb übergab sie ihr Herr als Christin dem Statthalter Aquila, noch nicht in der Absicht, sie zum Lohn ihrer Sprödigkeit ums Leben zu bringen, sondern im Gegentheil mit dem ausdrücklichen

Erboten an Aquila, ihm Geldes genug geben zu wollen, wenn er es durch Vorstellungen oder Strenge dahin brächte, daß sich die Sclavin dem Willen ihres Besitzers fügte. Doch setzte er allerdings gleich anfangs hinzu, wenn sie von ihrem harten Sinn nicht ließe, so sollte Aquila mit ihr nach der Strenge der Gesetze verfahren. Aquila war jedoch Potamiäna gegenüber nicht glücklicher, als ihr Herr. Ihr Christus und ihre jungfräuliche Ehre blieben ungetrennt zusammen; sie wußte, daß sie in ihrem Falle von beiden keines ohne das andere besitzen konnte, und begehrte daher keine Schonung ihres Lebens um den Preis, das Edelste hinzugeben, was eine Jüngerin Jesu unter den irdischen Gütern besitzt. Da gieng es ihr denn, wie andern, sie wurde gemartert und gefoltert.

Der Schmerz des Leibes machte die Standhaftigkeit ihrer Seele nicht träger. Da alles nicht zum Ziele führte, so schritt der Richter zu einem Mittel, welches grausamer als die vorigen war. Man füllte einen großen Kessel mit Pech und brachte dieses durch ein heftiges Feuer zum Sieden. Als nun der Kessel brodelnd und dampfend vor den Augen der Jungfrau stand, wandte sich der Richter zu Potamiäna und sagte: „Geh und

sei deinem Herrn zu Willen, oder ich laße dich in den Kessel werfen, damit du Verstand bekommst.“ Die Jungfrau antwortete: „Das sei ferne, daß ein Richter so ungerecht wäre, mir zu befehlen, daß ich dem Laster und den bösen Lüsten eines Menschen diene.“ Auf diese Rede hieß Aquila die Jungfrau ausziehen und in den Kessel werfen. Sie aber rief alsbald: „Beim Haupt des Kaisers, den du fürchtest, hast du wirklich beschloßen, mich auf diese Weise hinzurichten, so laß mich nur nicht ausziehen, sondern laß mich allmählich und nach und nach in das siedende Pech versenken, damit du siehst, was für eine Geduld mir Christus, den du nicht kennst, geschenkt hat.“ So geschah ihr's denn auch, wie sie wollte, und sie gab ihren Geist auf, als ihr das Pech bis an den Hals gekommen war, was jedoch so langsam gieng, daß nach der einen Darstellung drei Stunden darüber vergiengen, nach der andern aber eine.

Es ist schon erwähnt, daß der Soldat, der sie zum Tode führte, Basilides hieß. Dieser wehrte ihr auf ihrem Todeswege alle Ungebühr des Böbels ab und behandelte sie mit wohlwollender Aufmerksamkeit, wofür ihm die Märtyrin verhieß, sie würde nach ihrem

Leiden ihren Erlöser bitten, daß er die Schonung und Milddigkeit des Basilides in Gnaden ansehen und ihm dafür das Heil gewähren möchte. Es währte auch nicht lange, da forderten die Waffengenossen bei einer Gelegenheit den Basilides zu einem Eide bei den Göttern auf. Dieser aber versicherte sie, daß er bei den Göttern nicht mehr schwören könne, denn er sei ein Christ. Zuerst glaubten die Gefährten, Basilides scherze; als sich aber der volle Ernst seiner Aeußerung herausstellte, führte man ihn vor den Statthalter, der ihn in den Kerker werfen ließ, wo er zuerst getauft wurde und hernach den Schwertstreich zum Tode empfieng. Als Ursache seiner Standhaftigkeit und Freudigkeit zum Tode gab er eine Erscheinung Potamiäna's in der Nacht drei Tage nach ihrem Tode an: „sie habe ihm da eine Krone aufs Haupt gesetzt und ihm gesagt, Christus habe sich sein erbarnt und werde ihn in kurzem mit ihr in der ewigen Freude vereinigen.“ Nach der Erzählung des Eusebius wandten sich damals in Alexandrien auch viele andere unvermuthet dem Glauben zu, weil ihnen Potamiäna erschienen wäre und sie zur Annahme des göttlichen Wortes ermuntert hätte.

Es ist in dem Leidensgang der Märtyrer jener Zeiten viel Uebereinstimmendes und Aehnliches, man könnte sagen, Monotones, und die vorhandenen Verschiedenheiten machen daher auf den durch lange Zeiten von den Märtyrern geschiedenen Leser zuweilen nicht den Eindruck, den sie nach Gottes Willen ohne Zweifel machen sollten. Und doch ist es auch wieder wahr, daß eine scharfe Betonung aller einzelnen Umstände dem erbauungsuchenden Leser große Dienste leisten und dazu helfen kann, die Gemüther immer mehr mit Liebe und Lust zu dem HErrn zu entzünden, der eine solche Menge von Knechten und Mägden hat, an deren Leiden und Siegen man merken kann, wie viel mächtiger der Geist ist als der Leib, und wie es gar wohl möglich ist, daß eine Seele Herrin werde über das gesammte leibliche Leben, und nicht nach dem Fühlen, sondern nach dem Zuge einer wunderbaren Liebe ihren Weg durchs Leben nehme bis in den Tod.

XXXI.

10. Juli.

Felicitas

und ihre sieben Söhne, Märtyrer.

Felicitas lebte zu Rom unter dem Kaiser Antoninus Pius, im zweiten Jahrhunderte nach der Geburt des HErrn, etwa im Jahre 150. Ihr Mann war gestorben, und sie hatte sich seitdem einsam gehalten, Tag und Nacht dem HErrn gedient und mit ihrem heiligen durch gute Werke ausgezeichneten Wandel viele Seelen erbaut. Das war Ursache genug für die heidnischen Priester, bei dem Kaiser Klage gegen die Wittwe und ihre sieben gleichgesinnten Söhne zu führen und darauf anzutragen, daß sie wo möglich zum Götzendienste zurückgeführt und damit das angebliche Vergerniß gehoben würde. Dem entsprechend gab Antonin dem Präfecten von Rom, Publius, den Auftrag, sie mit ihren Söhnen dahin zu bringen, daß sie die Götter durch Opfer ver-

jöhnten. Der Präfect ließ zuerst die Matrone im Stillen zu sich kommen, redete ihr freundlich zu, des Kaisers Willen zu vollbringen, drohte ihr aber auch für den entgegengesetzten Fall einen peinlichen Tod. Felicitas entgegnete ihm: „Ich werde weder durch deine Güte, noch durch deine Schrecken zur Sinnesänderung gebracht oder gebrochen werden können, denn ich habe den heiligen Geist, der mich vom Teufel nicht überwinden läßt, und deshalb bin ich gewiß, daß ich dich entweder lebendig überwinden werde, oder dich durch meinen Tod noch besser überwinde.“ Publius sagte: „Glende, wenn es dir angenehm ist zu sterben, so laß wenigstens deine Söhne leben?“ Darauf gab die Mutter Felicitas die Antwort: „Meine Söhne werden leben, wenn sie den Götzen nicht opfern; wenn sie aber dies große Verbrechen begehen, so werden sie zur ewigen Verdammnis wandern.“ Des andern Tages saß Publius öffentlich auf seinem Richtstuhl, ließ Felicitas mit ihren Söhnen herbeiführen und sagte zu ihr: „Erbarme dich deiner Söhne, der lieben Jünglinge, welche noch dazu in der ersten Jugendblüthe stehen.“ Felicitas versetzte darauf: „Was du Erbarmen nennst, ist Gottlosigkeit, und die Ermah-

nung, die du begehrt, ist Grausamkeit.“ Darauf wendete sie sich zu ihren Söhnen und sprach: „Seht, meine Söhne, den Himmel und blicket empor; dort wartet Christus mit Seinen Heiligen auf euch. Kämpfet um eure Seelen und erweist euch treu in der Liebe Christi.“ Bei diesen Worten ließ ihr Publius ins Angesicht streichen und sagte: „Wagst du's, sie in meiner Gegenwart zu vermahnen, daß sie die Befehle unserer Herren verachten?“ Dann rief er den ersten Sohn Januarius herzu, versprach ihm alles Mögliche, drohte ihm aber auch Schläge, wenn er nicht gehorchen würde. Der Jüngling antwortete: „Deine Vermahnung ist Thorheit, denn die Weisheit meines Herrn erhält mich und wird schaffen, daß ich das alles überwinden kann.“ Dafür wird er mit Ruthen gehauen und in den Kerker geworfen. Der zweite Sohn Felix gab dem Präfecten auf gleiche Zumuthungen die Antwort: „Es ist Ein Gott, den wir verehren, dem wir das Opfer frommer Andacht bringen. Glaube nur ja nicht, daß ich oder einer meiner Brüder von der Liebe Christi abweichen werden. Mögen Schläge und blutige Urtheile unser warten, unser Glaube kann durch niemand wankend gemacht werden.“ Nun wird der dritte,

Philippus, herzugebracht. Zu dem sagte Publius: „Unser Herr, der Kaiser Antoninus, hat befohlen, daß ihr den unsterblichen Göttern opfert.“ Antwort: „Das sind weder Götter, noch unsterblich, sondern eitle, elende fühllose Bilder. Wer denen opfern will, der ist in ewiger Gefahr.“ Philippus wird entfernt, Sylvanus, der vierte, herzugebracht, zu welchem Publius sagte: „Wie ich sehe, seid ihr mit eurer abscheulichen Mutter übereingekommen, die Befehle der Fürsten zu verachten und alle mit einander ins Verderben zu laufen.“ Darauf Sylvanus: „Wenn wir dies vorübergehende Verderben fürchten, so laufen wir in die ewige Pein. Da wir aber wissen, was für Belohnungen den Frommen bereitet sind, welche Strafen die Sünder erwarten; so verachten wir getrost ein menschliches Gesetz, um die göttlichen Befehle zu halten. Wer die Götzen verachtet und dem allmächtigen Gotte dient, findet ein ewiges Leben; wer die Dämonen anbetet, wird mit ihnen in der Verdammnis und im ewigen Tode sein.“ Sylvanus wird entfernt, Alexander, der fünfte, wird herbeigerufen. Zu ihm spricht Publius: „Erbarme dich doch deiner jungen Jahre und deines noch kindlichen Lebens; sei kein Aufrührer und thu, was unserem Kaiser An-

toninus angenehm ist. Opfere, damit du ein Freund der Kaiser werdest und Gnade habest.“ Darauf der Knabe: „Ich bin ein Diener Christi. Den bekenne ich mit meinem Munde, den bewahr ich im Herzen, den bete ich unablässig an. Dies schwache Alter aber, das du vor dir siehst, hat greise Weisheit, wenn es den einigen Gott verehrt. Deine Götter aber und alle, die sie ehren, werden in ewiger Verdammnis sein.“ Darauf ruft man Vitalis, den sechsten. Publius spricht: „Vielleicht hast doch du eine Lust zu leben und nicht in den Tod zu gehen.“ Antwort: „Wer ist der, der ein besseres Leben wünscht und Lust dazu trägt, der den wahren Gott anbetet, oder der sich einen Dämon geneigt machen will?“ Publius sagte: „Was für einen Dämon?“ Vitalis: „Alle Götter der Heiden sind Dämonen.“ Nun kam Martialis, der siebente, herzu. Der Richter sprach: „Ihr seid selbst Ursächer alles Grausamen, das euch begegnet, ihr verachtet die Befehle der Kaiser, und verharret in dem, was euer Untergang ist.“ Martialis beschloß die Reihe derer, die verhört wurden, mit den Worten: „O wenn du's wüßtest, welche Strafen den Gögendienern bereitet sind! Aber noch schiebt Gott den Tag Seines Zorns gegen

euch und eure Götzenbilder hinaus; denn es werden alle, die Christum nicht als den wahren Gott bekennen, in's ewige Feuer geworfen werden.“ Publius ließ dann auch diesen siebenten wegbringen, die ganze Sache nach der Ordnung aufschreiben und dem Kaiser vorlegen. Antoninus aber überwies einen jeden von den treuen Bekennern einem andern Richter zur Bestrafung. So wurde denn der erste Bruder mit bleidurchflochtenen Geißeln getödtet, der zweite und dritte mit Knütteln todtgeschlagen, der vierte von einem Felsen hinabgestürzt, die drei jüngsten enthauptet. Dasselbe widerfuhr hernach der Mutter. „Und so, erzählt die uralte Geschichte, wurden sie mit verschiedenen Toden angethan, alle aber zu Siegern und Märtyrern Christi erhoben, und flogen mit ihrer Mutter im Triumph empor, um im Himmel den Lohn zu empfangen, der aller wartet, die aus Liebe zu Gott Drohungen, Schläge und Strafen der Menschen verachten und in's Königreich des Himmels eingehen als Freunde Christi, der mit dem Vater und heiligen Geiste lebt und herrschet von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Sieh da eine von den heiligen Familien, eine Mutter mit ihren sieben Söhnen, die wie die makka-

bäiſche Mutter mit ihren Kindern jene Liebe Chriſti erfaßt hat, die ſtärker iſt wie der Tod! Wahrlich, eine Geſchichte, die es werth iſt, von den edelſten Kirchenvätern gefeiert zu werden. Gregorius der Große ruft aus: „Dieſe Mutter fürchtete ſich eben ſo ſehr, ihre ſieben Söhne in einem Leben des Fleiſches zurückzuſaßen, wie ſich fleiſchliche Eltern zu fürchten pflegen, ihre Kinder ſich im Tode vorangehen zu laßen!“ Ebenſo ſpricht er: „Sie ſtärkte die Herzen der Söhne zur Liebe des obern Vaterlandes; ſie ſandte ihre ſieben Pfänder ſich voraus, nachdem ſie mit einem jeden ſelbſt einmal geſtorben; ſie kam vor allen zur Bein, aber ſie drang als die letzte ſelbſt hindurch.“ Ein anderer Kirchenwater ſagt: „Sie gieng fröhlicher zwiſchen den Leichnamen, als früher zwiſchen den Wiegen ihrer Söhne herum, denn ihr inneres Auge ſah ſo viel Kleinodien als Wunden, ſo viel Belohnungen als Qualen, ſo viel Siegeskronen als Opfer.“

Ich weiße dich, Leſerin, auf den 18ten Julius und eine dritte Mutter mit ſieben Söhnen, denen das Leben der Ewigkeit lieber geweſen iſt, als die Ruhe der Zeit; aber ich bin nicht aufgelegt, dich zu vermähnen, dich zu fragen. Felicitas mit ihren Söhnen wird kom-

men am Tage der Ehren und des Gerichts, und was werden dann ihr gegenüber alle die fleischlichen Mütter sagen, die größere Mutterliebe nicht glauben erweisen zu können, als wenn sie den Kindern die Erde zuckerfüß und eben damit, sie meinen es freilich nicht, den Himmel gallenbitter machen.

XXXII.

13. Juli.

Margaretha, Jungfrau, Märtyrin.

Der Name Margaretha bedeutet nach seinem Wortlaut eine Perle, und die Bedeutung dieses Namens trifft wenigstens bei Derjenigen zu, von welcher wir hier zu reden haben, bei der Märtyrerin Margaretha von Antiochien in Pisidien. Daß es also ist, beweist das Andenken der Kirche, welches der Jungfrau von den ältesten Zeiten her gewidmet wurde. Können wir auch nicht leugnen, daß sich an dieses Andenken Fabeln hängten, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß Margaretha selber eine Fabel sei, oder daß das Andenken der Kirche allein auf Fabeln beruhe. Im Gegentheil, die fabelhafte Ausbildung hat sich sehr oft gerade an die größten Personen der Kirchengeschichte angehängt, und man kann daher wohl sagen: „wo viel Fabel da ist auch viel wahres Licht.“

Der Vater Margarethens war ein Götzpriester, von welchem die Jungfrau jedenfalls ihren Glauben nicht haben konnte. Es gieng ihr aber wie dem Knaben Vitus: der Herr schenkte ihr eine Amme, welche ihr nicht bloß ihre Milch einflößte, sondern auch ihren eigenen Glauben. Wie es dem Vater offenbar wurde, daß seine Tochter eine Christin geworden war, begann er mit ihr einen Kampf gewaltiger Art. Ihm war sein Götzdienst, seiner Tochter aber Jesus Christus das Theuerste, und wie er sich seinen Aberglauben so ließ sich die Tochter ihren Glauben nicht nehmen. Ihre Treue war in seinen Augen nichts anders, als sträfliche Hartnäckigkeit: damit legte er seine eigene Sündenschuld auf das Haupt seines Kindes. Er selbst wurde ihr Ankläger. Er konnte es vertragen, daß man sie folterte, und endlich wegen ihrer unwandelbaren Treue dem Schwerte überlieferte. Väterliche und mütterliche Herzen werden das weniger begreiflich finden, als daß Margaretha aushielt: ihr half der Geist Jesu und die Kraft des Glaubens; was aber kann einen Vater vermögen, gegen die fromme Tochter zu wüthen, wenn nicht ein böser Geist aus der Hölle, und die Macht eines gottlosen Wahnes? So gibt

also Margaretha den Jungfrauen, wie Vitus den Knaben und Jünglingen Beispiel und Ermahnung, nicht den Vätern zu folgen, wo sie irre gehen, sondern die Wahrheit zu fassen und zu behalten, auch wenn man sie nicht aus väterlicher Hand, sondern nur aus der einer Amme erhält. Ein goldener Apfel, aus einer silbernen Schale genommen, hat hohen Werth: er bleibt aber auch dann völlig gleichen Werthes, wenn man sich ihn aus einem hölzernen oder irdenen Gefäße aneignen darf. Glückselig ist, wer ihn hat und hält, woher er komme.

XXXIII.

17. Juli.

Marcellina.

Im Jahre 397 starb der große Bischof Ambrosius von Mailand. Ihn überlebte seine Erzieherin und Schwester Marcellina. Ihr Leben ist daher wie ein Rahmen zum Lebensbilde ihres Bruders, und wenn auch, nach Gebühr, das Bild vom Rahmen nicht übertroffen werden kann und darf, so sieht doch ein schönes Bild in der Umgebung eines wohlgelungenen Rahmens nur desto besser aus. — Der Vater Marcellina's war Statthalter in Gallien. Als er gestorben war, zog sie mit ihrer Mutter und ihren Brüdern Ambrosius und Satyrus nach Rom. Sie ergab sich dem Herrn frühe zu Seinem Eigenthum und reifte rasch zu dem herrlichen Lebensberufe heran, der ihr zu Theil war: die Führerin ihrer Brüder zu werden. In der That ist ihr Leben und Wirken nicht das einzige Bei-

spiel, aus welchem bewiesen werden kann, daß unter den Händen von Frauen gewaltige Männer heranwachsen können. Die Schwester suchte ihre Brüder zu Christo zu ziehen. Sie sagte den wohlgebornen Knaben, daß man am Adel der Geburt in Wahrheit nichts besitze, wenn man nicht ihn selbst erst wieder durch größere Vorzüge des Geistes und Gemüthes adle und schätzenswerth mache. Ebenso, behauptete das Mädchen, sei es nichts mit allem Wissen, wenn es uns nicht dazu diene, uns über unsere eigene Armseligkeit aufzuklären; es müsse alles Lernen dahin gerichtet sein, daß man sich selbst kennen lerne und mit sich ins Reine komme. Sie suchte in ihren Brüdern alles Scheinwesen zu töden, und sie mit einer glühenden Liebe zur Redlichkeit und Wahrhaftigkeit zu erfüllen. Ihr Sinn und Wille war auch gesegnet von dem HErrn, und der große Beruf ihres irdischen Lebens gelang ihr zu ihrer und anderer Menschen Freude. — Ein anderer Beruf gelang ihr nicht minder, der nemlich, die eigene Seele zu heiligen, und sie immer mehr zum Eingang in die ewige Seligkeit vorzubereiten. Der Weg, welchen sie zu diesem Ziele betrat, war allerdings nicht der, auf welchem wir dem gleichen Zwecke nachzujagen pflegen, sondern

der ihrer Zeit. Sie zog sich völlig, und zwar schon 352, von dem äußeren Leben zurück und nahm aus der Hand des Bischofs Liborius von Rom den Schleier, wie es zu jenen Zeiten so viele heilige Jungfrauen zu thun pflegten. Sie übte Enthaltfamkeit und Abtödung; sie suchte ein von uns kaum gekanntes, aber doch wahrhaftiges Glück, das des Stillschweigens, sie lebte der Andacht in und außerhalb den öffentlichen Versammlungen. Als ihr der Bischof von Rom den Schleier reichte, ermahnte er sie zu dem allen und stellte ihr als Beispiel des Eifers jenen heidnischen Edelknaben Alexanders des Großen vor, der beim Opfer die Fackel zu tragen hatte, sich aber lieber von dem herabträufelnden heißen Wachs die Hand bis auf den Knochen verbrennen ließ, als daß er auch nur durch ein Wegstreifen des Waxes von seiner Hand die Feier hätte unterbrechen mögen. Es war wie wenn Marcellina nach diesem Beispiel christlich lebte, sie zwang und fastete sich dermaßen, daß ihr Ambrosius Einhalt thun mußte. Da sie nun aber dem Rathe und der Ermahnung ihrer Freunde rücksichtlich der leiblichen Kasteiung nachgab, verdoppelte sie dafür ihren Eifer der Andacht und der Betrachtung, die Inbrunst ihres

Psalmengesanges und Gebetes, so wie die geistige Uebung des Glaubens. Dabei hatte sie das Glück, mit einer gleichgesinnten treuen Freundin zusammen leben zu können und der schwesterlichen Aufrichtung zu genießen. Ein Leben wie dies scheint einförmig, aber der Reichtum des göttlichen Wortes und der aus demselben sich hervorhebenden Betrachtung und Contemplation war bei Marcellina wie bei andern, so groß, daß man eher sagen kann, er bedurfte der Regelung und Ordnung durch die wiederkehrenden Formen des täglichen gottesdienstlichen Lebens, als: dies tägliche Leben müsse wegen einer immer gleichen Form durch Langeweile unerträglich geworden sein. Wann dies Leben mit aller seiner Herrlichkeit sich schloß, um einem müheloseren Leben ewiger Andacht Platz zu machen, das allerdings wissen wir nicht, und man kann sagen, wir brauchen es auch nicht zu wissen. Still und unvermerkt, so wie ein Strom sich lautlos ins Meer ergießt, floß es aus der Zeit in die Ewigkeit über und fand dort seine eigene Vollkommenheit. Wir wissen nichts, als daß Marcellina nach Ambrosius starb. Wenn man aber, o liebe Leserin, demaleins von dir sagen kann, was von Marcellina, daß du einen Beruf für diese

Welt erfülltest, und daß du unablässig nach dem ewigen Leben rangest; so spricht man von dir genug und du hast genug gelebt, auch wenn es dein Beruf nicht war, einen großen Kirchenlehrer zu erziehen, auch wenn du deine Heiligung nicht auf dem Weg der Abtödtung, sondern auf dem echt evangelischen einer immerwährenden Erneuerung der Gnade Gottes in Christo Jesu suchtest.

XXXIV.

18. Juli.

Kadegundis,

Jungfrau, Dienstmagd zu Wellenburg im Bisthum
Augsburg.

Das ist das Wunderbare und Herrliche an der Zeugenwolke Jesu, welche sich uns in der großen Zahl der Kalendernamen enthüllt, daß alle einzelnen, welche zu ihr gehören, von einem und demselben Geiste und Glauben durchdrungen sind, von einer und derselben Liebe und Heiligung strahlen, dabei aber den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehören und sie verherrlichen. Unter den leuchtenden Sternen des Kirchenhimmels finden wir Männer und Frauen, Alte und Kinder, die reiche Olympias und den Bettler Servulus, Kaiser, Könige und Fürsten, Kriegeshelden und Soldaten, Kaufleute und Landleute u. s. w.; alle leuchten, alle sind geehrt, und haben doch in ihrem Leben in so gar verschiedenen irdischen Verhältnissen sich bewährt. Da kann dann

auch ein jeder sein Vorbild und gutes Beispiel finden, und einem jeden, wer und was er auch sei, ist damit Weg und Pforte zu derselbigen ewigen Ehre und Herrlichkeit gewiesen. So finden wir denn auch unter den gefeierten Namen die heilige Radegundis, eine Dienstmagd. Derselbe Name Radegundis gehört auch einer irdisch hochgestellten Frau, einer Königin, deren man am 13. August gedenkt; aber wie wunderbarlich, wie gar nicht nach dem Urtheil der Menschen, die hier ihre Zeit leben, geschieht es, daß Radegundis, die Magd, oder Radiana, wie sie genannt wird, keineswegs minder strahlt als die Königin, daß im Gegentheil jedermann, der die Magd am Kirchenhimmel leuchten sieht, herzlich fröhlich sie grüßt und ausruft: Radegundis, die Dienstmagd! — Sie ist nicht ferne von Augsburg, jenseits des Lechflusses geboren und lebte etwa 1290 als Dienstmagd zu Wellenburg. Was war nun an dieser Dienstmagd so preiswürdig, daß man ihren Namen noch nach einem halben Jahrtausend nennt? Sie war mit ihrem niedrigen Stande zufrieden, erkannte ihn für den, der ihr am besten zupafte und in welchem sie der Knechtsgestalt ihres Erlösers am ähnlichsten werden könnte, sie erkannte ihn für eitel Heiligthum,

und lebte das, was Luthers großer Catechismus in der Auslegung des vierten Gebotes von der Herrlichkeit geringer Dienste sagt, die im Glauben geschehen. Sie war also in Wahrheit eine Heilige in Magdgestalt. Dabei gieng es ihr nicht wie den gewöhnlichen Mägden, die keine Zeit haben für etwas anderes, als den Dienst ihrer Herrschaften; sie hatte harten Dienst, dennoch aber zuweilen ein Stündchen, da sie sich frei zu machen wußte. Das brachte sie dann in dem Siechenhause zu, das sich unfern des Schloßes Wellenburg befand, und pflegte dort selbst die Elenden, besonders die Aussägigen jener Zeit. Sie brachte ihnen was sie sich vom Munde ersparte, wusch und reinigte sie, verband ihre Wunden, behandelte sie wie ihren Heiland selbst und erquickte sie mit dem Zuspruch des göttlichen Wortes. Bei einer so auffallend hervortretenden Tugend konnte es nicht anders sein, es mußte ihr nach dem Worte des Apostels gehen: „Alle die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden.“ Ihre Dienstgenossen zu Wellenburg verläumdeten sie bei der Herrschaft, als entwende sie aus der Küche, was möglich, um es den Kranken zu bringen. Was sie nach der erfinderischen Gabe ihrer Liebe aus allen Orten und Enden unschuldig und red-

lich für die Kranken und Armen zusammenzubringen wußte, konnten Weltkinder von ganz entgegengesetztem Sinn nicht anders erklären, als aus den unrechten Wegen, die etwa sie selbst betreten mußten und wollten, wenn für ihre Zwecke das nicht zulangend wollte, was sie erwarben. Nachdem Radegundis lange Zeit ihrer Herrschaft und den Armen mit gleicher Treue gedient hatte, fand sie ein Ende, das ihrer würdig war. Auf ihrem Wege zum Siechenhause mußte sie durch ein Gehölz gehen, und da war es, wo sie einstmals von zwei hungernden Wölfen angefallen und tödlich verwundet wurde. Da sie zur rechten Zeit nicht wieder heimkehrte, mußten sie die Schloßknechte suchen, fanden sie im Wald in ihrem Blute, trugen sie nach Wellenburg, und da starb sie am dritten Tage, durch Gottes Wort und Sakrament getröstet und erfreut. Ihre Herrschaft begrub ihren Leichnam neben dem Siechenhause und erbaute über ihrem Grabe eine Kapelle, an deren Stelle hernachmals eine Kirche entstand. So feiert die Kirche das Gedächtnis einer Dienstmagd, welche die große Kunst verstand, mit einem strengen Berufe die freie Liebesarbeit zu vereinen, die Jesus Christus

nicht bloß den Reichen, sondern auch den Armen befohlen hat und die Sein Geist beiden möglich macht. Wer lernen kann und will, der lerne von dieser Jüngerin Jesu und schäme sich seiner Sünde und Trägheit.

XXXV.

18. Juli.

Symphorosa

und ihre sieben Söhne, Märtyrer.

Im Jahre 117 bestieg der Spanier Hadrian, ein Verwandter und Adoptivsohn Trajans, den römischen Kaiserthron, ein Mann voll Kenntnisse und Gaben, fleißig, von vortrefflichem Gedächtnis, großem Scharfsinn u. s. w., aber auch voll Eitelkeit, Neid, böser Lüste und Grausamkeit, welches letztere er, namentlich am Anfang seiner Regierung auch gegen die Christen bewies, obwohl er im Jahre 124 die Verfolgung derselben verbot. Im Jahre 120 hatte er sich zu Tibur oder Tivoli einen prachtvollen Pallast gebaut, den er nun nach der Heiden Weise mit Opfern einweihen wollte. Die Priester fragten die Dämonen, welche die Opfer der Heiden wie Götter annahmen, nach Gewohnheit um Rath, bekamen aber nach der uralten Erzählung, welche man von diesem Vorgang

hat, die Antwort: „Die Wittwe Symphorosa mit ihren sieben Söhnen quält uns alle Tage mit der Anrufung ihres Gottes. Wenn diese ihr mit ihren Söhnen opfert, so versprechen wir euch alles, was ihr begehrt.“ Darauf hin brachte man die Wittwe mit ihren Söhnen zum Kaiser, der sie nun mit milden Worten zum Gözenopfer anhielt. Symphorosa antwortete ihm aber: „Getulius, mein Ehegemahl, und sein Bruder Amantius, ehemals deine Tribunen, litten um des Namens Christi willen den Tod, um nicht den Götzen opfern zu müssen, und besiegten deine Dämonen als gute Kämpfer, indem sie starben, denn sie zogen die Enthauptung der Verleugnung ihres Glaubens vor und litten den Tod, der ihnen zwar unter den sterblichen Menschen, weil er um Christi willen erduldet wurde, zur Schande gereichte, dagegen aber zur Folge hatte, daß sie nun unter den Engeln wallen, die Trophäen ihrer Leiden preißen und mit ihrem ewigen König im Himmel unvergängliches Leben genießen.“ Hadrian sagte darauf: „Opfere entweder mit deinen Söhnen den allmächtigen Göttern, oder ich bringe dich mit ihnen denselben zum Opfer dar.“ Symphorosa rief bei diesen Worten des Kaisers freudenvoll aus:

„Und woher kommt mir das große Glück, mit meinen Söhnen Gottes Opfer zu werden?“ Der Kaiser sprach zu ihr, in der Meinung, ihre Rede zu verbessern: „Meinen Göttern werde ich dich opfern.“ Symphorosa antwortete: „Deine Götter können mich nicht als Opfer nehmen, sondern wenn ich für den Namen Christi meines Gottes verbrannt sein werde, werde ich durch diesen Namen die Feuerqualen deiner Dämonen um so größer machen.“ Hadrianus erwiderte: „Wähle dir aus den zweien eins, entweder opfere meinen Göttern oder du nimmst ein übles Ende.“ Die selige Symphorosa aber versicherte: „Du meinst, mein Sinn könne durch irgend einen Schrecken umgeändert werden, aber ich bin voll Verlangen, mit meinem Gemahle Getulius, welchen du um des Namens Christi willen umgebracht hast, die ewige Ruhe zu genießen.“ Darauf ließ sie der Kaiser in den Tempel des Herkules führen, sie zuerst mit Ohrfeigen bedienen und dann an den Haaren aufhängen. Da ihm das aber nichts half, befahl er, ihr einen großen Stein an den Hals zu binden und sie ins Wasser zu werfen. Ihr Bruder Eugenius, ein hervorragender Mann im Rathe von Tibur, ließ ihren Leichnam aus dem

Fluße nehmen und begrub ihn in der Nähe der Stadt.

An einem anderen Tage ließ Hadrian die sieben Söhne mit einander vor sich rufen, und da er ihnen umsonst zusprach und drohte, sprach er ihnen ein Urtheil. Es mußten um den Tempel des Herkules sieben Pfähle eingeschlagen werden, und daselbst dehnte man ihre Glieder mit Binden auseinander. Endlich tödtete man die Unüberwindlichen. Crescens wurde am Halse durchbohrt, Julianus an der Brust, Nemeus am Herzen, Primitivus am Nabel, Justinus von hinten, Stracteus an der Seite, und der siebente, Eugenius, wurde von oben nach unten entzwei gespalten. Des andern Tages kam der Kaiser in den Tempel des Herkules und ließ die Leichname zusammen in eine tiefe Grube werfen. Als hernach die Verfolgung aufhörte, nahmen die Christen ihre Leichname heraus und begruben sie mit Ehren und großem Fleiß auf der Straße, die von Tibur nach Rom führt.

Das ist die Geschichte einer heiligen Familie von zehn Gliedern, einem Vater und Oheim, einer Mutter und sieben Söhnen, die alle mit einander dem Vorgang der unter den Christen gerühmten maffabäischen

Mutter und ihrer sieben Söhne nachfolgten. Absichtlich haben wir alles in der kurzen nervösen Einfachheit der uralten Erzählung wiedergegeben, und es dünkt uns, es brauche die ganze Sache weder der Erläuterung, noch einer Lobpreisung. Die Wittwen unter uns können sich fragen, ob sie den Kelch der edlen Symphorosa trinken können, und die Söhne unter uns, ob sie den Tod überwinden können, wie die sieben, die Familienväter aber, ob ihr Lebens- und Todesgang vermögend sein wird, ihre Wittwen und Kinder mit einem solchen Geiste leidensvoller Nachfolge zu erfüllen. Alle aber wollen wir einen Blick auf den Tod des Kaisers werfen, der diese Heiligen zu solchen Toden beförderte. Er starb etwa 18 Jahre nach Symphorosa. Sein lasterhaftes Leben hatte seine Gesundheit zerrüttet und in seinem Schloße zu Tibur fiel er nicht bloß in schwere Leiden, sondern in den Jammer der Verzweiflung. Oftmals wollte er Gift nehmen, sich ermorden, Verzeihung, ja Belohnung denen geben, die ihn töden würden; niemand wollte daran gehen. Einer der Aerzte fürchtete sich, er möchte dem Kaiser zu Willen werden, und tödete sich daher lieber selbst. Ein Slave nahm sich den Anlauf, dem Kaiser zu gehorchen, aber im

Augenblick der That entfiel ihm der Muth, und er entfloß. So blieb dem elenden Manne nichts übrig, als des Todes zu warten, den er endlich mit den Worten erlitt: „Der Troß der Aerzte hat den Cäsar umgebracht.“ Kurz vorher hatte er einen seiner vielen Verse gemacht und seinen elenden Tod besungen. Die Verse werden in einem Märtyrerbuche folgendermaßen übersetzt:

„Du flatterndes kosenbes Seelchen,
 Du Gast und Gefährtin des Leibes,
 Wo wallst du, o Seelchen, nun hin,
 Erblichen und nackt unter Schändern?
 Ach tändelnd in Scherzen nicht mehr!“

Da vergleiche nun, wer da will, den Tod des Kaisers mit dem Märtyrertode der heiligen Familie Symphorosa's, und werde schlüßig, was er lieber wählen wollte, den einen oder den andern. Willst du lieber unter Gottes Fluch trostlos, schauernd das arme nackte Seelchen, dem der Scherz vergangen, in die dunkeln Orte der Verdammnis gehen lassen, und Verse machen auf die unabwendbare Verzweiflung der Ewigkeit, oder willst du unter Hymnen und Lobgesang, gestärkt vom heiligen Geiste, durch eine kurze Todesqual

in die sonnigen lichten Höhen des großen Königs wallen,
der dem sinkenden Petrus die Hand reicht, nicht weniger
aber dem kämpfenden Märtyrer, und Lohn und Kron
bereit hält für die, welche überwinden? Eine Frage,
die keiner Antwort bedarf. — Herr, gib uns, daß wir
können, was wir sollen, und sollen, was wir können.
Amen.

XXXVI.

19. Juli.

Rufina.

Rufina und Justa waren Händlerinnen zu Sevilla in Spanien, in den Zeiten der Diokletianischen Verfolgung. Ihr Handel ernährte sie und was sie erübrigten, verwendeten sie auf Unterstützung armer Leute. Schon dadurch sind sie für Händlerinnen unserer Zeiten ein herrliches Vorbild. Ihre Tugend erstreckte sich jedoch noch weiter; sie übten bei ihrem Handel eine seltene Gewissenhaftigkeit und ließen sich durchaus nicht darauf ein, solche Dinge zu verkaufen, welche die Heiden zu ihren Gözenopfern zu benützen pflegten. Sie wollten mit ihrem Handel nicht blos den Armen, sondern vor allen andern dem König der Armen, Christus, dienen. Als daher die Rescripte Diokletians die Christenverfolgungen aufs neue entzündeten, brachen die eifrigen Heiden in den Laden der Frauen ein und führten die beiden Streiterinnen Jesu vor den Richter, d. h. zu

Sieg und Triumph, denn sie waren unerschrocken im Bekenntniß, geduldig und ohne alles Wanken auf dem Folterroß und unter den eisernen Krallen der Henker. Justa gab in den Qualen ihren Geist auf, aber weder sie noch Rufina rührten auch nur mit dem kleinsten Finger den Weihrauch an, der ihnen dicht zur Seite stand und sie leicht hätte retten können. Justa starb im Frieden und Rufina folgte ihr schnell, denn der Richter ließ sie auf die Botschaft von Justa's Tod erdroheln. So hatten sie wohl gehandelt im Leben, und im Sterben den herrlichsten Tausch gemacht, es gewagt, die Seele zu verlieren, um sie ewig wieder zu finden. So geschehen im Jahr 304.

Am 10. dieses Monats gedenkt man auch einer Märtyrin Rufina, die mit ihrer leiblichen Schwester Secundina nicht weniger siegreich den Kampf des Lebens beschloß. Sie waren Töchter des Senators Asterius zu Rom, alle beide verlobt mit Männern, die wie sie selber, Christen waren. Die beiden Bräutigame fielen vom Glauben ab, als die Kaiser Valerian und Gallienus im Jahre 257 die Christen verfolgten. Die Bräute aber waren männlicher als ihre Verlobten, deren Antrag, wie sie zu verläugnen, von ihnen mit Abscheu

zurückgewiesen wurde. Nicht aus Furcht, sondern aus Treue gegen das Wort des HErrn versuchten die Mädchen die Flucht. Da sie aber eingeholt und vor den Richter gestellt wurden, da waren sie stark im Bekennen, stark in den Foltern, stark und selig im Tode der Enthauptung. Zwölf Meilen von der Stadt Rom wurden sie hingerichtet und beerdigt. Bischof Damasus baute auf ihrem Grabe zu ihrem Andenken eine prächtige Kirche; eine Stadt, Namens Sylva Candida, erhob sich ringsum. Die Kirche und die Stadt sind hernach gefallen, aber das Gedächtnis der Gerechten blüht im Segen.

Leserinnen, ihr habt die Wahl, welches Rufinen-Paar euch besser gefällt, das erste oder das zweite, aber ihr seid herrlich und auserwählt, wenn ihr auch nur einer von beiden Rufinen oder einer ihrer Gefährtinnen gleicht. Sehet ihr Ende an, und folget ihrem Glauben nach.

XXXVII.

24. Juli.

Christina, Jungfrau, Märtyrin.

Was von dieser Jungfrau erzählt wird, wird nicht bloß von vielen beanstandet, sondern wohl auch beanstandet werden müssen, daher man am allerwenigsten in einem protestantischen Buche, wie das unsrige ist, eine weitläufige Darlegung alles dessen erwarten kann, was die Sage von Christina berichtet. Es ist genug, wenn wir auch nur das allgemeinste von der Jüngerin wissen, welche ihren Namen mit Wahrheit und hohen Ehren trug; das reicht auch völlig hin, eine Wahrheit ins Licht zu stellen, die keinem Zweifel unterliegen kann, die nemlich, daß der Geist des Herrn auch ein junges, schwaches Kind für die größten Gefahren stark und in denselben siegreich machen kann. Christina war in Italien geboren, auf einer Seeinsel im Toskanischen Gebiete, welche späterhin vom Wasser verschlungen wurde. Die Stadt auf der Insel hieß Tyro. Ihr

Vater Urbanus, ein bigotter Heide, Stadtvogt zu Tyro, verfolgte die Christen mit Eifer, so daß seine Tochter im Vaterhause oft genug Gelegenheit hatte, das heilige Benehmen verfolgter Glieder Christi kennen zu lernen. Der Eindruck der Leiden, welche so geduldig hingenommen zu werden pflegten, war auf Christina ein starker; sie fieng an, die Christen zu lieben, fragte dem Christentum nach, ließ sich von christlichen Frauen unterrichten und zum Empfang der heiligen Taufe vorbereiten. Ihre Liebe zu Christo wurde allmählich eine flammende, so daß sie sich einmal in ihrem Eifer hinreißen ließ, die Hausgötzen ihres Vaters zu zertrümmern, das Metall aber, welches sie davon gewann, unter die Armen zu vertheilen. Dadurch konnte ihr Inneres nicht anders als offenbar werden. Ihr Vater zog sie zur Verantwortung und hörte sich bald genug am Glauben und an der Liebe seiner Tochter zu Christo Jesu. Auf die Frage, wie sie sich habe unterstehen können, mit ihres Vaters Göttern also umzugehen, antwortete sie unverzagt: „Es gibt keinen Gott, als den Einen, den ich an bete; deine Götter sind weiter nichts, als todte, unnütze Bilder, welche dir nichts helfen können.“ Das war die Antwort, welche sie nach empfan-

genen Backenstreich gab, nach welcher aber der erzürnte Vater andere Wege einschlug. Sie wurde so grausam geschlagen, daß ihr das Fleisch stückenweise vom Leibe fiel. Christina hob es auf und hielt es muthig ihrem Vater entgegen. Als sie nun dieser auf ein Rad binden und über einem Feuer herumdrehen ließ, und dabei mit Del begießen, geschah es nach Bericht der Sage, daß das Feuer seine Dienste nicht that, und Christina wie die drei Männer im Feuerofen unverfehrt erhalten wurde. Der Vater aber, der unnatürliche Verfolger seines Kindes, joll nach göttlichem Gerichte eines jähen Todes gestorben sein. Nachdem Christina auf Wunderwegen zur Heilung gebracht worden war, bekam sie am Nachfolger ihres Vaters, Dio, einen neuen Verfolger. Der habe sie, heißt es, in den Tempel Apollos führen lassen, um sie zum Opfer zu zwingen; statt dessen aber sei bei ihrem Eintritt in den Tempel das Bild auf die Erde gestürzt, was einen solchen Eindruck auf die Anwesenden gemacht habe, daß sich viele bekehrten, dem Dio aber sei es wie seinem Vorfahr gegangen, er sei eines plötzlichen Todes gestorben. Doch sei Christina auch damit noch nicht zum Ende ihrer Leiden gekommen; erst der zweite

Nachfolger ihres Vaters, Julian, habe dem Leben und den Kämpfen des jungen Mädchens ein Ziel gesetzt, indem er so lange mit Pfeilen auf sie habe schießen lassen, bis sie den Geist aufgab. Das alles sei während der Diocletianischen Verfolgung geschehen. Was ist nun eigentlich daran unglaublich im Vergleich mit andern Märtyrergeschichten, denen man die Glaubwürdigkeit nicht abprechen darf? Der Gott, welcher alle Dinge vermag und Seine Heiligen so oft wunderbar gestärkt hat, kann ja freilich auch eine Christina nicht bloß wunderbar zu Kämpfen stärken, sondern auch wunderbar von Kampf zu Kampf erhalten, Seiner Spötter spotten und durch Passionswunder an die Seelen Seiner Feinde sprechen. Es kommt am Ende nur alles auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen an, wenn wir — nicht die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit der Sache annehmen sollen. Bei so vielen bezeugten und unwidersprechlichen Wundern, welche wir aus den Zeiten der Verfolgungen lesen, kann es uns in der That nicht schwer, oder gar unlieb sein, einige Wunder mehr hinzunehmen, welche sich von andern durch nichts unterscheiden, als daß sie ein junges Mädchen von 12 Jahren und die Tochter eines Vaters umstrahlen, welcher neben ihr eben so

schwarz, als sie licht, eben so eifrig und beständig im Bösen, wie sie im Guten steht. Möchten so viele Beispiele einer gewaltigen und siegreichen Kraft uns wenigstens in dem Maße erwärmen und entzünden, daß wir in unsern kleinen Verhältnissen eine ähnliche Treue erweisen, wie die Menschen der alten Zeit in ihren großen und schweren.

XXXVIII.

29. Juli.

Beatrix, Jungfrau, Märtyrin.

Beatrix war die Schwester zweier Märtyrer zu Rom, der Heiligen Simplicius und Faustinus. Als ihre Brüder im Jahre 303 ihr Leben um Christi willen gelassen hatten, zog sie die Leiber derselben aus dem Flusse Tiber und bestattete sie. Darauf begab sie sich zurück in die Stille und lebte mit einer römischen Matrone, Lucina, in der innigsten Vereinigung und unablässiger Anrufung Gottes. Da sie aber endlich doch entdeckt wurde, gelangte sie zu demselben Glücke, wie ihre Brüder, und trug die Krone der Märtyrer davon. Einer ihrer Verwandten, der nach ihren Gütern lüstern war, wurde ihr Ankläger. Sie aber behauptete von Anfang an muthig und unwandelbar, daß sie sich durch nichts in der Welt dahin würde bringen

ließen, Götter von Holz und Stein anzubeten. Ihr Urtheil und Lohn für solch Bekenntnis war, daß sie in ihrem Gefängnisse erdroffelt werden sollte. So wurde sie eine wahre Beatrix oder Beata, das heißt eine Selige, denn selig sind die Todten, die im HErrn sterben. Es gibt einen großen Haufen frommer Frauen, welche den Namen Beata oder Beatrix tragen. In dem Heiligenlexicon von Stadler und Heim finden sich nicht weniger, als vier unter dem Namen Beata und fünfunddreißig unter dem Namen Beatrix aufgeführt. Unter diesem Haufen sind manche, deren Lebensläufe länger als der unserer Beatrix gerathen würden. Dennoch aber muß man gestehen, daß die Schwester der Heiligen Simplicius und Faustinus von Rom mit andern römischen Märtyrern der ältesten Zeit etwas gemein hat. Diese Märtyrer sind nemlich gedrungene kräftige Gestalten, welche wie durch eine Meisterhand mit wenigen Strichen vor unsere Augen gemalt sind, und von denen man, trotz der kurzen Nachricht, die man hat, dennoch sagen muß, ihr Leben sei wohlgethan, ihr Lauf glorreich geschlossen. So ist es bei Beatrix. Ihre Brüder sind Märtyrer. Sie erweist ihnen im Leben und im Tode

schwesterliche und christliche Treue, und folgt dann ihrer glorreichen Spur. Sie ist nicht wie andere Märtyrer, welche nach der Märtyrerkrone jagten; sie bietet sich dem Richter nicht dar, sie flieht ihn; aber da der Beruf an sie kommt, zu leiden, zeigt sich, daß sie fertig ist und bereit, tüchtig, willig und freudig, ein Opfer Dessen zu werden, der für sie geopfert ist. Sie begräbt die Leiber der Brüder, und wird selbst durch gleichen Liebesdienst begraben; die Genosin ihrer himmlischen Freuden in der Andacht, Lucina, erweist ihrem Leibe die Freundschaft, die sie den Leibern anderer erwiesen hat. Wenn es darauf ankäme, durch das Begräbnis hingeopferter Christen den Tod zu finden, so würden heutzutage gewis viele auch an Vater und Mutter kein Unrecht zu begehen, sondern nur das rechte Maß eines Christen einzuhalten glauben, wenn sie „die Todten ihre Todten begraben“ (?) ließen und sich das zeitliche Leben erhielten. So aber dachte das Alterthum nicht, sondern wie wir es schon im Büchlein Tobias lesen, so hielt es jedermann für ein gutes, dem HErrn gefälliges Werk, die Leiber der Heiligen zu begraben, und wer dabei sich selbst opferte, hatte das gute Gewißen, in seinem Berufe zu sterben.

So dachte Beatrice, und die gedrungene römische Erscheinung, die wir an ihr haben, verliert daher nicht an Maß und Haltung und nicht an Glanz deshalb, weil der Anlaß zu ihrem Leiden das Begräbniß ihrer Brüder war.





XXXIX.

7. August.

**A f r a ,
Büßerin.**

An diesem Tage gedenkt man zu Augsburg und an manch anderem Orte der Märtyrin Afra, und das ohne allen Zweifel mit Recht, da sie, wenn irgend wer in deutschen Landen, ein mächtiges Denkmal der Gnade Gottes in Christo Jesu ist, vielen armen Sündern den Weg zu Christo zeigen und durch ihr Beispiel der Verzweiflung derjenigen wehren kann, denen der Geist Gottes die Augen über ihr Leben aufthut, der Geist der Anfechtung aber aus dem geschenkten Blick ins grauenvolle eigene Innere und Leben den Trugschluß in die Ohren ruft, daß solche Menschen gewis verloren seien. Afra's Leben war eitel Aergernis; zwischen ihrem Leben und ihrem Tode aber schenkte ihr Gott einige Tage, die hinreichten, den Tod der großen Sünderin zu einem erbaulichen Exempel für



ihre Zeitgenossen und die Nachkommen zu machen. Während ihr Leben zeigt, wie man nicht leben müsse, läßt uns ihr Tod im hellsten Lichte schauen, wie ein Sünder selig sterben solle und könne.

Als die diocletianische Verfolgung über das römische Reich hin wüthete, floh ein spanischer Bischof, Narcissus, mit seinem Diakonus und kam auf seiner Flucht herüber nach Deutschland und nach Augsburg; und wie der Herr alle Dinge wunderbar fügt, so führte er den heiligen Mann und seinen Gefährten zur Herberge ins Haus einer öffentlichen Buhlerin. Das war Afra, zu Augsburg geboren, und von ihrer Mutter Hilaria, die aus Cypren stammte, für den Dienst der unreinen Venus erzogen. Afra bereitete ihren Gästen das Mahl. Als es aufgetragen war, segnete es der Bischof und betete mit seinem Gefährten zu hoher Bewunderung der Buhlerin, die nun deutlich merkte, daß die beiden Männer unter die Zahl ihrer gewöhnlichen Besucher nicht zu rechnen waren. Afra fragte nach Stand und Geschäft derselben und war nun nicht bloß verwundert, Christen bei sich zu sehen, sondern es durchdrang sie die Gnade wie ein Blitz; sie stürzte dem Bischof zu Füßen und bekannte ihm unter vielen

Thränen, daß in der ganzen Stadt kein schändlicheres Weib zu finden sei, als sie. Als der Bischof merkte, was der Herr für Wunder wirke, fuhr er schnell mit Troste zu und that weislich daran, denn der Herr hatte sich aufgemacht, die Buhlerin zu retten und sie zu einem leuchtenden Denkmale seiner Gnade zu setzen. Hoherfreut eilte Afra zu ihren drei Mägden, Digna, Eunomia und Eutropia, und erzählte ihnen von dem Besuch und wie es ihr ergangen. Da drang die Gnade auch in die Herzen der Mägde, daß sie ihr einmüthig entgegen riefen: „Du bist unsere Herrin: waren wir die Genossinnen deiner Missethaten, warum sollten wir dir nicht auch zur Verzeihung der Schuld folgen?“ Da war nun auf einmal das Buhlhaus zum Gotteshaus verwandelt. Die frommen Diener Jesu sangen tief in die Nacht hinein ihre Lieder und Psalmen, der Morgen kam unter Gesang und Gebet, und gelehrig gieng Afra mit ihren Mägden in die Lust der Heiligen ein und lernte in Einer Nacht nicht blos glauben, sondern auch beten und singen zum Herrn. — Am andern Tage merkte Afra, daß ihre Gäste Tags vorher bereits am Kreuzeszeichen in der Stadt erkannt seien, und daß die Häfcher sie suchten. Da verbarg

sie dieselben, wie einst Rahab die Boten Josuas, den Tag über unter Flachsbüscheln und brachte sie am Abend zu ihrer Mutter Hilaria, wo sie sicherer waren. Auch diese wurde von Sehnsucht nach der Botschaft ergriffen, die ihre Tochter umgewandelt hatte, und warf sich reumüthig den Dienern Jesu zu Füßen. Es folgten sieben Tage des Fastens und des Unterrichts, nach welchen Mutter und Tochter und Mägde mit einander aus dem Wasser der Taufe neugeboren, ja umgewandelt hervorgiengen. Kaum aber verlautete es, daß die Buhlerin ausgebuht habe und Christum bekenne, so wendete nun Gajus, der Richter, in Kraft der diocletianischen Befehle die Schärfe der Gesetze gegen Aſra an. Die Acten ihres Verhörs sind noch vorhanden, und wenn man auch nicht jedes Wort der jungen Christin nach dem Richtsheit des reinen Bekenntnisses billigen kann, so muß man sich doch über das Licht, die Liebe und Treue einer so jungen Schülerin Jesu wundern. Da half kein Schmeicheln, kein Drängen zum Götzendienſt: „Ich habe genug an meinen Sünden, sagte Aſra, die ich in der Finſternis meiner Unwiſſenheit begangen habe; nimmermehr thue ich, was du mich heißeſt.“ Es half auch nichts, daß der Richter sagte: „Du biſt, wie ich

höre, eine Hure; opfere, denn du bist weit entfernt vom Gott der Christen.“ A f r a hatte antworten lernen: „Mein Herr Jesus hat gesagt, er sei für Sünder vom Himmel herabgestiegen; auch bezeugen die Evangelien, daß eine Hure Seine Füße mit ihren Thränen benetzte und Seine Verzeihung empfing, daß er die Zöllner und Huren niemals verachtet hat, sondern sie mit sich essen ließ.“ „Opfere, sagte der Richter, dann wirst du wieder gesucht werden von den Männern, wie bisher, und Geld genug verdienen.“ „Das verdammte Geld, antwortete A f r a, nehme ich niemals wieder. Was ich bisher auf diese Weise gewonnen, habe ich weggeworfen, weil ich kein gutes Gewissen dabei hatte, und weil meine armen Brüder, die ich flehentlich gebeten habe, es anzunehmen, sich weigerten und auch in ihrer Armuth keinen Hurenlohn nehmen mochten. Habe ich weggeworfen, was ich hatte, wie könnte ich wieder suchen, zu gewinnen, was ich als Unrath von mir warf?“ „Eine Hure, sagte der Richter, kann keine Christin genannt werden.“ Antwort A f r a's: „Ich verdiene es auch nicht, so zu heißen, aber der Herr hat mir nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden diesen Namen geschenkt.“ „Woher weißt du's,“

versezte Gajus. Ufra's Gegenrede war: „Ich merk es daran, daß er mich zu dem herrlichen Bekenntnis Seines Namens herbeiläßt.“ „Fabeln das, sagte der Richter; opfere, so erlangst du das Heil.“ Ufra: „Mein Heil ist Christus, der am Kreuze hangend dem reumüthigen Schächer die Freuden des Paradieses versprach.“ „Opfere, sage ich dir, sprach Gajus weiter, oder ich laße dich Angesichts deiner Buhler mit Ruthen hauen.“ Antwort: „Mich wird nichts mehr beschämen als meine Sünde.“ „Opfere; für was rede ich so lange mit dir, willst du nicht, so laß ich dich töden.“ Ufra: „Nichts anderes möchte ich, möge nur der Herr mich würdigen, auf diesem Wege seine Ruhe zu finden.“ „Opfere, sonst laß ich dich peinigen und lebendig verbrennen.“ Ufra: „Der Leib, in dem ich sündigte, verdient nichts anderes, als Pein: meine Seele aber werde ich nicht mehr mit Opfer der Dämonen besudeln.“

Bei so standhafter Verweigerung ferneren Gözendienstes und offen eingestandener großer Anhänglichkeit an das vom Kaiser verbotene Christenthum blieb dem Richter nichts übrig, als das Urtheil zu sprechen, welches dahin lautete: „Die öffentliche Hure Ufra, die sich als Christin bekannt, und geweigert hat am Opfer

der Götter theilzunehmen, haben wir befohlen, lebendig zu verbrennen." Sogleich wurde sie von den Schergen ergriffen, auf eine Insel des Lech gebracht, und an den Pfahl gebunden. Da betete sie mit Thränen und sprach: „Allmächtiger Herr Gott, Jesu Christe, der du nicht gekommen bist, die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen, dessen Verheißung wahr und gewis ist! Da du in deiner Gnade dem Sünder zusagtest, du wollest seiner Sünden nicht mehr gedenken, zur Stunde, wo er sich zu dir befehren würde: nimm an in dieser Stunde meines Leidens meine Buße, und befreie mich durch dies zeitliche Feuer, das meinem Leibe bereitet ist, von jenem ewigen Feuer, das Leib und Seele mit einander verzehrt.“

Der Leser merkt, daß die Leidende ihrem zeitlichen Leiden einen größeren Werth zuschrieb, als sie gesollt hätte; aber hat sie auch ein wenig gedämmert in der Erkenntnis, die Christin von sieben Tagen, im vierten Jahrhundert berufen, so ist doch ihr Fehl und Mangel erklärlich, ihre Buße aber und ihr Verlangen nach Jesu Christo leuchtend und klar. Nachdem sie ihr Gebet gesprochen hatte, umgab man sie mit dem nöthigen Material, sie zu verbrennen, und legte das Feuer an. Da

hörte man sie beten: „Dank sage ich dir, Herr Jesu Christe, der du mich gewürdigt hast, daß ich darf aufgeopfert werden zur Ehre deines Namens, der du selbst am Kreuze das einzige Opfer für die ganze Welt geworden, und geschlachtet bist, der Gerechte für die Ungerechten, der Gute für die Bösen, der Gebenedeite für die Verfluchten, der Sündenreine für die Sünden der ganzen Welt. Dir bring ich mein Opfer, der du mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebst und herrscheft, wahrer Gott von Ewigkeit. Amen.“

Mit diesen Worten gab sie ihren Geist auf.

Während so die selige Blutzugin zu den himmlischen Freuden mit Siegespalmen eingieng, standen jenseits der Insel am Ufer Digna, Eunomia und Eutropia, ihre Mägde. Sie erbaten sich Erlaubnis, überzusetzen und fanden den Leichnam ihrer Herrin von den Flammen unverletzt; ein Knabe aber, der bei ihnen war, schwamm hinüber und brachte der Mutter der Seligen, Hilaria, die Botschaft. Diese hatte sich bereits in der Umgebung von Augsburg ein prächtiges Grab gebaut, kam nun des Nachts mit Priestern und bestattete den Leichnam ihrer Tochter in dem Grabe. Gajus aber ward davon benachrichtigt, und schickte seine

Soldaten zum Grabmal mit dem Auftrag, Hilaria und die drei Mägde, die bei ihr waren, für's erste mit guten Worten zum Gözenopfer zu bewegen; im Falle sie sich bewegen ließen, sollte ihnen von Gajus Lohn und Ehre werden. „Weigern sie sich aber hartnäckig, sagte er, so füllt das Monument mit Brennmaterial, und schließet es hinter der Mutter und den Mägden zu. Dann leget Feuer an und verbrennet sie mit einander.“ So geschah es auch, und an demselben Tage, an welchem Afa begraben wurde, erlangten nun auch Hilaria, ihre Mutter, und ihre drei Mägde, sämmtlich Genossinnen ihres Glaubens, die Krone der Blutzeugen. Im Himmel aber war Freude vor Gott und seinen Engeln über fünf verlorne Schafe, welche der gute Hirte mit Preis und Ehre durch Tod und Feuerqual zu der Heerde heimbrachte, die nicht mehr sündigt, nicht mehr leidet, und in die Heimath, wo alle Thränen abgewischt werden, und alle Klage in Freude und Jubel verwandelt wird.





XL.

12. August.

Clara, Jungfrau, Aebtissin.

In allen lutherischen Kalendern findet man das Gedächtnis der Ordensstifter, sogenannten Bettelmönche, des Franziskus von Assisi und des Dominikus, eingezeichnet. Es erweist sich dadurch der gesunde Sinn der lutherischen Kirche, vermöge dessen sie die Fremdartigkeit der Erscheinung überwinden und das Gute und Große an jenen Männern anerkennen konnte. Derselbe gesunde Sinn ist es auch, welcher der Freundin des Franziskus von Assisi, der Aebtissin Clara von Assisi, ihren Platz im protestantischen Kalender trotz alles dessen gesichert hat, was man als Irrthum und Abweg der mittelalterlichen Kirche bezeichnen muß. Die Leserin laße sich's gefallen, eine kurze Summe des Lebens der Aebtissin Clara von Assisi kennen zu lernen.

Clara wurde in der mehrgenannten Stadt im



Jahre 1194 von Hortulana von Assisi, der Gemahlin des Bhavorino Sciffo, geboren. — Nach den Jahren ihrer ersten Jugend hörte sie einmal den heiligen Franziskus von Assisi reden, und wurde von seinen Worten so sehr ergriffen, daß sie von Stund an wußte, welchen Lebensweg sie zu betreten hätte. Am 18. März 1212, also in ihrem 18. Jahre, verließ sie im Feierkleide, von gleichgesinnten Jungfrauen umgeben, ihr elterliches Haus und gieng in das Kloster Portiuncula zu Franziskus, aus dessen Händen sie das Bußgewand empfing und von dem sie sofort in das Kloster der Benediktinerinnen von St. Paul in Assisi geführt wurde, da in jener Zeit noch kein eigenes Nonnenkloster des Franziskus bestand. So war nun Clara allerdings Nonne, aber ohne Einwilligung ihrer Eltern und Verwandten, mit denen sie erst harte Kämpfe zu bestehen hatte, bis sie ruhig ihrer Neigung leben durfte. Nachdem sie aber Ruhe gefunden, entwickelte sich in der Stille der Betrachtung auch ihre Kraft und Gabe zum Wirken nach außen hin. Sie hatte bereits das Kloster St. Angelus von Panso bezogen, als sie von da aus den Orden der armen Clarissen stiftete. Dieser Orden breitete sich in

wenigen Jahren über ganz Italien und Deutschland aus; die Töchter aller Stände, auch der höchsten, freuten sich, unter einer Oberin, wie Clara, gemeinsam zu leben, zu beten und zu arbeiten. Clara hatte die große Freude, daß allmählich auch ihre Schwestern und ihre Mutter sich ihr zu gemeinschaftlichem Leben angeschlossen. Sie selbst war auf das eifrigste beflissen, allen ihren Genossinnen voranzugehen in Weltentfagung, Armuth und Arbeit; sie hatte es recht eigentlich darauf abgesehen, unter den Geringen die Geringste zu sein. Ihr Schlaf dauerte nur wenige Stunden, ihr Bette war ein Sack mit dürrem Rebholz, ihr Kopfkissen ein Holzblock, ihr Kleid ein rauh härenes Gewand, ihre Fußbekleidung keine. Desters krank pflegte sie auch in ihrem Bette zu arbeiten, besonders zu spinnen. Sie spann und bereitete ganz feine Leinwand zu fünfzig Paar Corporalien, welche sie in Beuteln von Seide und Purpur den armen Kirchen in den Thälern von Spoleto und jenen in den Gebirgen Afiens sandte. Sie war eine berühmte Veterin, die oft merkwürdig erhört wurde. Einst in der Christnacht, tief betrübt daß sie sich Krankheitswegen den Lobgesängen nicht anschließen konnte, rief

sie den HErrn um ihr bescheidenes Theil der Weihnachtsfreuden an, und siehe, da wurde ihr das Ohr geöffnet, daß sie den fernen Gesang der feiernden Chöre seliglich vernehmen konnte, als säße sie mitten unter ihnen. Ein andermal stürmten die Saracenen Kaiser Friderichs II., welche die Gegend überschwemmt, herzu, Assisi und den Aufenthalt der Nonnen zu verderben. Da rief sie den HErrn an, und der HErr erhörte sie, daß ein Schrecken Gottes über die Schaa- ren kam, wie über das Heer Sanheribs, und sie sich eilends von der Stadt Assisi entfernten. Die Herzen derer, welche die Frömmigkeit, wie sie in jenen Tagen sich erwies, hochschätzten, wurden durch so viel Tugend und Gnade angezogen; auch Papst Gregor IX. war Clara's Freund. Ihm kam die Armuth und Kasteiung Clara's und ihrer Nonnen gar zu drückend und lästig vor, so daß er ihr in einem Gespräche mit ihr die Entbindung des Ordens von dem Alzuharten in seiner Regel antrug. Clara hat aber nur um Entbindung von ihren Sünden, weigerte sich jedoch standhaft, die Entbindung von irgend einem Theile ihrer Regel anzunehmen. Gregor IX. wollte dem Kloster St. Damian Einkünfte zuweisen, da ja doch die Nonnen nicht

wie die Franziskanermönche herumgehen und ihre Nothdurft betteln, und doch herbe Tage des Mangels eintreten konnten, wenn die armen Klosterjungfrauen rein der Erinnerung freiwilliger Christenliebe überlassen blieben. Aber auch davon mochte Clara mit den Andern nichts wissen; im Gegentheil reichte sie hernach bei Innocenz IV. eine Bitte ein, ihren Orden bei dem besonderen Vorrechte der evangelischen Armuth allezeit zu schützen. Kann man nun auch gleich die strenge Entfagung, da sie von Gott nicht erfordert, sondern selbsterwählt war, so hoch nicht anschlagen, wie das Mittelalter und heutzutage noch die römische Kirche: so muß man doch gestehen, daß eine bedeutende Kraft der Seele dazu gehört, ein solches Leben durchzuführen bis ans Ende, und daß noch mehr dazu gehört, um ein solches Leben für Glück zu achten und dabei ein gefalbes Angesicht der Welt entgegen zu tragen. Die so etwas beurtheilen oder gar verurtheilen wollen, sollten zu allererst wenigstens lernen, in gleichem Frieden und mit gleicher Freude, wie Clara und die Andern, die nicht selbsterwählten, sondern von Gott auferlegten Entbehrungen und Leiden des Lebens zu tragen. — Clara wurde bei diesem Leben 60 Jahre

alt, denn sie starb am 12. August 1253. Innocenz IV. besuchte sie auf ihrem Sterbelager und erfreute sie durch die Absolution ihrer Sünden. Während sie auf ihre letzten Athemzüge wartete, ließ sie sich die Leidensgeschichte Jesu vorlesen, um mit dem besten Trost zu sterben. Ihre jüngere Schwester Agnes, welche zu Florenz Webtissin war, wollte von der Sterbenden erbeten haben, daß sie mit ihr stürbe. Clara tröstete sie aber mit der Verkündigung eines baldigen sanften Todes. Mit ihrem Gewissensrathe unterhielt sie sich in heiterem Tone, und fragte ihn zum Beispiel, ob er ihr nichts neues von Gott zu sagen wisse. Sie sprach auch fröhlich mit ihrer Seele: „Gehe hin, sagte sie, meine Seele, dein Weg ist sicher. Du hast einen guten Führer auf deiner Reise; dein Schöpfer hat dich geheiligt und über dir stets in der Liebe, wie eine Mutter für ihren Säugling, gewacht.“ Da eine ihrer Schwestern, welche ihre Worte nicht verstanden hatte, fragte, was sie denn eigentlich wünschte, sagte sie: „Ich spreche mit meiner übergläcklichen Seele.“ Zuletzt sprach sie zu ihrer Schwester Agnes: „O meine Tochter, siehest du nicht den König der Ehren?“ Da sah auch Agnes: nemlich einen Feierzug leuchtender

und gekrönter Jungfrauen, deren Führerin Clara nahte, welche in der Umarmung der himmlischen Gestalt ihren Geist aufgab. So starb Clara. Ihr Lebensgang gleicht einer geraden Straße, an deren Ende man das Ziel erblickt, — auf welcher der Wanderer rastlos, unermüdet, treu seinem Vorhaben dahingeht, ohne sich umzusehen, bis er sein Ziel erreicht hat.





XLI.

14. August.

Athanasia, Wittwe.

Diese in manchen Gegenden sehr bekannte Wittwe wird mit einem Webstuhl neben ihr und einem leuchtenden Sterne auf der Brust abgebildet, denn da sie einst in früher Jugend an ihrem Webstuhle saß, kam eine Entzückung über sie, und es war ihr als ob ein leuchtender Stern von der Höhe hernieder käme, ihre Brust durchdränge, und ihr Inneres durchleuchtete. Seitdem war sie innerlich eine andere geworden, und der Ton ihres Lebens war für immer gefunden. Athanasia war übrigens die Tochter adelicher und reichbegüterter Eltern, des Nicetas und der Irene, und auf der Insel Megina im Anfang des 9ten Jahrhunderts geboren. Die Welt und das Leben lachten ihr entgegen, wie weite, glänzende, reiche Auen, aber sie hatten dennoch für sie die Anziehungskraft verloren,



und ihr Auge hing mehr am Himmel, als an der Erde. Sie hatte daher auch keine Lust, sich zu vermählen, und würde sich sehr frühzeitig der klösterlichen Einsamkeit übergeben haben, wenn ihre Eltern nicht widerstrebt hätten. Auf deren Gebot verheirathete sie sich zuerst an einen Kriegsobersten, der aber sechszehn Tage nach der Hochzeit in einem Kampfe gegen afrikanische Saracenen das Leben verlor. Nun glaubte sie ihrer Neigung folgen zu dürfen; aber ihre Eltern befahlen ihr eine zweite Heirath, und so schien ihr das Ziel weit hinausgerückt. Doch schien es nur, denn ihr zweiter Gatte hatte Einen Sinn mit ihr. Ehe sie selbst es beantragte, zog er sich mit ihrer Zustimmung von dem ehelichen Leben zurück, und sie hatte daher nur seinem Beispiele zu folgen. Sie verkaufte, was sie hatte und widmete ihr Haus zu einem Sammelpunkte gleichgesinnter Frauen, die in Abgeschiedenheit vom öffentlichen und äußeren Leben unter ihrer Führung der Andacht und seligen Stille pflegen wollten. Doch schien auch diese Abgeschiedenheit für sie nicht hinreichend, und sie gründete daher nach empfangenem Rathe in einer entfernteren Gegend ein Kloster, welches den Namen Timia empfing. Hier starb sie

am 14. oder 15. August 860. Ihr Leben ist ein Rückzug aus der Welt in die Stille, eine standhafte Bemühung, das als höchstes Glück in der Zeit zu suchen, was von andern als Unglück und Langeweile des Lebens geflohen wird, nemlich die tiefe, abgeschiedene Stille. Der Betrachtung einer andern Welt zugekehrt, fand sie den Glanz derselben so reizend und anziehend, daß sie nur von ihm und für ihn leben wollte. Unthätig war sie deshalb nicht; in jenen alten Zeiten wußte man gar wohl, daß die niederen Kräfte beschäftigt sein müssen, wenn der Flug der höheren Kräfte zur Ewigkeit recht gedeihen soll. Aber allerdings das innerlich stille abgeschiedene Leben, welches man damals mit Recht so hoch schätzte, war auch von Athanasia geschätzt und gesucht, und wer sie deshalb tadeln will, der muß, um nicht ungerecht zu sein, vor allen Dingen mit ihr eins werden in dem, worin sie Recht hat. Hat man jenesmal die Abgeschlossenheit und Stille des Gemüthes zu hoch geachtet, so achten wir sie jetzt ohne Zweifel zu gering. Wir misachten, was wir nicht kennen, denn wir kennen allerdings den Segen und das Glück eines stillen innerlichen Lebens nicht, weil wir es nie gehabt und nie geübt

haben; denn das ist gewislich wahr, daß nur die eigene Erfahrung die richtige Beurtheilung einer Erfahrungssache lehren kann. Wollen wir daher gegenüber Athanasia und andern Recht behalten, so müssen wir ihr erst in einem gewissen Maße ähnlich werden. Sehr häufig haben wir die bestimmteste Einladung Gottes zur Einsamkeit und Stille, nemlich durch unverkennbare, ja unvermeidliche Fügungen; wir sollten ihnen folgen und das Glück der Stille ergreifen; kein Mensch könnte sagen, daß wir damit selbst-erwählte Wege giengen; jedermann würde es für Tugend erkennen. Dennoch widerstreben wir auch dann, nichts weniger wollen wir erkennen, als die Einladung Gottes zur stillen Ruhe der Seelen. Unsere Gedanken mögen sich aus der Mannigfaltigkeit zur reichen Einheit nicht sammeln lassen, und wir gehen lieber in selbsterwählter Zerstreung hin bis in den Tod, als in gottgewollter Sammlung. Damit sind wir aber auch gestraft, wie sich's gebührt; unsere Strafe liegt, wie in tausend anderen Fällen, in unserer eigenen Wahl.





XLII.

21. August.

Anastasia, Wittwe, Märthrin.

An dem heutigen Tage gedenken wir nach Vorgang Hondorfs der Wittwe und Märthrin Anastasia, deren Tod von eben diesem Schriftsteller in das Jahr 280 gesetzt wird. Wie es aber häufig in den Geschichten dieser alten Blutzengen Jesu vorkommt, daß, bei aller Uebereinstimmung in den Hauptsachen, dennoch in den Nebenumständen und in der genauen Bestimmung der Lebenszeit verschiedene Angaben gemacht werden; so bemerken wir dies auch im Leben der heiligen Matrone Anastasia. Ihr Tod wird von andern in die Diocletianische Verfolgung, und zwar in jenes Jahr 304 gesetzt, welches allein reich genug wäre, Gedenktage für einen ganzen Kalender von 365 Tagen zu liefern.

Anastasia, gewöhnlich die jüngere genannt, war eine Römerin, welche schon in früher Jugend das



Glück gehabt hatte, getauft zu werden, — ein Glück, welches in jener Zeit nur wenige römische Söhne und Töchter fanden. Zur Jungfrau herangewachsen, wurde sie von ihrem Vater thörichtcr und unglückseliger Weise mit einem gewissen Publius, einem Erzfeinde alles christlichen Wesens, zu der ungerathensten Ehe, welche sich denken läßt, vermählt.

Sie war eine Veterin, welche auch des Nachts aufstand, um der Andacht zu pflegen; ihr Mann hingegen war ein Spötter, der sich, je weniger er ausrichtete, desto mehr zu Zorn und Grausamkeit gegen sein armes Weib empört fühlte und sie einmal, während er nach Persien abreiste, elendiglich einsperrte und hungern ließ. Anastasia würde am Ende wohl auch verhungert sein, wenn nicht ihr Mann auf der Reise gestorben, und sie dadurch frei geworden wäre. Nun folgte sie ungehindert ihrer alten Neigung, einerseits in aller Abgeschlossenheit der Andacht zu leben, andererseits aber sich dem Dienste der Armen und Leidenden zu widmen. Mit besonderer Hingebung diente sie aber den Bekennern und Märtyrern, insonderheit ihrem Lehrer, dem heiligen Chrysogon. So auffällig gut und fromm, und daher den Heiden so verhaßt war ihr Wandel voll Andacht und Liebe, daß

sie viel Schmach und Verfolgung von ihnen zu erdulden hatte. Da sie Chryfogon, als er zum Märtyrertode nach Aquileja geführt wurde, begleitete, wurde sie von den Heiden ergriffen und hatte die Ehre, ihren Christus vor ihnen nun in Leiden wie zuvor in guten Werken und heiligem Wandel bekennen zu dürfen. Wie einst ihr Mann sie dem Hungertode ausgesetzt hatte, so wurde sie nun auch dreißig Tage lang ohne alle Speise und allen Trank im Gefängnis gehalten. Als man sie hernach im Meere ertränken wollte, und sie deshalb in ein Fahrzeug setzte, in das man viele Löcher gebohrt hatte, zeigte sich Christi Kraft in wunderbarer Weise, denn das durchbohrte Schifflein wollte doch nicht untergehen. Endlich wurde sie an drei Pfähle angebunden, und um sie her ein großes Feuer angezündet, in dem sie starb.

Unter denen, welche den Namen Anastasia tragen, und um ihres Lebens, Leidens und Sterbens willen in der Kirche Gottes ein unsterbliches Gedächtnis fanden (es sind ihrer mindestens vierzehn), ist keine berühmter, als diese sogenannte jüngere Anastasia, deren Name mit dem Chryfogon's, der in Rom verhaftet und in Aquileja getödtet wurde, eine

solche Anerkennung und Ehre fand, daß er in den Meßcanon der römischen Kirche aufgenommen wurde. Und doch sind die Nachrichten verschieden, und der große Glanz, der vom Leben und Tode der seligen Märtyrin ausgeht, ist doch nicht so recht klar! — Diejenige, welche man die ältere Anastasia nennt, hat ihr Gedächtnis mit den Aposteln Simonis und Judä am 28. Oktober, war gleichfalls eine Römerin, starb aber in der Valerianischen Verfolgung unter schrecklichen Martern unüberwindlich und Jesu treu. Ihr wurden die Brüste abgeschnitten, die Nägel von den Fingern, die Zähne aus dem Munde gerissen, die Hände, die Füße und endlich das Haupt abgeschlagen. Mit ihr zugleich wurde ein gewisser Cyrillus hingerichtet, darum, daß er es gewagt hatte, der Märtyrin in ihren schweren Kämpfen einen Trunk Wassers zu reichen. — Merken wir uns beide Anastasien, die ältere und die jüngere, die Matrone und die Jungfrau, und dazu Chryfogon, welcher der einen voran, und Cyrill, der der andern nachgieng. Bitten wir auch den Herrn, daß uns gegeben werde, treu zu sein bis in den Tod, wie die beiden Frauen und auf dem Wege der Treue solche Vorgänger und Nachfolger zu finden wie sie.

XLIII.

7. September.

Regina,

Jungfrau, Märtyrin,

fünfzehnjährig, wurde um das Jahr 251 zum Bekenntnis Jesu berufen. Sie war eine von den Tausenden, welche in der grausamen Verfolgung des römischen Kaisers Decius vor Gott und seinen Engeln, so wie vor der Welt Zeugnis geben mußten, daß die Braut Jesu auf Erden unsterblich ist. Ihr Bekenntnis geschah zu Alisia, ehemals einer altberühmten Stadt, welche schon Cäsar belagert hatte, nunmehr aber einem kleinen Dorfe des Bisthums Autun in Burgund. Da sie von ihrem Bekenntnis nicht lassen wollte, wurde sie auf Befehl des Präfects Olybrius grausam gemartert, an den Händen aufgehängt, mit brennenden Fackeln unter den Armen und Fußsohlen gebrannt und endlich getödet.

Wer ihre Eltern gewesen seien, unter welchen Umständen sie zu so großem Glauben gekommen, unter
Rosen-Monat.

welchen ihr Bekenntnis bis in den Tod gethan habe, ist unbekannt. Wir wissen wenig von ihr; aber was wir wissen, ist groß, und hat ihr Gedächtnis in der Kirche unvergänglich gemacht. Auch sie ist einer von den Sternen, die unbekannt geworden sind, was ihren Lauf anbetrifft, während ihr Licht und schöner Glanz unser Auge erreicht hat, und wohl die Augen vieler Tausende noch bis an's Ende der Welt erfreuen wird. Im Jahre 864 wurden ihre Gebeine in der Abtei Flavigny bei Alize bestattet, und ganz in der Nähe entstand ein Städtchen zum Andenken der jugendlichen Martyrin, denn es trägt ihren Namen. Wenn aber auch das Städtchen vom Erdboden verschwinden und niemand mehr leben wird, der den Ort angeben kann, wo ihre Gebeine ruhen, wird doch ihre Passion und der herrliche Siegestod unvergeßen bleiben und, was mehr ist, ihr Name im Himmel angeschrieben sein und ihre Seele in Gottes ewigem Hause grünen. Ihr Name Regina heißt auf deutsch „Königin“; er ist an ihr erfüllt, denn wer also bekennt und stirbt, soll Priester und König sein in Ewigkeit. Darum sehet ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach.

XLIV.

10. September.

Pulcheria.

Ein hochgefeierter Name im Morgen- und Abendland. — Pulcheria war Tochter eines Kaisers, Schwester eines Kaisers, den sie für den Thron erzog, selbst Augusta, das heißt Kaiserin und Gemahlin eines edlen Kaisers, dennoch aber vom Morgen- und Abendland mit dem Namen Jungfrau beehrt, weil sie mit ihrem Gemahl, mit welchem sie den Thron zum Heile des Reiches theilen zu müssen glaubte, schon bei der Verlobung eins geworden war, auch nach der öffentlichen Verbindung der Ehe jungfräulich zu leben.

Ihr Großvater war der römische Kaiser Theodosius der Große, ihr Vater der Kaiser Arcadius, ihre Mutter dessen Gemahlin Eudoria, von der sie im Jahre 399 nach Christo geboren ist. Ihr Vater starb am 1. Mai 408, hinterließ einen achtjährigen Sohn, Theodosius, und außer Pulcheria noch zwei Töchter,

Arcadia und Marina. Pulcheria, hochbegabt vor ihren Geschwistern wurde am 14. Juli 414 als fünfzehnjährige Jungfrau zur Augusta oder Kaiserin erklärt, um mit ihrem zwei Jahre jüngeren Bruder das Regiment zu führen. So jung sie war, wurde sie dennoch des schwächer begabten Bruders Führerin, ja Erzieherin. Es wird ihr vorgeworfen, daß sie ihren Bruder mehr wie einen Priester, als wie einen Regenten erzogen und ihm vor allen Dingen Liebe und Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Diener eingeprägt habe. Aber an ihr selbst leuchteten von Jugend auf allerdings nicht bloß christliche Tugenden, sondern auch kaiserliche. Sie lebte mit ihren Schwestern, die gleich ihr das Gelübde der Jungfrauschaft abgelegt hatten, in stiller Zurückgezogenheit, guter Werke beflissen, den Uebungen der Andacht, aber auch dem Betrieb weiblicher Arbeiten ergeben, den Künsten und Wissenschaften hold. Wenn sie aus ihrer Einsamkeit hervortrat an die Staatsgeschäfte, faßte sie Entschließungen erst nach langamer und reiflicher Ueberlegung, drang alsdann auf sofortigen Vollzug und regierte, wiewohl immer im Namen ihres Bruders das Reich mit Glück und Ehre. Für die Geschäfte ihres Reiches suchte sie

durch Studien, insonderheit der Geschichte, sich tüchtig zu machen, war eine Kennerin nicht blos ihrer Muttersprache, sondern auch der römischen, handelte und wandelte also, daß ihr Name innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reiches hochgeachtet gepriesen wurde. Unglücklich war sie jedoch in der Wahl der Gattin für ihren Bruder. Sie glaubte ihm keine bessere und tüchtigere Gemahlin zur Seite stellen zu können, als die geistvolle und schöne Tochter eines griechischen Philosophen, deren heidnischer Name Athenais bei der vor der Vermählung mit dem Kaiser erfolgten Taufe in Eudoria umgewandelt wurde. Auch nach dieser im Jahre 421 geschehenen Vermählung lenkte Pulcheria das Ruder des Staates. Da aber erwachte die Eifersucht der Schwägerin, welche in Verbindung mit dem Eunuchen Chrysaphius den schwachen Theodosius so zu bearbeiten wußte, daß er dem Patriarchen Flavianus von Constantinopel den Befehl gab, seine Schwester Pulcheria zur Diakonissin an seiner Kirche zu machen. Flavian, auch sonst, namentlich im Eutychianischen Streite guten Andenkens in der Kirche Gottes, willigte nicht alsbald in die kaiserliche Zumuthung, sondern benachrichtigte vielmehr die Kaiserin Pulcheria von den

bösen Absichten ihrer Feinde, und Pulcheria zog sich nun freiwillig auf das Land zurück, nicht zum Segen des Staates und der Kirche, welche nun in den Händen der Eudoria und des Chrysaphius waren, selbst aber fröhlich ergeben, ihre Tage in Ruhe und Verborgenheit zuzubringen. Jedoch ließ sich Pulcheria durch Briefe des großen Bischofs Leo von Rom bewegen, noch einmal an den Hof zu gehen und ihrem Bruder alles das Elend vorzustellen, welches in seinem Namen über das Land gebracht wurde. Als dieser im Jahre 450 starb, zog sich seine Wittve nach Palästina zurück, Pulcheria aber folgte ihrem Bruder in der kaiserlichen Würde. Sie hielt es für gut, ihre Hand in der schon oben angegebenen Weise einem trefflichen Mann aus Syrien, Namens Marcian zu reichen, der im Kriegswesen und in Staatsgeschäften erfahren, wie sie selbst der rechtgläubigen Kirche ergeben, ein Eiferer für alles Gute und ein Freund der Elenden und Armen war. Unter dem Regimente der Beiden wurde im Jahre 451 zu Chalcedon jene merkwürdige Kirchenversammlung gehalten, auf welcher die Irrlehre des Eutyches unterlag. Pulcheria selbst schrieb zwei Briefe nach Palästina, um den Beschlüssen des Conci-

liums Anerkennung bei denen zu verschaffen, welche sich dort wie in Egypten denselben mit aller Macht entgegen stellten.

Bei der bereits kund gegebenen Gesinnung der Kaiserin kann man es nur erwarten, daß sie, wie es auch wirklich geschah, ihre Macht und ihre Einkünfte vielfach werde zur Errichtung und zur Dotation christlicher Anstalten für Arme und Hilflose angewendet haben. Als sie am 10. September 452 in ihrem 69. Jahre starb, hinterließ sie alle ihre Güter, über die sie selbst verfügen durfte, denjenigen, deren treueste Freundin sie im Leben gewesen war, nemlich der Kirche und den Armen, und ihr Gemahl vollzog pünktlich ihr Testament und folgte ihr in jeder Tugend nach, bis auch er am 26. Januar 457 zu seines HErrn Freude eingieng.

Pulcheria ist keine Märtyrin, aber unter schwierigen Umständen auf hohen, steilen, schmalen Lebenspfaden von Jugend auf eine Bekennerin Jesu gewesen. Auf ihrem Haupte vereinigen sich die kaiserliche, die jungfräuliche, die bräutliche Krone mit der Krone der geduldrigen Ueberwinder in der Nachfolge des Herzogs unserer Seligkeit. Das Andenken einer solchen Gerechten bleibe im Segen.



XLV.



16. September.

E n p h e m i a,

Jungfrau, Märtyrin,

zu Chalcedon, etwa um das Jahr 307 in der diocletianischen Verfolgung, in welcher auch Ufra, Agnes, Anastasia, Barbara, Dorothea, Hilavia, Margaretha den Zeugentod der christlichen Kirche starben.

Der Name Euphemia ist von der ältesten Zeit her, namentlich auch in der morgenländischen Kirche, hochgefeiert. Viele Kirchen wurden nach ihm benannt. Als die Kirchenversammlung von Chalcedon im Jahre 451 die Irrthümer des Eutyches verwarf, war sie in der berühmten Euphemienkirche dieser Stadt versammelt, und die versammelten Väter glaubten den Sieg, den sie über den Irrthum feierten, der Fürbitte der seligen Märtyrin zuschreiben zu sollen. So sehr hatte sich schon damals in der Kirche der Glaube an die Fürbitte der Heiligen verbreitet. Wer ist diese gefeierte



Märtyrin und wie ist sie zu dem hohen Ruhme in der Kirche gekommen? — Sie war eine römische Jungfrau, eines Senators Tochter, Christo dem HErrn von ganzer Seele zugethan. Als sie die armen Christen zu Chalcedon in ihren Leiden und Martern sah, ermahnte sie nicht bloß die Dulder zur Treue und Beständigkeit, sondern es ergriff sie auch eine heilige Lust, mit ihnen zu leiden und zu sterben. Ueberlaut rief sie, sie sei eine römische Jungfrau, eines Rathsherrn Tochter, warum man ihr denn andere vorziehe, es gehöre sich, daß sie vor den fremden Leuten allen zuerst zu Christo geschickt werde. Da geschah ihr der Wille. Man warf sie ins Gefängnis, sie aber pries den Namen des HErrn, der sie würdigte, zum heilsamen Zeugnis zu leiden und die Marterkrone zu empfangen. Da man hernach ihre Mitgenossen in der Trübsal gebunden auf den Markt zur Marter führte, sie aber ledig daher gehen ließ, beklagte sie sich höchlich, daß man des Kaisers Wort übertrete, und sie, eine Bekennerin wie die anderen, nicht auch gebunden führe. Durch die laute Aeußerung ihres Verlangens wurde der kaiserliche Beamte vermocht, ihr zu willfahren, und auch der HErr im Himmel gönnte ihr der Martern

viel. Man erstaunt über das Verzeichniß ihrer Leiden. Schläge, Geißeln, Feuerqual, glühende Instrumente, viele verschiedene Pein hatte sie bereits siegreich auf Befehl des Proconsuls Priscus überwunden, als man sie endlich ins Theater führte, um sie den Thieren vorzuwerfen. Da rief sie den HErrn an, daß er ihre Seele nun hinnehmen möge, der HErr aber verschaffte, daß eines von den Thieren ihr den tödtlichen Biß versetzte, während ihr die übrigen lammfromm die Füße leckten. So gab sie ihre Seele dem HErrn zum Opfer und fand das Leben, indem sie es ließ. Eine unverwüßliche Heiterkeit und Freudigkeit geleitete sie von Marter zu Marter bis in den Tod hinein. Der Bischof von Amasea in Pontus, Asterius, beschreibt ein Gemälde, auf welchem ihre Leiden dargestellt werden, so wie es in seiner Kirche zu finden war. Da zieht ihr ein Soldat den Kopf rückwärts, ein anderer schlägt ihr die Zähne ein, aus dem Munde strömt Blut und überrinnt Angesicht, Haare und Kleider. Da wird sie zum Feuertode verurtheilt, da besteigt sie den Scheiterhaufen. Da kann man müde werden, ihre Qualen aufzählen und vorstellen zu sehen. Sie aber ward nicht müde zu leiden. Euphemia heißt auf deutsch

„die Wohlberühmte“; der Name trifft ein. Man könnte sie aber auch die Leidensfrohe, die Todeslustige, die fröhliche Siegerin nennen und ihr Ende voll untadelichen und unwandelbaren Zeugnisses sieht gerade aus, wie wenn sie der Spruch Matth. 5, 12. durchdrungen hätte: „Freuet euch und jauchzet, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel.“ An ihrem Ehrentage können sich daher alle schämen lernen, die vor jedem kleinen Leid um Christi willen beben, als würde dadurch das Leben vergällt und seine Absicht zernichtet. O wie eine seltene Sache ist Euphemienart bei den Dienerinnen Jesu in unseren Tagen! Sie freute sich wie die Apostel, daß sie würdig erfunden wurde, um des Namens willen Jesu Schmach und Marter zu leiden: Du gehst zum Bekenntnis wie eine Verbrecherin und behst wehleidig vor dem feinsten und kleinsten Dornenfranze Jesu, als hättest du ein böses Gewissen. Berufen den Weg der Ehren zu betreten, scheust du die Schmach der Welt, und verleugnest Jesum, nicht um dreißig Silberlinge, sondern um ein saures Gesicht, das dir die Welt anwirft. Schlage an deine Brust, bitte um Gnade und Stärke, schau Euphemien's Ende an und folge ihrem Glauben nach.





XLVI.

17. September.

Hildegard.

Im Jahre 1098 wurde zu Bockelheim im Nahe-
thale aus edlem Geschlechte eine Tochter geboren und
darauf im Kloster Disibodenberg erzogen, die in ihren
Zeiten vor allem Volke als eine große Heilige glänzte,
von Päpsten und Kaisern und Fürsten, wie von an-
dern Gliedern der Kirche geehrt, geliebt und gesucht
war, und deren Name auch jetzt noch seinen Klang
und Werth nicht verloren hat. Es ist Hildegard,
die wir meinen, die zwar niemals von der römischen
Kirche in das Verzeichnis der Heiligen eingetragen
wurde, dennoch aber in allen Kalendern genannt wird.

Diese Hildegard war von Natur ein zartes
Mädglein, aus deren Körperbau kein Mensch den Schluß
gezogen haben würde, daß sie ein Alter von 82 Jah-
ren erreichen würde; denn das geschah, sie starb am 17.
Sept. 1179. Da sie von Kindheit auf beständig krank



war und an den Nerven litt, wurde es ihr wie manch anderer Tochter derselben körperlichen Anlage gegeben, daß ihr inneres Leben desto sehnächtiger nach oben gieng, desto offener für Einflüsse des göttlichen Geistes wurde, auch daß sie sich zu Gesichten und Visionen mehr als andere neigte. Ihre Offenbarungen sind heute noch zu lesen, ihre Briefe und anderen Werke liegen vor uns, und wenn man nun auch von ihr und ihren Leistungen nicht mit derselbigen Begeisterung sprechen kann, wie ihre Zeitgenossen, der Abt Bernhard von Clairvaux, Papst Eugenius III. und andere, welche ihr jene Gabe der Weißagung zuschrieben, in welcher die alten Propheten geweißagt haben; so wird man doch schon bei Lesung ihrer Briefe eine so hohe Meinung von ihr und ihren Gaben bekommen, daß man es entschuldigen kann, wenn irgend wer den Zweifel ausspricht, ob sich wohl in unseren Zeiten irgend wo eine Jungfrau von gleich hohen Gaben finden möchte. Man darf nur zum Beispiel diejenigen Briefe lesen, welche der edle Bischof Sailer in seiner 4ten Sammlung der „Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung“ übersetzt hat, um so von Hildegard zu denken.

Man muß jedoch nicht glauben, daß Hildegard

blos ein Leben in Visionen und Entzückungen geführt habe. Wer 270 solche Briefe hinterlassen kann, wie wir sie von Hildegard haben, der hat der Nachwelt den überzeugendsten Beweis einer thatkräftigen und wahrhaft praktischen Seele zurückgelassen. Die körperlich schwache Hildegard wurde nicht blos nach dem Tode ihrer Erzieherin, der Aebtissin Jutta, im Jahre 1136 selbst zur Aebtissin gewählt; nicht blos vertrauten ihr die ausgezeichnetsten Familien ihre Töchter an; nicht blos regierte sie ihr Kloster mit fester Hand nach Einem Ziele hin; sondern sie trat auch in weitere Kreise hervor. Bei der Oeffnung des inneren Auges, die ihr sehr frühzeitig zu Theil geworden war, hatte sie anfangs geglaubt, auch andere müßten sehen und hören, was sie sah und hörte. Mit Schrecken bemerkte sie, daß es nicht der Fall war, und verschloß nun die ganze Welt von Licht und Wahrheit, die sich ihr erschloß, bis in ihr fünfzigstes Jahr tief in ihr Inneres. Da aber war es ihr nicht mehr möglich. Schwer erkrankt durch die Last ihres Geheimnisses, kam sie zu dem Entschlusse, von nun an ihren Mund aufzuthun und genaß sofort. Von da an richtete sie ihre Reden, Bestrafungen, Mahnungen und Warnungen kühn an alle, für welche sie ihr gegeben

wurden, und gewann dadurch einen mächtigen reichen Einfluß auf die Leiter des Staates und der Kirche ihrer großen Zeit. Sie, selbst eine unsträfliche Persönlichkeit, deren Anerkennung, je länger sie lebte, desto allgemeiner und größer wurde, vereinigte sich mit dem heiligen Bernhard, das Volk zum Kreuzzug anzumahnen; ganze Stämme und Stände sprach sie auch in anderen Angelegenheiten an und übergieß sie durch ihre Worte und Schriften mit reichem Segen. Bedrängte und Verfolgte aller Art wendeten sich von diesseits und jenseits des Rheins an sie und empfingen durch sie Licht, Trost und Stärkung. Auf ihr Gebet und das Auflegen ihrer Hände wurden viele Kranke gesund. Alles an Hildegard ist außerordentlich, von ihrer Jugend auf, bis sie in ihrem Alter in ihrem Kloster St. Rupertsberg bei Bingen starb. Ihr nachahmen wird man um so weniger wollen, je mehr man sie kennen wird, zumal ihre Tugenden von ihren seltenen Gaben und ihrem Einflusse noch überstrahlt werden. Ohne Zweifel aber wird sie unter den großen Frauennamen, die man im Abendlande und insonderheit in Deutschland nennt, immerdar genannt werden dürfen und müssen. Wenn es recht wäre, sich irgend eines Menschen zu rühmen, so würden wir

Deutschen uns der Abbtissin Hildegard mit weit größerem Rechte rühmen dürfen, als wir uns vieler Helden oder Künstler u. dgl. rühmen, die in der Kirche weder gut noch groß genannt werden können, und deren Namen im Himmel nicht geschrieben stehen.



XLVII.

18. September.

Richardis,

Kaiserin.

Richardis war eine Tochter des Grafen Erchanger von Nordgau, welche von Karl dem Dicken noch zu Lebzeiten seines Vaters, Ludwigs des Deutschen, geehelicht wurde, wie es scheint, im Jahre 862. Richardis lebte von da an 25 Jahre mit dem dicken Karl, ohne daß er mit ihr, oder sie mit ihm ehelichen Umgang gepflegt hätte. Sie genoß dabei sein Vertrauen und seine Hochachtung so sehr, daß man des vielfachen Beweis aufzeigen kann. Auch war sie dem wunderlichen Eheherrn, dessen Leben voll Gelingens und dann wieder selbstverschuldeten thörichten Mislingens war, ein Hort der Weisheit und guten Rathes, bis sich in einer bösen Zeit, da sich alles wider Karl zusammenrottete, der Himmel auch über ihr trübte und es ihren Feinden gelang, dem nun fast blöden Ehemann

den Verdacht beizubringen, daß seine Gemahlin mit seinem Großkanzler Liutward, Bischof von Vercelli, in ehebrecherischem Umgang lebe. Vergebens erbot sich die Kaiserin, ihre Unschuld, ja Jungfrauschaft in der Feuerprobe, oder durch ein anderes Gottesurtheil zu beweisen; vergebens bestand sie die Probe, nicht wissen wir, welche, obwohl die Sache selbst im allgemeinen von jedermann in jenen Zeiten anerkannt wurde: der blödsinnige Kaiser verstieß die unschuldige Richardis. — In diesem, ihrem Unglück erwies sie sich würdig, ja groß. Sie konnte allen Glanz ihrer Vergangenheit vergessen und widmete sich in der von ihr gestifteten Abtei zu Andlau einem Leben der Andacht und der Aufopferung für andere. Der Gram erstarb in ihr, und ihr gutes Gewissen machte ihr's leicht, zu innerer Stille zu gelangen und ihr Herz den Freuden der Gottseligkeit zu öffnen. Unter Gebet und Lesen, Uebungen der Andacht und der Wohlthätigkeit, ja auch schriftstellerischen und poetischen Arbeiten lernte sie dem HErrn danken, der sie aus sturmbewegter Fahrt in einen stillen Hafen des Glückes gebracht hatte. In etlichen bis auf uns gekommenen Versen, von denen man versichert, sie seien wirklich aus ihrer eigenen Hand, besingt sie selbst ihr Glück.

Sie sagt in denselben, sie habe die Stürme der Welt erduldet, den Hafen gefunden, erwünschte Ruhe ergriffen, sie verachte die Königreiche der Welt, das Himmelreich suche sie, und eile vom göttlichen Geiste geleitet, zu demselben, als zu einem sicheren Ziele. In jener Zeit schrieb sie auch Statuten für ihre Abtei Andlau, aus denen sich diejenige Vereinigung von Milde und Strenge erkennen läßt, die ein weises, mit der Gabe des christlichen Maßes begabtes Herz auf den Wegen der Erfahrung findet. Ob sie aber wohl die Abtei gestiftet hatte und selbst im Kloster Andlau lebte, so kann man doch nicht erweisen, daß sie die Ordensgelübde abgelegt habe und Nonne oder Aebtissin geworden sei. Sie überlebte in ihrer glücklichen Zurückgezogenheit den unglücklichen Karl den Dicken, der 887 von Deutschen und Franzosen des Reiches entsetzt wurde und ein Jahr darauf im Kloster Reichenau vor Gram starb. Sie selbst starb zu Andlau und wurde daselbst beerdigt, aber der Tag und das Jahr ihres Todes ist mit Sicherheit nicht anzugeben, obwohl man annimmt, daß sie am 18. September 893 oder 894 den Eingang in das ewige Reich gefunden habe.

Ist es nicht ein herbes Schicksal für Richardis,

die Tochter des edlen elsässischen Grafen Erchanger, gewesen, fünfundzwanzig Jahre lang die Genosin eines Menschen zu sein, wie dieser dicke Karl war, dessen Leben voll Widersprüche, voll Thorheit und selbst böser Werke gewesen ist? Eine Kaiserin, und doch unglücklicher als ein glückliches Bauernweib, oder eine stille verborgene Jungfrau, die im beschränkten Berufe ihr Leben dahinbringen darf! Eine Unschuldige, welche die Feuerprobe besteht und doch mit Schmach verstoßen wird, die aber auf diesem Wege der Verkennung und der Schande unter der guten Hand des HErrn zu einem Glücke kommt, das sie vielleicht nicht geschägt hätte, wenn sie es nicht durch einen so wunderlichen Wechsel gefunden haben würde! Was ist des ganzen Lebens kurzer Sinn, wenn nicht, daß ein stilles Dasein an einem heimlichen Orte, wo man Christum findet und Ihm in den Seinen dienen darf, mehr werth ist, als eine Kaiserkrone und ein Vierteljahrhundert voll Herrlichkeit und Freuden dieser Welt. Dasselbe Thema handelt so manch anderer Lebenslauf großer Herren und Frauen ab, und doch findet und faßt es selten auch ein begabtes Kind, und was allen so sehr empfohlen wird, und so leicht zu erreichen steht, bleibt dennoch den meisten ein versiegeltes Geheimnis.

O wie glücklich ist der und ist die, denen die Augen aufgehen, daß sie des Lebens Eitelkeit erkennen, und denen gegeben wird, frei vom Einfluß aller zeitlichen Verhältnisse den Weg der Einfalt zu gehen und sich genügen zu lassen mit der Liebe und Gnade Deßen, der freilich leichter Himmel und Erde mit Seiner Herrlichkeit, als ein einziges kleines Herz mit dem Glücke Seiner Gegenwart erfüllen kann.

XLVIII.

23. September.

Thekla, Jungfrau,

dem ersten christlichen Jahrhundert angehörig. Die größten Kirchenväter, z. B. Gregorius von Nyssa und Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus u. s. w. rühmen und preisen Gott für das selige und heilige Beispiel, welches die heilige Jüngerin Pauli, Thekla, der Kirche hinterlassen hat. Obwohl sie eigentlich nicht des Märtyrertodes gestorben ist, so wird sie dennoch von der griechischen Kirche, so wie von Isidor von Pelusium die erste Märtyrin genannt, weil sie nicht bloß einmal, sondern mehrfach durch Leiden hindurch gegangen ist, die ohne besondere göttliche Verhinderung den Tod nothwendig hätten herbeiführen müssen. Zwar besitzen wir von ihr keine echten Märtyreracten; auch hat sich die Sage, ja die Fabel an den Namen und die Geschichte dieser Jüngerin so

vielfach angehängt, daß ihr Lebenslauf nicht klar und einfach genug vor unsern Augen ist; dennoch aber ist dasjenige, was Glauben verdient, und von alten Zeiten her verbürgt ist, so wunderbar und ungemein, daß es unser Erstaunen erregen und uns bemerklich machen kann, wie weit entfernt unser gewöhnliches armes Leben von dem Glanze und Schwunge der apostolischen Zeit ist.

Thekla, die Tochter angesehenener und wohlhabender Eltern zu Ikonien, die Verlobte eines Jünglings, mit Namen Thamirus, wird von der Predigt des heiligen Paulus, da er in Ikonien war, dermaßen ergriffen, daß sie sich auf einmal von ihrem ganzen vorigen Leben geschieden erkennt und auf ganz anderen neuen Bahnen findet. Hingegeben der Liebe eines ewigen Bräutigams taugt sie, so wie sie geworden ist, für keinen irdischen Bräutigam mehr: was kann der heidnische Thamirus mit dieser Thekla anfangen, welcher eine ganz andere Welt aufgegangen ist, während diese Welt allen Reiz für sie verloren hat? Auch von den Eltern und von der gesammten Heimath findet sich Thekla geschieden: das Schwert und Feuer ist zwischen beide Theile getreten, welches Jesus Christus

in die Welt gebracht hat. Eine Umwandlung ist in ihr geschehen, welche sich nicht ungeschehen machen läßt, die Mittel elterlicher und verwandschaftlicher Ueberredung und versuchten Zwanges gleiten ab, wie ein schwanker Fuß vom glatten Eis. Thekla ist für diese Welt gestorben; die Ahrigen haben von ihr so wenig, als läge sie im Grabe, da sie ihr Leben nicht fassen können. Unaufhaltsam wandelt sie ihrem Lehrer Paulus nach. Ihr reichgebildeter, schon während ihrer heidnischen Jugend durch allerlei Wissenschaft für das Höchste vorbereitete Geist fand in den Worten des Apostels die Nahrung und das Leben, das ihr keine Philosophie der Griechen bieten konnte. Es mag um das Jahr 45 gewesen sein, da sie, ergriffen von dem ewigen Leben, alle Bande sprengte und dem aus ihrer Vaterstadt verjagten großen Lehrer Paulus nachfloh. Ihr Bräutigam ließ sie an allen Orten suchen, mußte sie aber auch dann für sich verloren geben, als er sie fand. Aus Rache soll er sie alsdann der verfolgenden Obrigkeit übergeben haben. Auf Befehl derselben wurde sie schändlich behandelt, im Amphitheater ihre leuchtende Schönheit dem ungezogenen Blicke der Heiden ausgesetzt; ihre Seele verhüllte sich mit der Liebe zu Jesu,

um Deßen willen ihr, die sich den jungfräulichen Stand erlesen hatte, gerade damit die allerempfindlichste Beschimpfung geschehen war. Man brachte sie mitten unter die wilden Thiere, unter Leoparden, Tiger und Löwen: mit einer Ungebuld, von der wir nichts wissen, die wir nicht faßen, die wir eher zu tadeln als zu loben geneigt sind, wartete sie auf den Augenblick, in welchem durch den Rachen und die Klauen der Bestien, deren Gebrüll den Schrecken der Anwesenden erregte, ihrer Seele die offene Pforte gemacht würde, durch welche sie zu Christo entfliehen könnte. Allein die brüllenden Thiere legten sich vor ihr nieder, leckten sanftmüthig ihre Füße und konnten durch keine Reizung dahingebracht werden, sich an der heiligen Jüngerin Jesu zu vergreifen. Man wollte sie verbrennen, aber die Flammen thaten ihr so wenig Leid, als die wilden Thiere; sie hätten sie, berichtet die alte Zeit, gleich fühlen Lützen angeweht, ein Regen habe sie ausgelöscht. Auch anderer Wunder viele, welche der Herr zu ihrer Rettung aus Gefahren gewirkt habe, werden erzählt, ohne daß wir zu unterscheiden vermögen, in welche Zeit des Lebens Thekla's ein jedes gehört, oder an welchem Orte sie dies oder jenes zu leiden hatte.

Man warf sie in eine Höhle voller Schlangen; aber die Schlangen starben, statt sie zu beschädigen. Man band sie an wilde Ochsen, um sie in Stücken zu reißen; aber es zerrißen die Stricke. Man wurde endlich müde, der Unverleglichen Gewalt anzuthun, und ließ sie gehen; sie aber, sagt man, beschor ihr Haupt, wie ein Mann, zog männliche Kleider an, wandelte Paulo nach und wurde von ihm gen Saleuria, der Hauptstadt von Jsaurien gewiesen, wo sie ein stilles Leben führte, ein hohes Alter erreichte und ein seliges Ende. Auch ihr Ende ist nach vorhandenen Erzählungen und Sagen der Alten ein wunderbares gewesen.

An diesem Lebenslaufe ist alles was wir wissen, ungemein. Thekla und ihr Leben ist das helle Gegentheil Derjenigen, die nur immer fragen, wie weit sie mit der Welt gehen können. Von Christo ergriffen und in Sein Reich eingeführt, fand sie keine Brücke und keinen Steg mehr, um sich der Welt zu nahen. Die Welt war ihr gekreuzigt und sie der Welt. In unverleglicher Treue ihrer Seele hieng sie dem himmlischen Bräutigam an, der HErr aber krönte ihre innere Unverleglichkeit durch äußere. Sie stand unter einem starken Schutze. Kann man ihr nun nicht nachgehen,

nicht ähnlich werden durch äußeres Thun und Laßen, so kann man doch an ihrem Beispiel in scharfen Zügen ausgeprägt erkennen, was eine gottverlobte Seele sei, und ihre selige und lautere Entschiedenheit kann jede, die ihren Namen trägt, beschämen und ihr zeigen, was für ein Maß der Liebe, was für eine Flamme der Inbrunst denen allen gezieme, die Thekla, der ersten nach, Jüngerinnen Pauli und Bräute Jesu sein sollen und wollen.





XLIX.

28. September.

Lioba,

Aebtissin von Bischofsheim.

An dem heutigen Tage denkt die Kirche an zwei hochberühmte Frauen, an Eustochium und Lioba. Jene ist die Tochter und Nachfolgerin der heiligen Paula, von welcher wir unter dem 26. Januar erzählten. Ihr Leben ist den allgemeinen Grundzügen nach so völlig theils in das Leben der Mutter aufgegangen, theils ein Abglanz und Nachklang von diesem, daß wir nur wenig von ihr zu berichten haben. Dennoch aber kann man bei der Frage, ob Eustochium oder Lioba für uns anziehender und die Kenntnis ihres Lebenslaufes fördernder sei, sehr in die Wahl und in die Frage kommen. Der Brief, welchen wir unter dem Namen der Eustochium an Marcella besitzen, ist so besonders schön, und das Leben gottverlobter Frauen jener Tage tritt uns in demselben in seiner ganzen Eigen-



thümlichkeit so kenntlich und faßlich vor die Augen, daß man sich angeregt fühlen kann, in einer Schrift, wie diese ist, von demselben nicht bloß einen Auszug, sondern eine Uebersetzung mitzutheilen. Wenn nur damit nicht unsere Grenzen zu weit überschritten würden! So begnügen wir uns eben hier, der frommen Tochter Custochium nur Erwähnung zu thun, und unter Hinweisung auf den Lebenslauf ihrer Mutter zu bemerken, daß sie dieselbe fünfzehn Jahre überlebte, die von ihr hinterlassenen klösterlichen Anstalten leitete und dann ihrer Nichte, der jüngeren Paula Fürsorge und Arbeit für fernere Zeiten hinterließ. Custochium war übrigens unter ihrem Geschlechte auch eine Gelehrte; sie erlernte unter dem Kirchenvater Hieronymus, ihrem Lehrer, das Ebräische so völlig, daß sich ihr die Pforten des alttestamentlichen Grundtextes aufthaten, und sie mit eigenen Augen lesen konnte, was der Geist zu Israel und der gesammten Kirche in der heiligen Sprache des alten Bundes geredet hat.

Auch die heilige Lioba war, um gleich bei diesem Umstande anzuknüpfen, eine hochgebildete Jungfrau. Unter den Briefen des heiligen Bonifacius, ihres Verwandten, findet sich einer, den sie noch aus

ihrer englischen Heimath an ihn schrieb. Sie wirbt in demselben um seine Gemeinschaft und drückt ihm schließlich ihre Wünsche in lateinischen Hexametern aus. Dies unterließen wohl die Töchter unserer Tage, und zwar nicht bloß deshalb, weil die lateinische Sprache gegenwärtig nicht mehr im Brauche ist, sondern auch, weil zwischen dem leidlichen Gebrauche einer Sprache im täglichen Leben und der Anwendung derselben zu poetischen Erzeugnissen noch ein großer Unterschied ist. Aus dem Briefe, den *Lioba* geschrieben, sieht man, daß sie die einzige Tochter ihrer Eltern war, und überhaupt das einzige Kind derselben, daher sie so sehnlich wünschte, in ihrem Verwandten *Bonifacius* einen Bruder zu finden. Sie war aus adelichem angelsächsischen Geschlechte. Ihr Vater hieß *Tinne*, und ihre Mutter *Ebba*. Ihre Mutter gebar sie nach langer Unfruchtbarkeit, und widmete dann alsbald das Kind dem Herrn, ihrem Gott. Als *Lioba* einigermaßen herangewachsen war, brachte man sie in das Kloster *Winburn*, welchem *Letta* oder *Tatta*, die Schwester des angelsächsischen Königs, eine von *Bonifatius* hochgeachtete Jungfrau, vorstand. An diese, seine Muhme, wendete sich *Bonifacius* späterhin und bat, daß ihm *Lioba* und einige

andere ihrer Klosterfrauen nach Deutschland geschickt würden, um ihm sein volles Neg ziehen zu helfen und Bildungsstätten für das weibliche Geschlecht zu gründen. Tetta willfahrte, obschon nicht sehr leichten Herzens, sonderlich was Lioba betraf, von der sie so sehr hoch hielt. Doch geschah es, und Lioba kam also mit anderen um das Jahr 748 in Deutschland an und wurde Aebtissin zu Bischofsheim an der Tauber. In dieser neuen Stellung entfaltete die Jungfrau große Gaben und wurde ein Mittelpunkt einer großen Anzahl von Jungfrauen, die sich um sie sammelten. Von Bischofsheim aus gründete sie noch mehrere Klöster und verjah sie mit Bewohnerinnen aus ihrem Mutterhause. Nach langer reichgesegneter Arbeit zog sie sich zurück, um für ihre Seele zu sorgen, obwohl es ihr schwer geworden sein mag, sich allen den Beziehungen zu entringen, in die sie bei ihrer großen Wirksamkeit zu vielen Menschen gekommen war. Hildegard, die Gemahlin Karls, welcher später mit Recht der Große zubenannt wurde, hätte gern mit ihr in einer dauernden Gemeinschaft gelebt, und zog sie deshalb nach Aachen; allein Lioba wollte nicht von ihrem inneren Leben abgezogen, und in demselben nicht gestört werden, weshalb sie allen

Bitten Hildegards widerstand und in eines ihrer Klöster, Schornsheim bei Mainz, zurückkehrte, woselbst sie 779 nach Christo starb. —

Wenn man nach den Wohlthätern des Vaterlandes fragt, so werden diejenigen vor allen genannt werden müssen, die unser Volk zu Christo wiesen. Unter diesen aber steht Lioba wie ein leuchtender Stern; sie ist gar wohl werth, daß am heutigen Tage die Töchter des Landes ihrer gedenken, gleichviel ob die Gegend von Bischofsheim und verwandte ihnen nahe und bekannt sind, oder nicht. Es werden an jenem großen Tage viele damals lebende deutsche, insonderheit fränkische Frauen, auftreten und Gott für den Segen preisen, den sie durch Lioba gefunden.



L.


8. Oktober.

Brigitta,

Wittwe aus Schweden.

Der Name Brigitta findet sich in den kirchlichen Calendarien zweimal, am ersten Februar und am 8. Oktober. Am 1. Februar gedenkt man einer berühmten irländischen Jungfrau aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, welche, väterlicherseits aus königlichem Geblüte, die Tochter einer Scavin war, das Leben der Einsiedlerin erwählte, eine Führerin anderer Jungfrauen wurde und in ihrem Heimathlande Klöster stiftete. Mag sie leuchten vor Gott und aller der Ehren werth sein, welche ihr dankbares Vaterland ihr bis auf diese Stunde gibt; so hätten wir doch in diesem Buche nur wenig von ihr zu sagen, was andere zur Nachahmung reizen könnte. Unser Augenmerk ist daher auf jene andere Brigitta gewendet, deren man am 8. Oktober gedenkt.

Rosen-Monat.



Es ist diese Brigitta die wegen ihrer Gesichte und Offenbarungen merkwürdige, wegen ihres christlichen und frommen Wandels auch uns ehrwürdige Wittwe aus Schweden. Sie ist zu Finsta oder Finstad in der schwedischen Provinz Upland im Jahr 1302 oder 1303 geboren. Ihr Vater, Birger Pederson, war Lagmann oder Landvogt von Upland, und ihre Mutter hieß Ingeborg, wird aber auch, obschon vielleicht fälschlich, Sigrida genannt. Diese Eltern, beide hochgeboren, der Vater sogar aus königlichem Stamm, hatten drei Söhne und vier Töchter, unter welchen Brigitta oder Birgitta die jüngste war. Schon vor der Geburt dieser Tochter gab es nach der Ueberlieferung Gesichte und Träume, die auf besondere Gnaden des Kindes deuteten, welches geboren werden sollte. Als Ingeborg einem von ihrem Manne gestifteten Kloster einen Besuch machte, war einer Klosterfrau die ehrliche Pracht der hohen Dame so anstößig, daß sie nicht anders konnte, als sich darüber auslassen: Ingeborg, meinte sie, sei hoffärtig. In der Nacht darauf wurde die Klosterfrau bedeutet, daß Ingeborg nicht hoffärtig, wohl aber Mutter eines auserwählten Kindes sei. Während derselben Zeit, da sie mit ihrer Tochter Brigitta gieng, machte sie

eine Seereise: das Fahrzeug litt Schiffbruch, viele Reisende starben, Ingeborg wurde gerettet, und in der Nacht darauf bekam sie den Unterricht: „Du bist verschont um des Guten willen, das du in deinem Schooße trägst.“

Als nun das Kind das Licht der Welt erblickt hatte, da zeigte sich allmählich, daß es stumm war, nicht taub, nicht stumpf, aber stumm. So blieb es drei Jahre, nach deren Ablauf ihm die Zunge gelöst wurde, und sich zeigte, wie wohl Brigitta in aller Stille gehört hatte und gereift war, denn siehe, sie konnte reden, als hätte sie es jahrelang geübt. Im Jahre 1310 starb ihre Mutter, und sie kam nun unter die Pflege einer ihrer Muhmen. Das Leben des jungen Mädchens war ernst von Kindesbeinen an, und bereits in ihrem zehnten Jahre begann die Reihe der inneren Gesichte und Offenbarungen, welche ihr Leben auszeichnen. Sie hörte eine Predigt vom Leiden Jesu und wurde durch dieselbe im tiefsten Innern gerührt. In der folgenden Nacht sah sie Jesum mit Blut und Wunden bedeckt an Seinem Kreuze hängen, und es war ihr, als hörte sie Seine Stimme: „Sieh mich an, meine Tochter.“ Sie wurde dadurch zu der Frage

bewegt: „Ach, wer hat dich so zugerichtet“, und hörte darauf die Erklärung Jesu von der Lieblosigkeit der Menschenkinder und Seine Klage über ihre Unempfindlichkeit gegen Seine Liebe. Seitdem gehörte ihr ganzes Herz dem Andenken der Leiden Jesu, und da sie später als Wittve ihr Kloster zu Wadstena in Linköping und ihren Orden stiftete, war es ihre Hauptabsicht, daß sich die Brüder und Schwestern des Ordens der Betrachtung der Leiden Jesu widmen sollten, deren sie selbst kaum einmal ohne Thränen gedenken konnte. Unter ähnlichen Gesichten göttlicher und dämonischer Art, so wie unter fleißiger Andacht und Betrachtung erreichte sie ihr dreizehntes Jahr, in welchem sie ihr Vater mit dem Lagmann von Nerice in Schweden, Wulph Gudmarson, einem frommen und keuschen Jüngling verlobte. Die Vermählung gieng vor sich, nachdem sie in das sechszehnte Jahr getreten war.

Aus der Ehe giengen nach einem Jahre freiwilliger Enthaltung beider allmählich acht Kinder hervor, nach deren Gewinnung die beiden Eltern den ehelichen Umgang aufgaben. Beide, Wulph und Brigitta, hatten hohe Stellen am königlichen Hofe, welche sie nun niederlegten, um ihre fernere Lebenszeit dem Dienste der

Andacht, der Armen, der Kranken, zum Theil in einem von ihnen selbst gestifteten Hospitale, zu widmen. Sie wanderten auch, und zwar meist zu Fuß, nach San Jago di Compostell. Wieder zurückgekommen ordnete Wulph seine zeitlichen Angelegenheiten vollends, und da er eben damit umgieng, in das Kloster Alvastra einzutreten, woselbst er sich bereits angeschlossen hatte, starb er am 12. Februar 1344, noch ehe er das 50ste Jahr erreicht hatte, und für Brigitta begann der Wittwenstand.

Brigitta vertheilte nun Wulphs Güter unter ihre Kinder und erwählte für sich ein Leben der freiwilligen Armuth und der Entfagung, noch mehr aber ein Leben der Hingabe und der Andacht. Sie bezog das Kloster Alvastra und wurde in ihrer einsamen Stille bald wieder mit der Eröffnung des inneren Sinnes und mit Gesichten heimgesucht. Sie sah den Erlöser der Welt im Geiste, wie er sie, die vom Manne frei gewordene, zur Braut annahm, und es erwachte in ihr selbst der jugendlich bräutliche Sinn, fortan mit Leib und Seele ganz Ihm anzugehören und zu dienen. Ihr eigenes Glück, welches sie in der Stille gefunden hatte, war so groß, daß sie beschloß, es auch andern zu ermöglichen, und zu dem

Ende in Wadstena am Wettersee ein Kloster zu gründen, und zwar eines von eigenthümlicher Art, aus Männern und Frauen bestehend, unter welchen jedoch nur so viel Gemeinschaft gestattet wurde, als nöthig war, um den Frauen die Wohlthat männlicher, seelsorgender Unterstützung zu verschaffen. In der Kirche antworteten sich die Chöre der Männer und Frauen und hörten einander, aber sie sahen sich nicht, da eine zwischen beiden aufgeführte Wand jeden Blick verhinderte. Was die Zahl anlangte, so waren der Personen so viele, daß die Zahl der dreizehn Apostel (Baulum mit eingeschlossen) und der zweiundsiebzig Jünger nachgeahmt wurde. Es waren also in Wadstena fünf und achtzig Menschen, sechzig Schwestern, dreizehn Priester, vier Diakonen und acht Laienbrüder. Diese Eigenthümlichkeit von Wadstena gieng auf den hernach von Brigitta gegründeten Brigittenorden über, nach dessen, übrigenß der Regel des heiligen Augustin entsprechenden Satzungen der Gedanke der Jungfrauschaft mit dem einer vorsichtig umschirmten heiligen Gemeinschaft beider Geschlechter verbunden war. Man wird dadurch an die heilige Walburgis erinnert, die es nach dem Tode ihres Bruders gleichfalls innerlich und

äußerlich möglich fand, zugleich einem Mönchs- und Nonnenkloster vorzustehen. — Die Betrachtung der Leiden Jesu und seiner Mutter, welche Hauptziel des Brigittenordens war, schien den Gemüthern Stärke und Kraft genug verleihen zu können, um die Vereinigung, von welcher wir sprechen, möglich zu machen.

Uebrigens war Brigitta und ihr Aufenthalt nicht auf Alvastra oder Wadstena beschränkt, sondern sie pilgerte auch nach Rom und nach Jerusalem. Auch gehörte ihr Herz nicht bloß ihren Stiftungen, ihre Gesichte und ihre Fürsorge bezogen sich auf die ganze Kirche. Damals war der Papst zu Avignon in französischem Gewahrsam, und die römische Kirche von Parteiungen und Spaltungen zerklüftet. Da fühlte sich Brigitta öfters durch Gesichte angeregt, die Oberhirten der Kirche zu ihren Pflichten aufzurufen, und that mit Kraft und keineswegs ohne Erfolg, wozu sie sich getrieben fühlte. Man könnte am Verlaufe der Kirchengeschichte jener Tage Spuren ihres Einflusses aufzeigen.

So hatte sie ein reiches Leben von Jugend auf, als Jungfrau, als Weib und Mutter, (denn ihre Kinder giengen die Wege der Eltern), und endlich als Wittve. Noch bis zur Stunde blühen in Schweden mehrere Zweige

von Brigittens Nachkommenschaft in hervorragenden Geschlechtern. Auch ihre geistlichen Kinder, ihr Orden, o wenig irdische Gewähr gerade die Vereinigung der beiden hohen Gedanken ihm verhieß, lebten und arbeiteten Jahrhunderte lang in verschiedenen Ländern. Ihre Offenbarungen aber haben ihren Namen bei fernem Geschlechtern unvergänglich gemacht, wenn ihnen auch nicht bloß von den Protestanten, sondern selbst von der römischen Kirche nicht allenthalben der gleiche hohe Werth beigelegt wurde.

Brigitta erreichte ein hohes Alter, denn ein hohes Alter kann man 71 Jahre wohl nennen, wenn man die Mühseligkeiten und die aufreibenden Umstände ihres Lebensganges in Anschlag bringt. Schon zur Zeit ihrer großen Reisen nach Italien und Palästina war sie leidend, Schwäche des Magens und Fieber machten ihr das Leben beschwerlich; als sie aber vom Morgenlande nach Italien zurückgekehrt war, wurde ihr im Gesichte angezeigt, daß ihre Zeit vorüber sei, und ihre Stunde gekommen. Sie ermahnte ihre anwesenden Kinder, ihren Sohn Birger und ihre Tochter Katharina; sie ließ sich auf ein Bußkleid niederlegen, empfing das Sacrament und verschied mit den Worten:

„In deine Hände befehle ich meinen Geist“, am 23. Juli 1373.

Warum man ihr Gedächtnis am 8. Oktober feiert, weiß niemand: ihre Kinder beantragten ihre Heiligsprechung, die sie auch erreichten, aber dieselbe geschah am 7. Oktober. Weil man aber von Alters her am 8. Oktober ihrer gedenkt, so behalten auch wir diesen Gedächtnistag bei, den Gedächtnistag einer Frau, die eine gleiche Höhe des inwendig verborgenen und des äußerlich kräftigen Lebens erreichte, zu den einflussreichsten ihrer Zeit gehörte, und doch allezeit auch das, was ihr selbst die größte Bewunderung abnöthigte, ihre Gesichte und Offenbarungen, deren sie sich unwerth achtete, dem Urtheil der Kirche demüthig anheimstellte. So fehlen ihr zum Charakter eines großen Lebens auch nicht die vollendenden Züge wahrer Schönheit, Herzenseinfalt, Demuth, Anspruchslosigkeit, — eine hohe Gnade bei einem solchen Hervortreten und einer Anerkennung, wie Brigitta derselben in der ganzen Kirche genoß.





LI.

8. Oktober.

Pelagia,

Büßerin.

Es war im 5ten Jahrhundert, daß der Patriarch von Antiochien einmal in dieser seiner Stadt Concilium hielt. Da wurde denn einer von den anwesenden Bischöfen, der heilige Nonnus, beauftragt, vor der Kirche des Märtyrers Julian seinen Amtsgenossen und dem Volk die Predigt zu halten. Während er predigte, zog eine Schauspielerin vorüber, deren glänzende Schönheit, durch den reichsten und prachtvollsten Schmuck gehoben, alle Augen auf sich zog, so daß ihr die Menge bewundernd nachlief. Die Bischöfe wendeten ihre Augen von dem Schauspiel ab; der Aufzug der Schauspielerin war nach ihrer Meinung ein Aergerniß, und mußte das um so mehr sein, da sich die Schauspielerin schon längere Zeit in die Liste der Catechumenen hatte eintragen lassen. Nonnus aber, der Pre-



diger, sah der Vorüberziehenden eine Weile mit starrem Blicke nach, denn er war erstaunt über die herrliche Schönheit des Weibes, bis er endlich Worte fand, den Gedanken auszusprechen, der ihn bewegte. „Gott, rief er, wird nach seinem unendlichen Reichthum der Güte und Barmherzigkeit auch diesem Weibe Heil und Gnade angedeihen lassen, das seine Hände bereitet haben.“ Und was geschah? Der Herr erhörte schnell und that nach den Worten seines Knechtes. Pelagia hielt an, trat unter die Menge derer, die die Predigt hörten, und wurde von derselben tief und zu Strömen von Thränen gerührt. Sie empfing hernach die Unterweisung des heiligen Nonnus und begann ein anderes Leben. Vorzumal hatte sie den Namen Margaretha geführt, das heißt Perle, und in der That, ihre Verehrer hatten sie mit Perlen und Kleinodien bedeckt, so daß sie von dem Reichthum ihrer Perlen selbst eine Perle genannt werden konnte. Nun aber legte sie den Perlennamen ab, und nannte sich Pelagia, wie wenn sie sich von Pelagus, dem Meere ihrer Bußthränen oder dem Meere der Gnade Gottes in Christo Jesu hätte benennen wollen. Ihre Güter vertheilte sie unter die Armen und sich selbst entriß sie von nun

an der Welt ganz und gar, um ihr ferneres Leben forthin in der Uebung der Buße und der Andacht hinzubringen. Nachdem sie die Taufe erlangt hatte, zog sie sich nach Jerusalem zurück, und brachte ihr Leben ehelos und büßend in einer Höhle des Delbergs zu.

An demselben Tage, an welchem man der Büßerin *Belagia* gedenkt, gedenkt man auch einer andern, nämlich der Egyptianerin *Thais*. Obwohl in der christlichen Religion erzogen, war sie doch allmählich ein Auswurf der Menschheit und eine berühmte Buhldirne geworden. *Paphnutius*, ein ehrwürdiger Einsiedler in der Thebais, war durch ihre Versunkenheit nicht bloß tief betrübt worden, sondern er betete und rang um ihre Rettung. Wie wenn er mit ihr Schande treiben wollte, verlangte er einmal mit ihr ein Gespräch in einem ganz abgelegenen Gemach. Die ausgeschämte *Thais* antwortete ihm, vor Menschen seien sie ohnehin verborgen, da wo sie seien, und dem Angesicht Gottes könne man nicht entfliehen. An dieser, ihm erwünschten Bemerkung knüpfte der ehrwürdige Mann an, um in der Sünderin das Andenken an die Allgegenwart ihres Richters zu stärken und sie vor

deßen flammende Augen zu stellen. Thais, die nun wohl merkte, daß sie sich in ihrem Besucher geirrt hatte, widerstand seinen mächtigen Worten nicht, und der Herr gab, daß für sie eine Zeit der Wendung und der Erneuerung eintrat. Fußfällig bat sie um fernere Leitung. Nur drei Stunden wollte sie haben, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Während derselben trug sie alles, was sie hatte, Hausgeräthe, Edelsteine, den ganzen Lohn ihrer Schande auf die Gasse, zündete es mit einander im Feuer an, und lud alle, die früher mit ihr gesündigt hatten, zur Nachahmung ihrer Wendung und Buße ein. Darauf gieng sie zu Paphnutius, der sie nun in ein Frauenkloster führte, und ihr eine einsame Zelle anweisen ließ, in welcher sie bei karger Nahrung Gott um Verzeihung ihrer Sünden anrufen sollte. Auf ihre Frage nach dem Gebete, welches sie gebrauchen sollte, verbot er ihr den Namen Gottes und daß sie ihre Hände zum Himmel emporhübe. Sie sei so unwürdig, sagte er, daß sie sich nur immer gen Aufgang wenden und betend die Worte wiederholen sollte: „Du hast mich geschaffen, erbarme dich meiner.“

Darauf schloß er die Thür hinter ihr zu, und

drückte ein bleiernes Siegel darauf, wie auf eine Grabesthür. Nach drei Jahren besuchte Paphnutius den heiligen Einsiedler Antonius, um mit ihm zu berathen, ob Thais nun genug gebüßt hätte? Beide nahmen noch einen dritten, Paulus den Einfältigen, dazu, der denn auch wirklich eine Gewisheit und Zuversicht erlangte, den Ausschlag zu geben, und die andern zu überzeugen, daß Gott der Büsserin einen Platz in seinem Himmel bereitet habe. Da löste nun Paphnutius das Siegel und verkündigte der Armen, daß ihre Bußzeit vorüber sei, daß sie mit den übrigen Schwestern leben und zu Gottes Tische gehen dürfe. Bis dahin hatte Thais nur gebetet, was ihr Paphnutius gesagt hatte, und in dem Gebete eine Fülle bußfertiger, aber auch tröstlicher Gedanken gefunden. Sie versicherte, daß sie in den drei Jahren nicht aufgehört hätte, ihre Sünden zu beweinen, und daß ihr auch jetzt noch kein Gefühl lebendiger einwohnte, als ihre Verwerflichkeit und Unwürdigkeit. Sie wollte daher auch nicht aus ihrer Zelle gehen, nicht unter die übrigen Klosterfrauen treten, sondern lebenslänglich eingeschlossen bleiben und immerzu ihre Sünden beweinen. Paphnutius aber verkündigte ihr Gnade, und sie mußte nun, aus

ihrem Gefängnis entlassen, sich zum gemeinschaftlichen Leben mit den Schwestern bequemen. Der Herr aber nahm sie bereits nach 14 Tagen aus der Welt.

Leserin, so büßt heutzutage keine Margaretha und keine Thais mehr. Große Sünden, namentlich gegen das sechste Gebot, pflegen alle Buße zu tödten; es scheint, wie wenn mit der Scham die Fähigkeit zur Buße erstürbe. Thut man auch Buße, so will man schnell zu Gnaden angenommen werden. Dienerinnen des Lasters, die viele Jahre lang der Lust gefröhnt haben, glauben empfindlich, ja trotzig sein zu dürfen, und halten sich für berechtigt zu Klagen und Vorwürfen, wenn ihnen nicht auf die erste laue Beichte eine schnelle und volle Absolution gesprochen wird. Ihre Buße ist kurzen Athems; kaum geboren muß man sorgen, sie ersterbe; schnell muß man trösten, wenn man trösten will. Thut man's, so gibt es kein kräftiges Gewächs des Glaubens: unterläßt man's, so wächst vielleicht gar nichts, und die winzige Bewegung im Inneren der Seele stirbt dahin, wie etwa ein schwächliches Kindlein jämmerlich geboren wird, ärmlich und kaum vernehmlich weint und wieder stirbt. Ach wir armen, schwächlichen Spätlinge, die wir Ber-

stand haben, eine Pelagia und Thais zu meistern, und doch vielleicht in der Waage der göttlichen Gerechtigkeit mit all unserm geistlichen Leben im Vergleich mit solchen Menschen weniger wägen, als die leere Schaale einer Nuß gegen die volle schwere, die vom gesunden Baume fällt. Manch erfahrener Seelsorger freut sich an Sterbebetten, wenn er nur einmal wieder einen kräftigen Todeskampf wahrnimmt: die Christen unserer Zeit sind auch zum Todeskampfe oft zu schwach und zu stumpf. Ebenso sind sie es auch zu einem Bußkampf, so daß man wahrlich versucht wird, zuweilen den Pietisten Recht zu geben, die am Dasein des Glaubens zweifeln, wenn sich kein Kampf der Buße eingestellt hat! — Der Herr gebe Israel beides, Buße und Vergebung der Sünden.

LII.

15. Oktober.

Theresia.

Es ist an dem Leben und an den Schriften der bereits genannten Theresia so viel Außerordentliches, daß auch derjenige, welcher zur Kenntnißnahme nichts mitbringt, als eine vorurtheilslose Aufmerksamkeit, vermöge deren er alles lesen und über alles ein gerechtes Urtheil fällen kann, nicht anders wird sagen können, als Theresia von Avila sei nicht bloß eine höchst beachtungswerthe, sondern auch eine sehr achtungswerthe Erscheinung in der Geschichte der Kirche. Dabei aber wird es dem vorurtheilslosen Leser ihres Lebenslaufs und ihrer Geschichte so ergehen, daß er bei allem Widerstreben gegen manches oder vieles doch eben so wenig wird leugnen können, daß Theresia mit einer großen und innigen Liebe an Christo ihrem HErrn gehangen habe. Wie man daher in der lutherischen Kirche auch eines Franziscus oder Dominicus gedenkt, — so

gedenkt man auch der Theresia. Man kann sagen, daß dies noch eine besondere, hohe Stufe der Billigkeit und Gerechtigkeit ist, weil sie nicht, wie die erstgenannten, vor, sondern nach der Reformation gelebt hat.

Theresia hat äußerlich viel gewirkt, aber hervorragender ist die Geschichte ihres inneren Lebens, von dem wir durch ihre eigene Hand Nachricht haben. So vortreffliches sie hin und wieder in ihren Büchern nicht bloß von ihrem inneren Leben, sondern von dem inneren Leben überhaupt schreibt, und so leicht es auch wäre, Menschen, die das innere Leben kennen und lieb haben, aus ihren Schriften einen köstlichen Strauß voll Wohlgeruchs zu binden; so könnten wir doch hier, bei unserem beschränkten Raume, und bei der Art und Weise, wie alle diese Lebensläufe gehalten sind, uns damit nicht befaßen. Es wäre aber gewis ein herrliches Stück Arbeit, wenn ein dazu befähigter Mann mit echt protestantischem, aber auch echt katholischem Geiste das Leben und die Schriften der heiligen Theresia kennen lernen, sichten, und protestantischen Christen unter Uebung eines rechten Gerichtes vorlegen möchte. Wir begnügen uns nach dieser Einleitung, welche zur Genüge Theresia von Avila auszeichnet,

ihren äußerlichen Lebensgang in kurzen Zügen vorzulegen.

Der Vater Theresia's, von dessen Charakter und Christenthum, von dessen Leben und Sterben sie mit der größten Hochachtung und Liebe erzählt, war Alphonso Sanchez von Cepeda, ein Mann von angesehener adelicher Familie. Ihre Mutter war dessen zweite Frau, Beatriz von Ahumada, gleichfalls adelichen Geschlechtes. Von dieser, einer kinderreichen Mutter, ist sie am 28. März 1515 zu Avila in Altcastilien geboren. — Schon in früher Jugend beschäftigte sie sich in Gemeinschaft mit einem ihrer Brüder sehr viel mit der Geschichte der Heiligen und Märtyrer: ihre Sehnsucht nach dem Martyrium wurde dadurch bei der südlichen Gluth ihrer Seele dermaßen angefaßt, daß sie einmal mit dem Bruder beschloß, unter die Mauren zu gehen, und durch Bekenntniß des Namens Jesu sie dermaßen zu reizen, daß sie ihnen die Märtyrerkrone reichen müßten. An der Ausführung, in welcher die beiden Kinder schon begriffen waren, wurden sie nur durch die Dazwischentunft eines Oheims, welcher sie beim Ausgang aus der Stadt traf, verhindert. Als nun das Martyrium nicht gelungen war, wollten sich die

beiden Kinder im Garten eine Einsiedelei herrichten; aber auch das gelang nicht, weil die Steine, die sie auf einander schichteten, nicht halten wollten. Ihre Mutter, von welcher jedoch die Tochter selbst manch edle Tugend rühmt, war eine Verehrerin und eifrige Leserin der Ritterromane, und zog bei der Lektüre auch ihre Tochter und die übrigen Kinder bei, in der Meinung, sie dadurch zu Hause zu halten und mehr unter ihre mütterliche Leitung zu bekommen. Die Sache mußte aber heimlich getrieben werden, weil man den Vater zu scheuen hatte, der die Gefahren einer solchen Lektüre wohl erkannte und daher die Romane nicht dulden wollte. Demselben entgieng es auch nicht, daß seine Theresia die alte Frömmigkeit nicht mehr besaß, daß die Auswahl ihrer Gesellschaft nicht mehr den wahren Bedürfnissen ihrer Seele entsprach, und er brachte sie daher in ihrem 15ten Jahre in das Kloster der Augustinernonnen von Noila, um sie dortselbst mehr nach seinem Sinne reifen zu lassen.

In dem Kloster erholte sich ihr Geist bald wieder. Achtzehn Monate verweilte sie daselbst zum großen Segen. Allein sie wurde von einer schweren Krankheit befallen, die ihren Vater veranlaßte, sie zu sich

zurück zu nehmen. Nach ihrer Genesung schickte man sie zu ihrer Schwester auf's Land, um sich dort zu stärken, und auf dem Wege zu ihr besuchte sie einen Oheim, der sie zum Lesen geistlicher Schriften ermahnte und dem zu Gefallen sie, trotz geringer Lust, sich dieser Lektüre auch hingab. Gott aber segnete ihr Lesen, daß es ihr allmählich zu einer Wonne wurde. Dabei beschäftigte sie auch immer ihre Standeswahl, ob sie ehelich werden, oder als Jungfrau leben und Nonne werden sollte. Da ihre Gesundheit immer schwächer und geringer wurde, so schien es, als würde sie die Anstrengungen des Klosterlebens nicht ertragen können. Die Briefe des heiligen Hieronymus aber begeisterten sie dennoch in dem Maße, daß sie ihrem Vater die Absicht aussprach, Nonne zu werden, und an diesem ihrem Ausspruch mit einer Art von Härte auch dann festhielt, als ihr Vater sich ihrem Begehren widersetzte, weil er ihre Nähe und ihren Umgang nicht missen wollte. Theresien schien es allmählich, wie wenn die Ausführung ihres Vorsatzes zu ihrem Seelenheil nöthig wäre, und sie wagte es daher einmal, das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und sich in ein Kloster ihrer Vaterstadt zu begeben. Es geschah dies

mit vielen Schmerzen, weil auch sie an ihrem Vater von Herzen hing, und nicht die Meinung, dem Vater ungehorsam, sondern die, Gotte gehorsam sein zu wollen, sie beherrschte. Nachdem der Schritt geschehen, ergab sich ihr Vater darein, und so konnte sie auch im November 1534 die Gelübde ablegen. Allein die klösterliche Strenge und die Abtödungen, welche die Ordensregel vorschrieb, zerrütteten ihre Gesundheit wieder und sie verfiel in krankhafte Zustände, welche ihren Vater in die höchste Besorgnis versetzten. Da die Aerzte in der Nähe keinen Rath fanden, so sandte er sie in die Ferne. Alle Mittel wurden angewendet, aber anstatt daß es sich besserte, wurde es immer übler mit *Theresia*, das Fieber verließ sie nicht mehr, und Nervenzuckungen ganz besonderer Art ließen dem gepeinigten Leibe Tag und Nacht keine Ruhe, während ihre Seele von Trübsinn belagert wurde. Ihr Vater brachte sie nun nach Wila zurück, und da kamen erst vier Monate unsäglicher Schmerzen, dann aber am 15. August 1537 eine viertägige Ohnmacht, die man für Tod zu halten geneigt war, so daß man ihr heißes Wachs auf die Augenlider tropfte und ihr das Grab bereitete. Endlich erwachte sie jedoch aus dem Todes-

schlief, war aber so elend, daß sie acht Monate lang zwischen Tod und Leben schwebte und drei Jahre an allen Gliedern gelähmt blieb. Dann brachte sie es zwar wieder dahin, sich mühsam fortzuschleppen, aber sie litt dennoch fortwährend grimmige Schmerzen. Dabei gieng es ihr jedoch wie andern Heiligen: sie litt durch all diesen Jammer an ihrer Seele keinen Schaden, sondern im Gegentheil, ihr inneres Christenthum nahm zu, daß sie wie ein Licht unter den Andern leuchtete, und ihre außerordentliche Gabe der Contemplation und des innerlichen Gebetes wurde unter Leiden, welche nöthig waren, um von allem, was zeitlich war, absehen zu lernen, zu jener Höhe erzogen, die auch solche kann staunen machen, welchen Geschmack am klösterlichen Leben und der römischen Lehre, denen sich Theresia mit allem Willen ergab, vollkommen ferne liegt.

Ihr ganzes Leben hat von da an zwei Abtheilungen, nemlich die erste, welche eine Zeit der bloßen Abtödtung und inneren Seelenpflege umfaßt, die andere aber die Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit nach Außen.

In die erste Periode fällt eine Zeit der großen Freude für Theresia: sie durfte ihren besten Freund, ihren Vater, in das innere Gebetsleben einführen und

dem geheiligten Manne hernach in Krankheit dienen und ihm die Augen zudrücken. In dieselbe Periode fielen aber auch ganz andere Erfahrungen. Es gieng ihr geistlich, wie es ihr zuvor leiblich gegangen war; wie sich an ihrem Leibe umsonst alle Aerzte versucht hatten, bis es dem HErrn gefiel, ihr wieder aufzuhelfen; so erlitt sie auch von ihren Seelenrätthen Marter genug durch verkehrten Rath, und es dauerte lange, bis sie den reichen Zufluß himmlischer Gnaden, der ihr zu Theil wurde, auf eine gedeihliche Weise annehmen und gebrauchen lernte. Sie hatte ein großes Bedürfnis, sich auf den inneren Wegen leiten zu lassen, wurde geleitet, lernte viel, erfuhr ebenso viel, jede innere Verlassenheit, jede innere Freude, von der jemals innige Seelen zu berichten wußten, jede Entzückung und Verzückung, viele Gesichte, — so daß die Menschen, wie es zu gehen pflegt, an ihr bald irre wurden, bald das größte Wohlgefallen fanden. Man kann keinen innerlich bewegteren und reicheren Lebenslauf lesen, als den ihrigen. Dabei hatte sie dennoch einen großen Hunger nach dem ewigen Leben, welcher durch viele Leiden, welche sie innerlich und äußerlich zu bestehen hatte, Nahrung empfing. Für diese Welt

erstarb sie und begehrte nichts mehr, als was sie hatte, nicht äußerliche Gesundheit, nicht Anerkennung und Freiheit von der falschen Beurtheilung anderer. „Entweder sterben, o Herr, oder leiden, sonst verlange ich nichts,“ das war ihr Gebet.

Kein Wunder, wenn ihre Seele durch so außerordentliche, jahrelange innere Führungen zu einer großen äußern Thätigkeit bereitet wurde. Sie hatte lange Zeit ein Verlangen, für das Heil anderer zu wirken, endlich aber konnte sie nicht mehr widerstehen, und ihr Entschluß war nun, ihren Orden wieder herzustellen, und die alte abgebrachte Strenge der ersten Stifter wieder einzuführen. So wurde sie denn auch wirklich die Stifterin der neuen Klöster der unbeschulten Carmeliterinnen. Eine Menge Klöster richtete sie ein. Aber was für Noth, Leiden und Verkennung hatte sie in dieser Periode ihres Lebens auszustehen! Bis sie nur die Erlaubnis erhalten konnte, thun zu dürfen, was sie nicht glaubte lassen zu können, was kostete das ihr und andern für Mühe, ja für Streit und große Noth. Darnach aber gewann ihr Thun einen solchen Fortgang und Segen, daß auch ihr Ansehen je länger je größer wurde, und das Volk im Lande

stromweise zusammenließ, wenn sie sich irgendwo sehen ließ, oder vorüberkam. Es wäre hier vieles zu erzählen, was außerordentlich ist, wenn der Raum gegeben wäre. — Bei ihren vielen Reisen empfand sie aber auch den Nachlaß ihrer Kräfte und ihre Gebrechlichkeit oft recht schmerzlich. Dreimal brach sie den linken Arm. Von dem ersten Male blieb er ihr ihr ganzes übriges Leben hindurch gelähmt. Man fand niemand, der ihn einrichten konnte; als sich jemand fand, war er ver wachsen. Nach dem dritten Bruch gieng es mit dem Einrichten besonders schwer. Es waren eben wieder Theresienleiden, ganz für sie gefügt, auch ganz geeignet, daß sie unter ihnen vollends zum ewigen Leben reifen konnte. Im Jahre 1582 fühlte sie ihr Uebel ganz besonders; ihre Lähmung, welche sich nicht bloß auf den Arm erstreckt zu haben scheint, war ihr bei ihren häufigen Reisen sehr beschwerlich, zumal sich nach und nach ein häufiges Erbrechen damit verband. Auf einer Reise, welche sie zu der Herzogin von Alba gemacht hatte, fühlte sie sich unaussprechlich müde, und da ihre Uebel täglich zunahmen, ahnte sie das Herannahen ihrer Auflösung. Am 30. September bekam sie heftigen Blutsturz, nahm aber trotzdem noch einmal

das Sakrament in der Kirche und legte sich erst dann, um nicht mehr wieder aufzustehen. Am 1. Oktober beichtete sie, und da ihr Beichtvater sie ermahnte zu beten, daß sie noch nicht abgerufen würde, legte sie antwortend sich im Gegentheil voll Ergebung in die Hände des HErrn und nahm von ihren Klosterfrauen Abschied. Am 3. Oktober fühlte sie eine solche Schwachheit, daß sie noch einmal das Sakrament des Altars begehrte. Da sie zum Empfang auf ihren Betstuhl niederkniete, war es, als zöge sie noch einmal neue Kraft an; die Freude am Sakramente wurde ihre Stärke, und sie nahm es mit begeisterten Worten der Hoffnung, nunmehr den HErrn bald von Angesicht sehen zu dürfen. Bis sie die Sprache verlor, wiederholte sie die Psalmenworte: „Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.“ Ihr Todeskampf dauerte lange. Als sie am Morgen des 4. Oktober in großer Schwäche ihr Haupt auf den Arm einer Gefährtin legte, blieb sie in dieser Lage bis Abends 9 Uhr unverrückt, indem ihre Augen fest auf einem Crucifix hasteten, das sie in den Händen hatte. In der Nacht vom 4. bis zum 5. Oktober 1582 entschlief sie in einem Alter von 67 Jahren.

Es war die merkwürdige Nacht, auf welche jener fünfte Oktober folgte, welcher zur Herstellung eines besseren (gregorianischen) Kalenders der fünfzehnte genannt und von welchem seitdem der Kalender neuen Styls seine Tage zählt.

Das ist in kurzem, kleinem Abriß der Lebenslauf der Theresia von Avila, die, obwohl bereits der neueren Zeit angehörend, doch wie ein großer Abendstern des Mittelalters am Himmel untergieng. Die zwei Momente, welche in dem Leben so vieler Heiligen hervortreten: innere, abgeschiedene Beschaulichkeit, und damit verbunden eine mächtige Wirksamkeit nach außen, treten an ihrem Bilde hervor, wie an dem Bilde irgend einer mittelalterlichen Gestalt. Was man an irgend einer solchen Gestalt zu loben hat, leuchtet an Theresia im größten Glanze. Was man zu tadeln hat, wird auch an ihr erfunden. So viele Gnaden sie überströmten, Theresia ist doch auch eine Christin, welche auf dem Wege gewaltigen Ringens und eigener Arbeit bis an die enge Pforte kam, wo der Herr ihre geängstete und zerschlagene Seele umsonst, aus pur-lauterer Gnade zu der Heerde derjenigen heimnahm, die wie die Bäume des Paradieses mühelos ihre Früchte

bringen, und deren Werke eben deshalb so vollkommen sind, weil sie purlauterlich, ohne alle Werkerei und Selbstgerechtigkeit vom Geiste Gottes gewirkt sind. So großen Eindruck ein Leben, wie das Theresias, auf den Leser machen kann, das bleibt denn doch der letzte Eindruck, daß alle, die selig werden, auch eine Theresia, nur aus Gnaden selig werden, und daß alle an der schönen Thür des ewigen Tempels als nackte Bettler erscheinen, die, aller ihrer Werke vergehend, auf die Wunden des Lammes Gottes allein sich berufen, indem sie Einlaß begehren.

LIII.

17. Oktober.

H e d w i g.

Hedwig, Herzogin von Schlesien, nachmals auch von Polen, Gemahlin des Herzogs Heinrich des Bärtigen, stammt aus dem hochberühmten und weit bekannten Geschlecht der Grafen von Andechs und Herzoge von Meran. Sie hatte drei Schwestern. Die älteste, Agnes, ist die, welche König Philipp August von Frankreich im Juni des Jahres 1196 zu Compiègne als Braut empfing, nachdem er seine rechtmäßige Gemahlin entlassen hatte, die er aber dann selbst, vom Interdicte des Papstes bezwungen, wieder entläßt und sie nach Schloß Poissy verweist, wo sie, zuvor ihrer großen Schönheit wegen besungen, nunmehr in großer Schmach an gebrochenem Herzen starb. Die andere Schwester ist Gertrud, an den König Andreas von Ungarn vermählt, die Mutter der heiligen Elisabeth von Thüringen, deren Lebensgang dem ihrer Tante Hedwig bei

aller Verschiedenheit doch so ähnlich ist. Die dritte war Aebtissin in Franken. Hedwig hatte auch vier Brüder, von welchen der erste Berthold, als Patriarch von Aquileja, der andere Elebert, als Bischof von Bamberg starb, während die beiden anderen, Heinrich und Otto, die Güter ihres Vaters theilten.

Im Jahre 1174, so viel man schließen kann, war Hedwig geboren; erzogen wurde sie im Kloster Rizingen am Main; zwölf Jahre alt wurde sie nach damaliger Weise mit Heinrich, ihrem Gatten vermählt, mit dem sie 1201 den Thron bestieg, dessen Tod sie im Jahre 1238 erlebte. Sechs Kinder, drei Söhne, drei Töchter gebar sie ihrem Gemahl: drei von ihnen, Boleslav, Agnes und Sophie, starben früh wieder hin; ihr Sohn Conrad starb auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde; ihr Sohn Heinrich fiel in jener gewaltigen Schlacht der Christenheit gegen die Tartaren am 9ten April 1241. So blieb ihr am Ende niemand übrig, als ihre einzige Tochter Gertrud, die Aebtissin des von Hedwig gestifteten Klosters Trebitz und ihre Schwiegertochter Anna, welche Vormünderin ihrer minderjährigen Söhne war.

Schon die bisherigen Notizen aus ihrem Lebens-

laufe können die überlegsame Leserin überzeugen, wie reich an Kreuz und Leiden die Herzogin Hedwig gewesen sein muß. Allein wenn man das Familiengemälde der heiligen Hedwig noch weiter enthüllen wollte, wie sich in ihrem eigenen Geschlecht und ihrer väterlichen Familie Greuel und Herrlichkeit, Laster und Tugend vereinten, wie Fluch und Segen des Allmächtigen auf dasselbe niedergiengen; wenn man die Kämpfe aufdecken würde, die in ihren eigenen Landen zwischen den Nationalitäten entbrannt waren und ihre eigenen Söhne ergriffen und in tödlichem Haße schieden; überhaupt wenn man sich recht klar werden könnte über die Stellung Hedwigs mitten im Knotenpunkte ihrer ereignisvollen, weltgeschichtlichen Zeit: so würde man erkennen, welche mächtige Hebel an dies weibliche Herz angelegt wurden, damit es würde, was es werden sollte; aber auch wie geartet und wie bewacht es sein mußte, um diese Hebel zu vertragen und von ihnen gefördert, anstatt durch sie zermalmt zu werden und zu verderben.

Man kann wohl sagen, daß sie durch diese starken Hebel gehoben und durch eine gewaltige Hand Gottes erzogen worden ist, so daß sie bis jetzt noch als ein

ehrwürdiges Vorbild für andere aufgestellt werden kann. Auch ihre Heiligung trägt allerdings nicht das Gepräge unserer Zeit, sie erscheint in einem mittelalterlichen Gewande und in den Formen der römischen Kirche. Daß sie, die mächtige Gebieterin, welche nicht bloß auf ihren Egeherrn den bestimmtesten Einfluß hatte, sondern durch ihren Zuspruch kriegsgerüstete Könige und Herren zum Frieden bewegen konnte, im armen Gewande einhergieng, ihren Leib geißelte und peinigte, nicht bloß fastete, — niemals im Bette schlief, sondern auf dem Erdboden, und dergleichen Dinge, wird unter uns kaum auf jemand einen zur Nachahmung reizenden Eindruck machen. Es wird nicht an solchen fehlen, für welche Hedwig schon deshalb umsonst gelebt hat, und die sie deshalb, so zu sagen, nicht einmal würdigen, sie genauer anzusehen und die wahren Spuren der Wirkung des heiligen Geistes bei ihr zu suchen. Am allermeisten wird es ihr bei Leuten der zuletzt bezeichneten Art zum üblen Urtheil und zum Schaden gereichen, daß sie nicht bloß viele Klöster stiftete, sondern die Klosterfrauen sehr hoch hielt, und von Bettlern die Brotsamen, welche sie an Klosterpforten empfangen hatten, kaufte und selbst verspeiste, ja gar selbst mit Bewilligung

ihres Mannes in einem Kloster wohnte, dem ihre Tochter Gertrud als Aebtissin vorgesetzt war, und sich dabei der Leitung derselben unterordnete. Auch solche Züge, wie z. B. daß sie niemals ohne die Almosen-schüssel zur Kirche oder an andere öffentliche Orte gieng, werden wenig Aufmerksamkeit finden. Doch fehlt es auch nicht an anderen, die nicht bloß Kraft und Weltentfagung, sondern auch eine herzgründliche Ergebenheit an den HErrn Jesus und eine treue Nachfolge Seines heiligen Lebens bekunden. Wohin sie reiste, folgten ihrem Hofe dreizehn auserwählte Arme, welche mit anderen, die sich dazu fanden, von ihrem Küchenmeister zuerst berücksichtigt werden mußten; auch von ihrem eigenen Tische wies sie ihnen das beste zu; den einzigen Apfel, den sie einmal übrig hatte, theilte sie mit ihnen. Kein Armer zieht vor ihrer Hofburg ohne den Sold der Barmherzigkeit vorüber, den sie selbst gab. Wer in Angelegenheiten Jesu reiste, war ihr ein hochwerther und geehrter Gast. Als sie eines ihrer Klöster baute, erbat sie sich von ihrem Gemahl, daß auf eine Weile keine Todesstrafe vollzogen würde, sondern die Verbrecher das Kloster bauen müßten, damit sie Zeit zur Buße fänden. Ueberhaupt hielt sie gern das Schwert

der Gerechtigkeit durch ihre Fürbitte auf, um den Sündern Gnadenfrist zu erstrecken. Oft ließ sie statt von Richtern, von Geistlichen das Urtheil sprechen, damit es milder ausfallen möchte. Sie wollte die Unterthanen nicht durch hohe Abgaben beschwert haben, sondern zahlte oft aus eigenem Beutel die ihnen aufgelegten Geldbußen. Sie besucht die Wöchnerinnen und versorgt sie, und während sie den eigenen Leib vernachlässigt, erwirkt sie, daß die Gefangenen immer frische Linnen bekommen, und Licht in ihre Kerker Zugang finde. Sie, die in freiwilliger Armuth lebt, ermuntert zu den kostbaren Stickereien der Frauenklöster, um die Gottesdienste auch auf diese Weise zu verherrlichen. Sie ist aber auch so voll Eifers, die Erkenntnis Christi zu verbreiten, daß sie selbst mühevoll Hand anlegt. So findet man sie eine Zeit lang bemüht, ein altes Weib zu lehren. Weil diese, über und über vernachlässigt, wie sie war, auch das heilige Vaterunser nicht merken konnte, so muß ihr das Bette neben der Herzogin gemacht werden, und sie unterbricht des Nachts vielfach den eigenen Schlaf, um der Alten die heiligen Worte auch im Schlafe ins Ohr zu sagen. Das alles ist freilich ungewöhnlich, wer sollte aber nicht er-

kennen, daß es die Aeußerung eines gottverlobten Gemüthes ist.

Hedwig war kein schwaches Weib, sie hatte keine verweichlichte Seele. Sie wußte in den großen Fragen ihrer Verhältnisse sich zu entscheiden: wenn sich ihre Söhne im blutigen Zwist einander gegenüber stellen, der eine die slavische, der andere die deutsche Nationalität vertritt, der von ihr geliebte Gemahl ins Lager des ersteren geht, so geht sie, die deutsche und deutschgesinnte Mutter, ins Lager des anderen. Bei aller Macht des Willens und der Entschlüsse aber ist sie eine sanfte Herrin, die ihre Diener nie schilt, nicht zornig anläßt. „Warum hast du das gethan? Möge dir der Herr vergeben,“ das ist ihre Correction. Dabei ist sie für sich selbst eines freieren Geistes. Indem sie einem jeden die möglichste Weitschaft läßt, die Selbstbeschränkung achtet, Nonnen und Mönche übermäßig ehrt, ihnen nicht bloß die Hände, sondern die Stühle küßt, selbst in einem Kloster klösterlich lebt, und zwar mehr als alle Nonnen; wahrt sie sich doch ihre Freiheit und will durch die klösterliche Zucht nicht gebunden und verhindert sein, auszugehen, wohin es ihr gut ist, wohin es ihre Regenten- oder Christenpflicht gebietet. So sehr

sie das Leben im Kloster anzieht, so sehr ist ihr auch alle Noth und alles Elend außerhalb des Klosters ein Magnet; sie ist überall zu finden: wo Elend einkehrt. — Man kann ihr nicht vorwerfen, daß sie den Gemahl oder die Kinder nicht geliebt hätte; sie war eine zärtliche Gattin und Mutter, die auch selbst von Gemahl und Kindern herzlich geliebt und geehrt wurde. Dennoch scheint es wirklich, als wenn sie unter der ernstern Erziehung ihres Lebensgangs, unter dem Segen der Gnadenmittel, unter den Uebungen der Gottseligkeit den Glauben und die Seelengröße gefunden hätte, in gottergebener und ungestörter Ruhe auch Todesfälle der Ihrigen hinzunehmen. Ihr Ehegemahl hatte je länger je mehr den Weg Hedwigs erwählt, dazu ist das Lob seiner Regierungsweise groß: er reiste je länger je mehr. Als er nun im Jahre 1238 eines gottseligen Todes starb, weinten die Nonnen von Trebiß, bei denen sie lebte und zerfloßen in Jammer. Nur Hedwig weint nicht. „Wozu euer Jammer, rief sie, wer will gegen den Rathschluß des Herrn streiten? Ihm gehört unser Leben; unser Trost muß sein alles, was Ihm gefällt; wie Er über uns verfügt, sollen wir uns Ihm ergeben, sei es

daß Er uns von dieser Welt abrufe, oder unsere Freunde wegnehme.“ Als ihr Sohn Heinrich in der Schlacht gegen die Mongolen erlag, rettete Hedwig seine Kinder und verlor in dieser schweren, betrübten Zeit so wenig wie früher den Gleichmuth. Sie war die Trösterin ihrer Schwiegertochter Anna. „Gott, sagte sie, hat mit meinem Sohne gethan, wie es Ihm gefallen hat; wir sollen keinen andern Willen haben, als den des HErrn.“ Dann hob sie ihre Augen auf den Himmel und betete: „Ich danke Dir, o mein Gott, daß Du mir einen Sohn gegeben hast, der mich nie betrübte, der mir immer mit Liebe und Ehrerbietung begegnete. Ihn am Leben zu sehen, war für mich große Freude; aber ich preise ihn glücklich, und empfinde noch größere Freude, da ich ihn durch seinen Tod der Vereinigung mit Dir in Deinem Reiche gewürdigt sehe.“ Vor einem solchen Benehmen schweigt doch wohl der Tadel, und wer so Kreuz tragen kann, der ist doch wohl nicht bloß in der Schule des HErrn Jesus gewesen, sondern trägt auch Früchte Seines Geistes.

Wie sie den Tod der Ihrigen gottergeben getragen hat, so nahm sie auch den eigenen Tod getrost und

freudig hin. Sie sah ihn vorher und bereitete sich zu demselben, noch ehe die Andern die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß es an der Zeit sei. Die Betrachtung der Leiden Jesu war ihr letztes Geschäft in dieser Welt, in welchem sie auch zum ewigen Leben entschlief, und zwar am 15. Oktober 1243 in ihrem Kloster zu Trebiz; ebendasselbst fand auch ihr Leib die Ruhestatt.





LIV.

19. November.

Elisabeth,

Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Am 19. November 1231 starb Elisabeth, Wittwe des Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen. Heute ist ihr Todestag, an welchem ihrer viel gedacht wird, weil das Gedächtnis des Gerechten im Segen bleibt. Elisabeth erreichte nur ein Alter von 24 Jahren, aber dieses kurze Leben reichte hin, ihren Namen in der Kirche Gottes unsterblich zu machen. Auch wir Protestanten, in deren Mitte der Geist der Abtödung, in welchem Conrad von Marburg, der Beichtvater Elisabeth's, die fromme Magd des Herrn leitete, wenig Anerkennung findet und finden kann, freuen uns eines so strahlenden Christenlebens, wie das der heiligen Elisabeth war, und danken dem Geber aller guten Gaben, daß Er Seiner Kirche eine solche Elisabeth schenkte.



Sie war im Jahr 1207 zu Preßburg geboren. Ihr Vater war Andreas II., König von Ungarn, ihre Mutter Gertrud von Meran. Schon ihre ersten Lebensjahre waren an Zeugnissen ungewöhnlicher Gnaden und Gaben des heiligen Geistes so reich, daß die Angehörigen und die Umgebungen des Kindes von Huld und Liebe zu ihm übergiengen, Pilger und Wanderer das Gerücht von ihm in ferne Gegenden trugen. Es kam auch zu dem Landgrafen Hermann von Thüringen und Hessen, der ein junges Söhnlein Ludwig von 11 Jahren hatte, auf welches sein Fürstenthum übergehen sollte. Diesem, seinem Ludwig, so jung er auch war, wünschte er Elisabeth von Ungarn zum Weibe, welche, wenn auch erst vierjährig, doch in der Gabe und Gnade, die sie bereits empfangen hatte, die Bürgschaft eines heiligen und herrlichen Lebens zu besitzen schien. Der Landgraf warb für seinen Sohn bei dem König von Ungarn um die junge Tochter und erbat sich dieselbe sogleich zur Erziehung, und der König übergab auch wirklich das vierjährige Mädchen in einer silbernen Wiege dem Gesandten des Landgrafen, Walter von Barila. Als Elisabeth unter der treuen Obhut des letztern glücklich nach Thüringen gekommen

war, wurde sie mit dem elfjährigen Ludwig, sie, die vierjährige, feierlich verlobt, und war von da an seine Braut. Man suchte edle, gleichalterige Mädchen im Lande, denen der Landgraf seine eigne Tochter Agnes beigesellte, und mit diesen sollte Elisabeth erzogen werden. Eine von diesen, Guda, blieb ihre Genosin bis fast zu ihrem Tode und bezeugte nach dem Tode Elisabeth's die Jugenderinnerungen, welche sie von ihr hatte.

Fünf Jahre hernach starb Landgraf Hermann und sein Sohn Ludwig wurde nun, 16 Jahre alt, Nachfolger seines Vaters im Regimente. An eine Verheirathung mit Elisabeth, welche erst 9 Jahre alt war, konnte er nicht denken. Er wartete, bis er selbst 20 Jahre, Elisabeth aber 13 Jahre alt war und dann führte er sie heim.

Die Zeit des Brautstandes beider Kinder war eine heilige. Elisabeth leuchtete von innerem Leben, Ludwig aber faßte das Leben seiner Braut und hielt an ihr mit Treuen, so schwer man es ihm machte. Die kindliche, jugendliche Braut erweckte die Liebe vieler, aber ihr entschieden christlicher und geistlicher Wandel stieß auch viele am Hofe und brachte ihr Haß. Ihre eigene

Schwiegermutter Sophia und ihre Schwägerin Agnes waren anderen Sinnes. Als sie einst alle drei zusammen, Kronen auf den Häuptern, zur Kirche giengen, legte die junge Elisabeth die ihrige nieder und bekannte auf Befragen, daß sie da keine Fürstenkrone tragen möge, wo das Gedächtnis des Herrn wohne, der hienieden eine Dornenkrone trug. Eine solche Gesinnung war vor den Augen der beiden andern eitel Schwärmerei. Man lehrte sie tanzen, sie tanzte auch ein Mal, das Vergnügen sprach sie an; dennoch aber war ihr erster Tanz zugleich ihr letzter, denn sie beschloß zu Jesu Ehren für immer, auch diese weltliche Freude aufzugeben und nur Ihm zu Gefallen zu leben. In diesem Sinne wendete sie sich immer mehr den Armen und Leidenden zu und übte ihre jungen Kräfte fleißig im selbstverläugnenden Dienste anderer. Das war kein Leben, wie es an die Höfe paßte. So lebte man auch am Hofe zu Thüringen nicht, wohl aber wurde man durch ein solches Leben innerlich angegriffen, gereizt, gestoßen und beleidigt. Darum sprachen die Höflinge oftmals dem Bräutigam Ludwig zu, die Braut nach Ungarn heimzuschicken und eine andere zu freien. Sie paße besser in ein Kloster, als auf einen

Thron. Der Bräutigam aber wankte nicht. Er wies einmal auf einen Berg und sagte, wenn man ihm einen solchen Berg von Gold biete, wolle er doch den Goldberg missen und Elisabeth behalten.

Eben so wenig ließ sich Ludwig gegen Elisabeth aufregen, als sie seine Gemahlin war und die Lästerzunge auch dann nicht ruhte, sondern feck genug war, auch gegen die fromme Fürstin sich zu regen. Immer sollte das, was Ludwig an seiner Gemahlin am höchsten schätzte, nämlich ihr heiliger Liebesinn zu Jesu und Seinen Elenden in der Welt, ihr zum Verbrechen gestempelt werden. Sie gab den Höslingen zu viel aus für die Elenden und entbehrte andererseits selbst zu viel; sie gieng so gar nicht den Weg anderer Leute und so ganz den Weg Jesu, daß die Gewohnheitsmenschen des Tages nicht zufrieden werden konnten. Dazu wandelte sie selbst so viel unter den Elenden und befaßte sich persönlich so viel mit ihnen, diente ihnen so hingebend, so gar wie eine Magd, daß es nicht begreiflich gewesen wäre, wie die Menschen mit sich hätten zufrieden sein können, wenn sie mit einer solchen Fürstin zufrieden gewesen wären. Sie speiste täglich 900 Arme: sie arbeitete eigenhändig für die Armen, machte ihnen

Kleider, spann und nähte ohne Rast und pflegte die Kranken mit eigener Hand, es war ihr kein Uebel zu groß, zu scheußlich, und wäre es der Ausfag gewesen. Der Gegensatz, welchen auf solchen Wegen die fromme Fürstin fand, hat sich in zwei Sagen ausgesprochen, die schön und werth sind, gemerkt zu werden; es spricht sich in den Sagen auch die himmlische Lösung aus, welche der Gegensatz immer fand. Einmal sei nemlich, so erzählt die Sage, Elisabeth ihrem Ludwig begegnet; sie hatte das Tuch voll Gaben für Arme, er das Herz voll von den Lasterreden ihrer Feinde; jetzt gerade hätte er die Stimmung gehabt, die Gemahlin zu tadeln. Er griff nach dem Tuch, es zu enthüllen, — sie seufzte zu Dem, der aus Verlegenheit hilft, — und siehe, was ereignet sich? Ludwig sah im vollen Tuche nicht Speisen, nicht Almosen und Gaben, sondern blühende dustende Rosen, deren Geruch all seinen keimenden Unmuth vertrieb. Ein anderes Mal sei, so spricht wieder die Sage, Ludwig heimgekommen; seine Mutter selbst, eine Gegnerin Elisabeth's, habe ihm entgegengerufen, sein Weib habe so eben einen Ausfägigen in's Ehebett legen lassen, ihn zu pflegen; sie werde den Gemahl anstecken. Uergerlich

geworden, habe Ludwig die Decken gelüftet und was gesehen? Statt des Ausfägigen, der im Bette lag, die Gestalt des Gekreuzigten. Da habe er Gott gelobt, die Gemahlin aber freudenvoll ermahnt, ihm nur recht oft einen solchen Gast in die Betten zu legen. Der Herr war mit Elisabeth, so lange ihr Ehegemahl lebte und machte sie dem frommen Gatten je länger je lieber. Sie hieng aber auch dem Gemahle mit einer Ergebenheit und Treue, mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit an, welche sie zu einem leuchtenden Vorbild für Ehefrauen macht. Wenn er daheim war, war immer Hochzeit, sie gieng dann dem Gemahle zu Gefallen in fürstlichem Gewande. War er verreist, dann war ihr Herz verwittwet und verwaist für diese Welt, und sie trug das Gewand der Wittwen.

In ihrem 17. Jahre gebar sie ihren Sohn Hermann, dann folgten zwei Töchter Sophie und Gertrud. Als sie das vierte Kind, gleichfalls eine Tochter, unter dem Herzen trug, erfuhr sie, was ihr eine Weile sorgfältig verheimlicht war, daß ihr Gemahl den Entschluß gefaßt hatte, mit Kaiser Friedrich II. den Kreuzzug in das heilige Land zu unternehmen. Das war ihr, ach welch ein tiefer Schmerz. Aber das Wort

des frommen Gemahls: „es geschieht ja um Christi willen“, fand ihr Herz. Sie beruhigte sich, sie ergab sich in die Trennung, so schwer sie ihr wurde, und so manche trübe und bange Ahnung sie noch schmerzlicher machen wollte, als sie ohnehin schon war. Als Ludwig wegzog, begleitete sie ihn, begleitete ihn weiter und weiter, einen Tag um den andern, bis er sich losriß, — und sie nun heimkehren mußte, die Wittwenkleider anzuziehen. Ludwig zog nach Italien. Ehe die Kreuzfahrer weglamen, in Otranto, wurde er von einem bösen Fieber überfallen, nahm das Sacrament aus der Hand des Patriarchen von Jerusalem und starb am 11. September 1227.

Damit starb der Wittwe die ganze Welt ab, ihre Feinde konnten nun freier hervortreten, und ihr Schwager Heinrich, der sich mit Unrecht des Landes und Regimentes bemächtigte, vertrieb sie sammt ihren Kindern Anfangs des Jahres 1228, im Winter; wie sie gieng und stand, mußte sie — und zwar bei Nacht — das Fürstenhaus verlassen, und überdies wurde den Unterthanen verboten, sich ihrer anzunehmen. Das war die Rache, welche die Menschen an der Heiligen nahmen, weil sie so viel Almosen gegeben, so viel

Geld und Gut verschenkt hatte. Dafür sollte sie die Bitterkeit der Armuth schmecken. Ein bitterer Kelch? Aber sie trank ihn, sie gieng in die von ihr gegründete Franziscanerkirche und bat die Geistlichen, in tiefer Nacht dem Gott ein Te Deum zu singen, der zuließ, daß man ihr alles nahm. Sie irrte nun mit ihren Kindern, mit ihren Dienerinnen Guda und Hentrud von Haus zu Haus. Niemand nahm sie auf, bis endlich einer ihr einen (neuen) Schweinstall öffnete. Dahinein lernte sie ihre Kinder betten, weil ja Christus, der Herr, auch in einem Stall gelegen war. Sie war eine Wohlthäterin des Landes, und das ganze Land wandte sich von ihr. Eine von den Bettlerinnen, deren sie so viele Tausende gespeist und gekleidet hatte, gieng so weit, einmal, da die Fürstin in der Nähe eines schmutzigen Grabens gieng und den Weg darüber suchte, ihr einen Stoß zu versetzen, daß sie der Länge nach hineinfiel. Sie half sich heraus und wusch die Kleider am nächsten Brunnen. Das Elend war zu groß, als daß es hätte lange dauern können. Die Aebtissin von Kitzingen, ihre Muhme, öffnete ihr die Pforte und ihr Oheim, der Bischof zu Bamberg, nahm sie mit ihren Kindern auf und behandelte die treue Dulderin nach Stand und Würden.

Zu dieser Zeit kam der Leichenzug des verstorbenen Landgrafen Ludwig von Otranto her, der Heimat zu, nach Bamberg. Walter von Barilo und andere edle Herren kamen mit. Sie sahen die jugendliche Wittwe, die man werth geachtet hatte, Kaiser Friedrich's II. Gemahlin zu werden, sahen ihre Treue, Liebe und Leid, hörten alle Unbilden, die sie erduldet, und wurden bald ihre Anwälte und ihres Schwagers Heinrich Seelenretter. Ihren Ermahnungen wich die Härte Heinrichs. Hermann, Ludwigs und Elisabeth's Sohn bekam das Anrecht auf sein Erbe, Elisabeth selbst aber bekam fürstlichen Aufenthalt zu Marburg.

Hier verlebte sie ihre drei letzten Jahre unter der Hand eines gestrengen Seelenführers, dem sie sich ergeben, Konrad's von Marburg, in beständiger Casteiung und Abtödung, im Dienst der Armen und Elenden, öffentlich in den Orden des Franciscus von Assisi aufgenommen, den sie je und je verehrt und bewundert, der ihr eines Tages seinen alten Mantel verehrt und zugesandt hatte. Sie rang nach einer Freiheit der Seele von allem Irdischen, nach einer Vollendung und alleinigen Hingebung an den Herrn, die, selbst wo man sie für eine Irrfahrt erkennen muß, doch auch als Fehler für Leute unserer Tage zu groß ist.

Ein holdseliges Kind, — eine edle, gottverlobte Braut, — eine Gattin von ungewohnter Treue gegen ihren Gatten und gegen ihren Gott, — eine Wittwe, die, bei großer Jugend, einsam war und Tag und Nacht im Gebet, — eine stille, sanfte Dulderin, welche die Worte mehr scheute, als wog, auch wenn sie von ihren Freunden sprach, — eine ringende, betende, flehende Braut Jesu, des Hochgelobten, — eine Diakonissin, welche sich von Kindesbeinen an, wie das Haus Stephane, selbst verordnet hatte zum Dienste der Heiligen, — eine Sterbende, die ihr Ende voraus wußte und mit heiliger Bereitung demselben entgegen gieng: das war Elisabeth. Vierundzwanzig Jahre alt starb sie — und was hatte sie von Jugend auf erfahren! Und wie war — so muß sagen, wer die Zeiten unterscheidet und würdigt — Gottes Gabe und Gnade bei ihr angelegt! Die Ledigen, die Bräute, die Frauen, die Wittwen, die Lebenden, die Sterbenden — was können sie aus diesem 24jährigen Leben lernen, wenn sie auch nicht jede Dornenstraße und nicht jeden gottesdienstlichen Weg betreten können und dürfen, auf dem Elisabeth von Thüringen gieng.

LV.

25. November.

Katharina.

Wer kennt nicht den Namen Katharina? Und doch könnte man auch wieder fragen, wer kennt ihn? Die Nachwelt hat sich von der Person mit diesem Namen wohl ein schönes Bild entworfen. Die griechische Kirche hat die Bedeutung des Namens sogar verstärkt, *Mei-Katharina*, das ist eine *Immer-Reine* daraus gemacht. Jungfräulichkeit, tiefe Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, ein weltüberwindendes Zeugnis durch Wort und Todesleiden wird nach allgemeiner Uebereinstimmung an der hohen Katharina gepriesen, während doch alles, was wir über ihre besonderen Lebens- und Todeszustände wissen, unverbürgt und sagenhaft ist. So groß und hehr schien dem Alterthum eine Vereinigung von Jungfräulichkeit, christlicher Geistesbildung und Martyrerthum, daß der Glanz davon in Ruhm und Preis bleiben konnte, während man alle

speziellen Berichte vergaß und ihrer unsicher wurde. So wie in einem Garten manchfaltige Blumen das Auge erquicken und eine jede für sich als ein Meisterwerk der göttlichen Macht und Weisheit erkannt wird, so verehrt die dankbare Kirche in verschiedenen, geschichtlich fast unbekannt gewordenen Personen Meisterwerke der heiligenden Gnaden. Wie sich aus irgend einer Erscheinung ein Gedanke entwickelt, so haben viele geschichtliche Personen mit ihrem Leben und Sterben den Boden bilden müssen, aus welchem sich heilige Ideale erhoben, Gottes würdig und schön, zur Lobpreisung des ewigen Herrn und zur Nachfolge reizend. Da wird aus der geschichtlichen Barbara eine Jungfrau, die den natürlich liebenden und klugen Vater in der Klugheit einer himmlischen Liebe überwältigt, eine Tochter, welche in der Hingabe an den ewigen Bräutigam Christus alles übertrifft, was ihr Vater aus ihr machen wollte. Aus der geschichtlichen Katharina wird ein Ideal der höchsten weiblichen Bildung in Christo Jesu, welche, keusch, rein und fest, alle Proben der Leiden übersteht. Die so überaus hinfällige jungfräuliche Natur erscheint durch die Macht der allerheiligsten Religion Jesu über sich selbst erhoben und

verklärt. Die Kirche wollte an den Frauengestalten, welche sich im Verlauf des Jahres ihrem sinnenden und verehrenden Geiste vorstellten, sich und ihren Kindern zeigen, zu was für einer herrlichen Stärke durch den Geist Jesu sich das erheben könne, was natürlich schwach ist. Thoren saßen es nicht und sehen gleichgiltig auf Namen, die in der Kirche große Ehre haben, aber doch unbekannt geworden sind. Weise Menschen aber begreifen den Gang und Sinn der heiligen Kirche und freuen sich des schönen Frühlingsduftes, der aus fernen Zeiten bis herüber zu unsern Zeiten getragen wird und ohne Zweifel von dem Herrn der Kirche selber seinem Volke zu Heil und Segen vermeint ist. — Katharina soll unter dem II. Maximin zu Alexandrien gelitten haben. Sie sei, sagt man, von königlichem Geschlechte gewesen, geschmückt mit den Vorzügen eines reichen Geistes und schönen Leibes. Maximin habe Philosophen abgesendet, sie von Christo abzubringen, das Umgekehrte aber sei geschehen. Nicht sie sei verkehrt, sondern die Philosophen bekehrt worden. Auf den Bildern sieht man sie an ein Rad gelehnt, das mit Stacheln versehen ist: darauf habe man ihren Leib geflochten; bei der Bewegung der

Räder aber seien die Stricke gerissen, so daß ihr der Tyrann das Haupt endlich abschlagen ließ. Unwahrscheinlich sind alle diese Dinge nicht; das alles kann ja geschehen sein. Da wir aber keine Gewisheit von allem besitzen, so freuen wir uns mit der alten Kirche über die Vereinigung von Jungfräulichkeit, tiefer Erkenntnis und Leidenschaft, welche sich mit dem Namen Katharina vereinigt, und wer unter uns den Namen Katharina trägt, nimmt sich insonderheit, so viel ihn angeht, an Katharina ein Beispiel.





LVI.

4. Dezember.

Barbara.

Die heilige Barbara erscheint auf manchen Bildern zu einer Seite der Mutter Gottes, während auf der anderen Seite die heilige Katharina gemalt ist. Grund und Ursach dieser Zusammenstellung wird verschieden angegeben; man sagt z. B. die Mutter Gottes in der Mitte bedeute die Kirche, Katharina die reiche hohe Ausbildung des menschlichen Geistes, Barbara die Tiefe des Gemüthes; beide fänden sich neben Maria, weil sich aller Reichthum des Geistes und alle Tiefe des Gemüthes zur Kirche neigen solle. Sinnig ist diese Deutung allerdings, wir aber maßen uns nicht an, den Sinn der Maler zu deuten, und waren auch nicht der Meinung, dieses Ortes denselben besonders hervorzuheben, da es uns vollkommen hinreicht, hiemit zu einer anderen wirklich vorhandenen Gemein-



schaft und Aehnlichkeit beider Heiligen eingeleitet zu haben. Beide gehören nemlich, im Morgen- wie im Abendlande, zu den gefeiertsten Namen der Kirche, während man doch von Beiden in allen Landen nur wenig Geschichtliches weiß, und mehr die Sage, als die getreue Ueberlieferung der Kirche die Frage lösen kann, warum die beiden Frauen in allen christlichen Gegenden so hoch berühmt sind. Es gilt von beiden Heiligen, was wir von einer anderen schon gesagt haben, sie gleichen dem Lichte der Sonne, welches noch auf den Bergen leuchtet, während sie selbst sich hinter den Bergen schon verborgen hat. Das Uebereinstimmendste, was die verschiedenen Quellen von der heiligen Barbara erzählen ist jedoch ungefähr folgendes, was, wie es auch begründet sei, christlichen Jungfrauen zur Lehre und Nachfolge dienen kann. Der Vater der Heiligen sorgte für die Unschuld seiner schönen Tochter und verschloß sie deshalb in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Thurme an seinem Hause: sicher vor Verführung, sollte sie hier den Studien obliegen. Da habe sie nun einmal bei Betrachtung der Sterne eine tiefe Sehnsucht ergriffen, zu wissen, was sie seien, und wer sie gemacht habe. Diese Sehnsucht

habe ihr der große Kirchenlehrer Origenes, der irgendwie in ihre Nähe gekommen sei, durch einen Unterricht gestillt, dessen Licht sie weit über alle Sterne erhob. Sie sei auf diesem Wege Christin und getauft worden. Indes sei dem Vater, der von dem allem nichts gewußt habe, der Gedanke gekommen, seine Tochter zu vermählen. Da nun aber diese sich dergleichen Anträge verbat, habe der Vater geglaubt, ihr andere Gedanken dadurch beibringen zu können, daß er auf eine Reise gienge und sie der Einsamkeit überliesse. Bei seiner Heimkunft habe er erst Spuren gefunden, dann von der Tochter das unumwundene Bekenntnis vernommen, daß sie Christin sei. Wuthentbrannt habe er sie töden wollen, sie aber habe die Flucht ergriffen. Er habe sie aber allenthalben gesucht und an den Haaren durch Dornestrüpp nach Hause gezogen und in einen finstern Ort geworfen. Er habe sie, da alles nichts half, dem Statthalter übergeben, der sie mit allen Mitteln des Gesetzes zur Besinnung bringen sollte. Gepeitscht am ganzen Leibe und dann mit Scherben an den wundenvollen Gliedern gerieben, sei sie von dem HErrn über Nacht geheilt worden und habe diesen ihren Arzt am andern Tage desto freimüthiger

bekannt. Da sei sie mit Haken am Leibe zerrissen, mit Fackeln gebrannt, am Haupte mit Hämmern geschlagen, die Brüste seien ihr abgeschnitten worden, und man habe sie mit einer anderen, Namens Juliana, auf schändliche Weise durch die Stadt zur Enthauptung geführt. Ihr eigener Vater habe an seiner zwanzigjährigen heldenmüthigen Tochter den Scharfrichter gemacht, sei aber nach kaum vollbrachter Unthat durch ein göttliches Gericht selbst gestorben. Was von alledem auf Wahrheit beruht, wissen wir nicht, darin aber stimmen alle überein, daß Barbara nach großen Leiden heldenmüthig den Tod der Blutzengen gestorben sei und den Herrn der Herrlichkeit über ihr Leben und alle Herrlichkeit dieser Welt geliebt habe. — Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß ein Vater gegen sein geliebtes Kind zum wüthenden Feinde wird, bloß weil es Jesum umfaßt; aber der Herr hat solche Fälle geweißagt, und in seine Weißagung eingehüllt ist die Verheißung, daß er frommen Kindern auch in solchem Fall beistehen und ihnen den Haß des Vaters durch die Inbrunst Seiner eigenen göttlichen Liebe versüßen wolle. Da prüfe sich denn Angesichts der leuchtenden Gestalt der heiligen Bar-

bara und in Bezug auf die Sage von ihr die Leserin, ob sie den Kelch trinken könnte, den Barbara trank, und sich taufen lassen mit der Taufe, damit sie getauft wurde?





LVII.

13. December.

Adilia

ist die Tochter des Herzogs von Elsaß, Altich, und seiner Gemahlin Berswinda. Ihre Eltern hatten noch eine Tochter und vier Söhne. Sie selbst war einige Stunden von Straßburg zu Oberehnheim geboren, und zwar blind. Ihr Vater, überhaupt ein Mann von roher Art, war über der Geburt einer Tochter, die so wenig für diese Welt versprach, so ungehalten, daß die fromme Mutter, in großer Angst für ihr Kind, es heimlich einer treuen Dienerin übergab, und in einen Ort bei Schlettstadt schickte. Da wurde sie ein Jahr lang erzogen, bis die Leute auf den kleinen, vornehmen Gast aufmerksam wurden, und die Mutter sie deshalb nicht mehr für sicher hielt und sie in ein Kloster in der Nähe von Besançon zu einer befreundeten Aebtissin sandte. Hier, zu Baume-le-Roué, wurde das Kind getauft, und bei der Taufe erlangte es nach



unverwerflichen Nachrichten neben dem Licht für die Seele das irdische Augenlicht. Auch dann aber behandelte Herzog Altich Odilien nicht wie sein Kind; er hielt sie ferne von sich, so daß sie erzogen werden mußte, wo sie getauft worden war. Als sie heranwuchs, erwachte in ihr eine kräftige Sehnsucht, ihrem Vater nahen zu dürfen, und sie suchte daher mit einem ihrer Brüder, Hugo, schriftliche Gemeinschaft, die sie auch erlangte. Da Hugo seines Vaters harten Sinn nicht wenden konnte, so lud er seine Schwester ein, selbst zu kommen, in der Hoffnung, daß die liebenswürdige, fromme Jungfrau des Vaters Herz eher erweichen würde, als alle seine eignen Reden. Eben stieg sie nun mit ihrem Gefolge den Berg hinan, als der Herzog mit seinen Söhnen von seiner Burg herabkam, und diese über die Gesellschaft fragte, die ihm da entgegen käme. Als ihm nun Hugo sagte, daß es Odilie mit den Ihren sei, und daß er sie selbst in das Vaterhaus eingeladen habe, der Hoffnung, daß sie der Vater in Gnaden annehmen werde, gerieth der Herzog in einen sonderbaren Zorn, daß er nach seinem Sohne schlug und ihn — die Nachrichten sind verschieden — entweder tödete, oder doch schwer verwundete. Wun-

derlicher Weise entfloß aber mit dieser verbrecherischen Gewaltthat alles Mißbehagen an der Tochter aus dem Vaterherzen. Attich richtete Odilie, die sich in heißen Thränen zu seinen Füßen warf, mit väterlichem Erbarmen auf, schloß sie in seine Arme und legte sie dann der Mutter Berswinda an's Herz, der er damit einen Trost für den Jammer gab, den sie durch ihn zu gleicher Stunde empfangen hatte. Sie mußte ja um Hugo's willen eben so sehr trauern, als sie sich um Odiliens willen freute.

Schon im Kloster Baume, wo sie erzogen wurde, hatte Odilie den Stand der ledigen Jungfrauen lieben gelernt. Als nun ihr Vater sie verhehelichen wollte, erbat sie sich ein anderes, nemlich von nun an sich dem unmittelbaren Dienste Christi widmen zu dürfen. Ihr Vater, der seit der Begegnung am Schloßberge der Tochter ebenso zugethan, als zuerst abgeneigt war, ließ sie gewähren, und bediente sich nunmehr nicht bloß in allen Fällen ihres weisen Rathes, sondern er that mehr, er gab ihr ums Jahr 680 sein festes Schloß Hohenburg und versah sie mit allen Mitteln, daselbst das erste Frauenkloster des Elsaßes zu erbauen. Hohenburg bekam von da an den Namen Odilienberg.

Während der zehn Jahre, die man an den großen Klostergebäuden arbeitete, sammelte sich ein Haufe großen Theils hochgeborener Jungfrauen zu Odilien, um mit ihr den Segen eines gemeinschaftlichen christlichen Lebens zu theilen. Anfangs dachten sie an keine Regel, wie denn überhaupt Odilie auch durch ihre klösterliche Erziehung nicht dahin gestimmt worden war, im eigentlichen Sinne Nonne zu werden. Allein es zeigte sich auch bald, daß ein Zusammenleben so vieler Frauen ganz ohne Regel nicht sein konnte, und die Nothwendigkeit trieb daher Odilie und die Ihrigen dahin, sich über eine gemeinschaftliche Lebensregel zu vereinen. Die hohe Lage des Klosters brachte den Bewohnerinnen ohnehin Beschwerden genug, weshalb Odilie nur sich, nicht aber ihren Schwestern diejenige Strenge des Lebens auferlegte, welche andere Nonnen trugen. Es war in ihr ein Geist der Freiheit und des Erbarmens, durch welchen sie und ihr Kloster sich auf eine evangelische Weise vor anderen ihrer Zeit auszeichneten. Am Fuße des Berges gegen Mittag hin erbaute sie ein Hospital zur Aufnahme von Nothleidenden und Gebrechlichen. Diese sollten den beschwerlichen Berg nicht ersteigen müssen; sie aber fand es nicht beschwer-

lich, tagtäglich in ihr Hospital zu gehen, ihre Leidenden zu trösten und sie zu bedienen. So reizend und schön war das Leben auf Hohenburg nunmehr geworden, daß Herzog Ulrich selbst Geschmack daran finden mußte. Und einen solchen Sieg gab nun der Herr der frommen Odilie über ihren Vater, daß er sich selbst neben dem neuen Kloster niederließ und da seine Tage beschloß. In seiner letzten schweren Krankheit wich die Tochter nicht von seiner Seite, sondern pflegte, tröstete, stärkte ihn unablässig mit kindlicher Sorgfalt. Er starb am 20. Januar 690, und neun Tage darauf starb auch ihre Mutter Verswinda, während sie in der Kirche betete, eines plötzlichen Todes.

Ueberhaupt machte die Freiheit, welche sich Odilie rücksichtlich ihres äußern Lebens vorbehalten hatte, ihr es möglich, mit den Gliedern ihrer Familie näher zusammenzuleben, auf sie einzuwirken, und die Herzen ihrer Angehörigen dem Guten zuzuneigen. Aus dieser innigen Verbindung mit den Ihrigen mag sich auch die große Fülle von Hilfsmitteln erklären, welche sie anwenden konnte, um ihre Stiftungen auszubreiten und möglichst segensreich zu machen. Sie baute eine Kirche und Kapelle nach der andern in der Nähe ihres Klosters,

neben der Hauptkirche eine Muttergotteskapelle und eine Kreuzkapelle, zum Dank für ihr wiedererlangtes Augenlicht eine Kapelle Johannis des Täufers, die Zährenkapelle, wo sie für ihren Vater zu beten pflegte, eine Engelskapelle, um der Verbindung mit den himmlischen Geistern zu gedenken. Schon die Namen dieser Kapellen alle deuten auf das innige und sinnende Gemüth der frommen Jungfrau. Eben darauf hin weisen auch Züge, wie der, daß sie gegen Morgen hin zu Ehren der allerheiligsten Dreieinigkeit drei Linden pflanzte, welche hernach dem Kloster einigen Schutz gegen die heftigen Winde boten und bis weit herauf in die Jahrhunderte standen.

So wie anfangs das Kloster Odilienberg ein Krankenhaus nach sich gezogen hatte, so wurde um das Jahr 700 auf Antrag von Odiliens Frauen neben dem Armen- und Krankenhaus ein zweites Kloster Niedermünster gebaut. Man hatte gefunden, daß die hohe Lage des älteren Klosters auf dem Berge den Frauen die Pflege der Armen und Kranken namentlich zur Winterzeit erschwerte; daher der Antrag. Beim Dienste der Kranken und Armen war Odilie allen vorangegangen, und ihr leuchtendes Beispiel hatte die

andern Klosterfrauen hinter ihr her gezogen auf demselben Wege. Auch die Art und Weise ihrer Kranken- und Armenpflege war ein Muster für ihre Zeiten. Sie vermochte es, allen Unannehmlichkeiten der Krankenpflege zu widerstehen, und dem Widerwärtigsten, was unsern Nerven begegnen mag, dem Geruch der Wunden und Krankheiten, mit entschlossener Liebe zu den Elenden entgegen zu gehen. Sie konnte die Aermsten und Elendesten zärtlich in ihre Arme schließen, sie speisen und tränken, sich mit ihnen gedulden und für sie beten, und ihr Gebet wurde zuweilen auffallend erhört, so daß der Herr und Seine Magd Odilie darob gepriesen wurden.

Ein Leben so voll Arbeit und Mühsal ist ohne Zweifel köstlich zu nennen. Odilie reifte dabei für den Himmel. Als sie einstmals mit ihren Frauen in der St. Johanneskapelle versammelt war, theilte sie ihnen mit, daß nun ihre Stunde nahe sei, ermahnte sie, den Eifer und die Liebe ferner zu bewahren, davon sie bisher beseelt gewesen wären, und wies sie auf den herrlichen Lohn, der nach dem vergänglichem, eitlem Leben folge; ihre Verwandten empfahl sie ihnen zum Gebet. Hierauf zogen die ergriffenen

Frauen in die Muttergotteskapelle, um Odilien ein seliges Ende zu erlehen, und während das geschah, war sie selbst wie entzückt zum HErrn. Sie entschlief dann wirklich am 13. Dezember 720 oder 722 in einem Alter von etwa 60 Jahren. Ihr Leib wurde in der St. Johanneskapelle beigesetzt. Ihre Stiftungen blühten unter Führung ihrer Nichten Eugenia und Gundelinde fort.

Es sind nur sechszig Jahre, welche Odilie auf Erden gelebt hat, und sie ist lange über ein Jahrtausend vom Schauplatz dieser Welt abgetreten. Die Frauen, welche mit ihr gelebt haben, sind ihr gefolgt und auch mit ihren Stiftungen ist es anders geworden. Aber vergessen ist Odilie nicht und der Segen ihres Lebens ist noch nicht ausgetilgt. Weltlich große Thaten hat sie keine gethan, aber wie der HErr an jenem großen Tage nach den Werken der christlichen Liebe und Barmherzigkeit fragen und sie ewig ehren wird, so hat Er auch dafür gesorgt, daß schon in dieser Zeit der gute Geruch derjenigen, die Seine Liebe auf Erden fortsetzten, immer neu durch die Lande geht, und, selbst unsterblich, auch andere immer wieder zur Uebung derselben Liebe und desselben Er-

barmens erweckt. Selig sind die Barmherzigen, ihr Loos ist in Wahrheit auf's Liebliche gefallen, und der Allmächtige hat ihnen verheißen, daß sie Barmherzigkeit erlangen sollen.

LVIII.

15. Dezember.

Christiana.

An der Ostseite des schwarzen Meeres, dem Kaukasus entlang bis zum kaspischen Meere hin, wohnten am Anfang des vierten Jahrhunderts die Iberier, ein heidnisches Volk. Diese nahmen eine Frauensperson gefangen, welche unter ihnen ein so hohes Ansehen bekam, daß man sie „einen Apostel der Iberier“ nennt. Man weiß von ihren Verhältnissen, ihrer Geburt, ihrer Erziehung, ihrem Lebensgang nichts; nicht einmal ihren Namen weiß man; und wenn man sie „Christiana“ nennt, so ist das nicht ihr Eigennamen, sondern es wird ihr die Benennung des Glaubens, welche sie mit Millionen gemein hat, in Ermangelung eines Eigennamens beigelegt. Diese Christiana, deren Wandel und Wirksamkeit unter den Iberiern aus dem Dunkel ihres Daseins hervortritt, wie manchmal der Mond bei wolkenbedecktem Himmel durch kurzen Schein sein Dasein kund gibt,

wandelte unter den Iberiern nicht bloß also, daß diese ihre guten Werke sahen und den Vater im Himmel priesen; sondern sie bekannte auch ohne Scheu den Namen Jesu und rief Ihn als ihren Gott und HErrn für sich und andere an. So betete sie auch einmal für die erkrankte Königin des Landes, und der HErr erhörte sie, wie Er sie öfter bei ähnlichen Gebeten schnell und wörtlich erhörte. Der Sinn der Königin wurde dadurch dem Christenthum offen, und sie drang in ihren Gatten, von Abgötterei und Aberglauben abzustehen und sich dem Gott der Christen zuzuwenden. Es gieng mit der Bekehrung des Königs langsam, aber neue Wunderwirkungen Christiana's überwandten ihn endlich doch, so daß sie nun die Iberier nach Kräften im Christenthum unterweisen durfte, eine Kirche gebaut und Constantin der Große gebeten wurde, ihnen Bischöfe und Priester zu schicken. Diese Thatsache, welche Rufinus aus dem Munde eines iberischen Fürsten etwa fünfzig Jahre, nachdem sie sich ereignet, vernahm, machte auf die Kirche Gottes, namentlich im Abendlande großen Eindruck, so daß ihr Gedächtnis gefeiert wurde, und Christiana unter dem Namen *Scлавin* oder *Magd* im Martyrologium vorkommt.

Wenn der heilige Petrus die Christen ein priesterliches Volk nennt, welches dem HErrn geistliche Opfer bringen und die Großthaten Deßen verkündigen soll, der sie von der Finsternis zu einem wunderbaren Lichte berufen hat; so schließt er in dieses Priesterthum gewis ebensowohl die christlichen Frauen als die Männer ein. Ist aber das der Fall, so können auch christliche Frauen in die Lage kommen, wo sie die Großthaten Gottes in Christo verkündigen müssen, wenn nicht statt ihrer die Steine schreien sollen. Man kann für solche Fälle nicht den Spruch anführen, daß die Weiber in der Gemeine schweigen sollen; denn in einer Gemeinde sind Hirten und Lehrer und Männer, die reden können, so daß keine Noth vorhanden ist, die natürliche Bescheidenheit des Weibes zu durchbrechen, und Frauen die Rede zu gestatten. Kommt hingegen ein christliches Weib zu einem heidnischen Volk, das keine Gelegenheit hat, Gottes Wort zu hören, so liegen die Sachen ganz anders. Noth bricht Eisen, und wenn ein christliches Weib unter den Heiden ist, denen sonst niemand predigt, so ist Noth vorhanden, daß sie rede, und die großen Thaten Gottes ihres Heilandes zur Rettung unsterblicher Seelen verkündige. Wie eine Prophetin, über

die der Geist kommt, nach der Regel des heiligen Paulus nicht fragt, sondern den Geist sich treiben läßt; so läßt sich im Nothfall auch ein demüthiges, bescheidenes Weib durch die Noth treiben, das Wort zu reden mit freudigem Aufstun ihres Mundes, und der Herr kann den Beweis des Geistes und der Kraft dazu thun. Das lehrt unter anderem auch das Beispiel der Christiana, der Sclavin, und wen es angeht, der denke daran, und halte es nicht für Tugend, blöde zu sein, wo der Herr geredet haben will, der ohne Zweifel nicht bloß Eine Magd und Christiana mit großem Erfolg krönte, sondern uns am Tage der Garben viele der Welt verborgene Mägde zeigen kann, die mit Thränen säeten, und mit Freuden ärnten.





LIX.

16. Dezember.

Adelheid.

Von der ersten Jugend Adelheids und ihrer Erziehung wissen wir nichts, als daß sie die Tochter des Königs Rudolf II. von Burgund und seiner Gemahlin, Bertha, Tochter Herzog Burkhard's von Schwaben war, und daß eine solche Abkunft zusammengenommen mit dem Leben, das hernach folgte, die hohe Wahrscheinlichkeit erzeugt, daß Adelheid eine vortreffliche Erziehung müße genießen haben. Geboren im Jahre 931 wurde sie bereits 933 die verlobte Braut, im Jahre 947 aber die Gemahlin Lothars, des Königs von Italien. Ausgestattet mit großen Vorzügen des Leibes und der Seele gewann sie einen großen Einfluß auf ihren Gemahl, der jedoch bereits nach drei Jahren dahinstarb. Markgraf Berengar von Ibräa, welchem vielfach der Tod Lothars schuldgegeben wurde, ließ sich nun zum König von Italien krönen und warb für seinen Sohn Adalbert um die Hand der königlichen Wittve. Da



diese sich nicht willfährig zeigte, und ihre Zeit lieber in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer jungen Tochter Emma widmen wollte, wurde sie von Berengar und seiner abscheulichen Gemahlin Willa auf die schändlichste Weise mißhandelt, und in einem Schloße am Gardasee jedem Mangel preisgegeben. Was half ihr der Blick auf die herrliche Natur und daß ihr Auge gegenüber der Stadt Salò sich weiden konnte, da sie mit einer einzigen Dienerin in einem finsternen Thurme eingesperrt war? Indes war das allerdings ein dunkler Weg, den Adelheid betreten mußte, der aber auf Höhen menschlicher Herrlichkeit und Macht endigte, wie sie keine einzige Frau in der Welt zu jenen Zeiten ersteigen durfte. Der Herr bereitet es den Seinen zuweilen scheinbar hart, aber wie sich's nachmals zeigt, mit väterlicher Weisheit zu Seinen heiligen Zwecken zu. Auch wandte er der jungen Dulderin gerade durch das Unglück, welches sie erdulden mußte, viele Herzen zu. Der Bischof von Reggia in Modena, Adelhard, sandte einen seiner Priester, Namens Martin, ab, um ihr Trost und Hilfe zu schaffen, und der war der rechte Mann, der frommen Königin zu helfen. Er bestach einige Wächter, und führte einen unterirdischen Weg

durch die Mauer des Thurms und führte die Königin und ihre Dienerin in Männerkleidern bei dunkler Nacht aus dem Gefängnis. Am Ufer des Sees verbargen sie sich im Moor, wo die Sumpfvögel hausten zwischen Rohr und Schilf, während Martin sich entfernte, um die bewaffneten Diener seines Bischofs herbei zu holen. Da litten die armen Flüchtlinge viel von Kälte, Hunger und Angst, und würden ohne die Barmherzigkeit eines vorüberfahrenden Fischers, der ihnen einige Fische schenkte, wohl auch umgekommen sein. In der Nacht flohen sie weiter, am Tage verbargen sie sich im hohen Korn. Die Lage wurde immer gefährlicher, denn Berengar ließ die Hörner blasen und das Land durchstreifen, um die Entflohenen zu suchen. Einstmals kamen seine Reiter auch zu dem Kornfeld, worin sie mit ihrer Dienerin sich geborgen hatte, da stand ihr die Gefahr zu allernächst, zumal die Soldaten mit ihren Speeren die hohen Halme auseinander bogen, wie wenn sie geahnt hätten, wo ihre Beute war. Der Herr aber hielt ihnen die Augen, daß sie die in ihrer nächsten Nähe nicht sahen noch fanden, die sie suchten. Indes kam dann auch Martin wieder in Begleitung von Alberto Azzo, der sie nun mit seinen Reifigen

in Schutz nahm, und auf seine Felsenburg zu Canossa in Modena führte. Die lombardischen Großen wurden des grausamen Berengar bald müde, und riefen daher den König Otto von Deutschland zu Hilfe gegen seinen Lebensmann Berengar. Auch Papst Johannes XII. bot dem mächtigen König aus der Ferne die abendländische Kaiserkrone, wenn er ihm zu Hilfe käme, denn auch er war von Berengar bedrängt. Otto war seit vier Jahren Wittwer, seine erste vortreffliche, in der Kirche gefeierte Gemahlin Editha war ihm gestorben. Als er nun über die Alpen kam und ihm der Herr allenthalben Sieg gab, ließ er die königliche und jugendliche Wittwe Adelheid nach Pavia führen, glaubte in ihr die rechte Nachfolgerin für Editha gefunden zu haben, warb um sie, sie aber gab ihm mit ihrer Hand auch ihr Anrecht auf die italische Krone. Nun folgten zwei und zwanzig Jahre einer gesegneten Ehe, während welcher es zwar auch Kreuz genug zu tragen gab, die Hilfe des Herrn aber allezeit mit der kaiserlichen Frau war. Otto's Sohn erster Ehe, Liudolf, bemistraute die neue Mutter und fürchtete, sie würde nun ihn aus dem väterlichen Herzen verdrängen. Der große aber völlig gerechte Einfluß,

welchen die liebenswürdige Frau nicht blos auf ihren Gemahl, sondern auf ihre ganze Umgebung gewann, erregte seinen Neid und der finstere Wahn plagte ihn je länger je mehr, bis er sich wie Absalom gegen seinen Vater empörte. Von alle dem Jammer, der nun folgte, mußte sich Adelheid als die unschuldige Ursache fühlen, und ihre Lage war damals in der That nicht beneidenswerth. Doch half ihr der HErr auch da: die Ungarn stürmten in's Reich, und diese Gefahr, welche dem Lande von außen her drohte, beschwichtigte den inneren Streit, Liudolf und sein Anhang kehrten reumüthig zu dem Kaiser zurück und verbanden sich mit ihm zur Ueberwindung der allgemeinen Feinde. Der HErr gab bei Augsburg den gewaltigen und großen Sieg, Liudolf aber starb eines frühen Todes, sowie Herzog Conrad, der mit ihm verbunden war, schon in der Schlacht auf dem Lechfelde den Tod gefunden hatte. Erbe des Reiches wurde nun Adelheids ältester Sohn, Otto II. und der HErr hatte gefügt, was Liudolf verhindern wollte.

Als dieser Otto II. elf Jahre alt war, dachte sein Vater daran, auch ihm die Kaiserkrone zuzuwenden und führte ihn daher mit großer Pracht nach Rom,

woselbst er vom Papst Johann XIII. die Krone empfing. Hernachmals vermählte ihn sein Vater mit der Tochter des griechischen Kaisers Theophania, und es schien nun, als hätte der erste Otto nicht bloß selbst die höchste Stufe des Glücks erreicht, sondern auch seinem Sohne und Nachfolger die schönste Zukunft eingeleitet. Im Jahre 973 starb er zu großem Leidwesen Adelheids, denn obgleich er in ihr einen großen Schatz besessen hatte, und sein gestrenger Sinn von ihr gar oft zur Milde und Güte gelenkt worden war, so hatte sie doch in ihm nicht bloß den Gemahl, sondern auch den theuren Retter und einen väterlichen Freund verloren. Schon bei Lebzeiten ihres Gemahls hatte sie bei seinen Zügen nach Welschland das Regiment geführt, und zwar zu allgemeiner Zufriedenheit mit unvermutheter Kraft, ohne deshalb den weiblichen Sinn zu verleugnen. Als nun Otto gestorben war, führte sie anstatt des noch jungen Sohnes das Ruder. Es geschah ihr jedoch, was sie vorausgesehen, denn beim Tode ihres Gemahls war es ihr völlig klar, daß sie nie wieder so glücklich werden würde, als sie gewesen war. Ihre Schwiegertochter, eine Fürstin von großen Vorzügen, ließ nichtsdestoweniger die Schwie-

germutter ihren Stolz fühlen; andere aber nahmen von ihrer großen Wohlthätigkeit Anlaß, sie bei ihrem Sohne in übles Licht zu stellen. Der leicht erregte junge Herr vergaß des Dankes, und war all zu offen gegen den Einfluß der Feinde seiner Mutter, so daß er ihr all sein Vertrauen entzog, und mit Theophania kalt und lieblos gegen sie wurde. So wie ihr früherhin ein Stieffohn schweren Gram und Harm bereitet hatte, so that es nunmehr der Sohn, und die fromme Wittve, die ihr Herz mit leichtem Muthe von allen Gütern der Erde bereits losgemacht hatte, und klösterlich in einem Leben der Aufopferung für andere dahin lebte, hatte ein Leid gefunden, das ihr zu schwer wurde und sie aus dem Lande trieb. Nach vergeblicher Anwendung aller Liebe und Geduld, den Sinn ihrer Kinder zu ändern, gieng sie nach Italien und von da zu ihrem Bruder Conrad, dem Könige von Burgund. Durch ihren Weggang entstand aber in Deutschland eine große Lücke und dem jungen Kaiser gieng es so vielfach in die Hand, wie wenig er noch reif war, ohne ihren Rath das Reich zu regieren, daß er die Vermittlung seines Oheims von Burgund, sowie des frommen Abtes von Clugny, Majolus, gerne annahm, um die Ber-

ziehung seiner Mutter zu erlangen. Er eilte nach Pavia und warf sich seiner Mutter mit Thränen zu Füßen, sie aber verzieh ihm gerne, und von da an war der Sohn ihr mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Indes gieng es auch nun wieder, wie in ihrem Leben so oft: das Glück dauerte nicht lange, und es stellte sich ein baldiger Wechsel ein. Bereits nach drei Jahren starb Otto mitten in der Fülle und Kraft der Jugend, und hinterließ einen Sohn von drei Jahren, Otto III., diesem aber das Reich unter der Vormundschaft seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid. Da nun der König ein Kind, und Deutschland ein Wahlreich war, so entstanden eine Menge von Verwirrungen; Parteien widerstrebten sich, und Theophania, vielleicht von Höflingen aus Constantinopel aufgereizt, stellte sich gegen ihre treffliche Schwieger wieder in harten Gegensatz. Ihr Sinn war, Adelheid „auch nicht einen Zoll Erde zu lassen, den sie beherrschen könnte.“ Allein ehe das Jahr vergieng, das sich Theophania zur Ausführung ihres Zieles bestimmt hatte, wurde sie krank und starb, so daß nun die hochbetagte alte Kaiserin, statt ihre Tage in stiller Abgeschiedenheit zu schließen, wie sie begehrt hatte, nach

Deutschland zurückgehen und auf allgemeinen Wunsch sich des Reiches und seines jungen Kaisers annehmen mußte. Wenn irgend wer geeignet war, einen Kaiser zu erziehen, so war sie es, eine Frau, hochgeboren, milden Sinnes, im Unglück vielfach erprobt, die bewährte Gemahlin eines Kaisers, die Mutter eines zweiten, und selbst vielfach erprobte Regentin großer Lande in schweren Zeiten. Ihr zur Seite stand der Mönch Gerbert als Erzieher und Lehrer des Enkels, und dieser selbst, Otto III., begegnete seiner Großmutter mit ehrfurchtsvollem Gehorsam, so daß er bei seinen reichen Gaben zur Begeisterung der Zeitgenossen und fast als ein Wunder der Welt heranreifte. Obwohl noch ein sehr jugendlicher Jüngling, gelang es ihm mit dem Regimente dennoch so, daß seine Großmutter nun glaubte, ihren alten Entschluß ausführen, sich zurückziehen, und ihre Zeit rein dem Heile ihrer Seele und der Förderung ihrer Zeitgenossen widmen zu können. Voll Liebe und Andenken gegen Gatten und Kinder pilgerte sie zu ihren Grabstätten und erbaute daselbst Klöster zum Andenken, also z. B. zu Palermo, Pavia und Magdeburg, wo die Gebeine ihrer Mutter und ihrer Gatten, Lothar und Otto ruhten. Besonderen Fleiß

aber mendete sie auf das Kloster zu Selß am Rhein, wie wenn sie geahnt hätte, daß sie selbst dort ruhen sollte. Bei diesem Leben der Wohlthätigkeit und des dankbaren Andenkens an vergangene Zeiten blieb sie ihres eigenen Heiles eingedenk und der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde der Seelen, dem HErrn, gab ihr, einer Martha von ausgezeichnetener Tugend, die Junigkeit und die Gnade einer Marienseele. Zuweilen wurde es ihr auch gegeben, zukünftiges vorher zu sehen. Als sie einstmals mit vielen Gästen zu Tische saß, und alle ihr bescheidenes und zurückhaltendes Schweigen bewunderten, rief sie plötzlich mit Bestürzung aus: „Bald werden viele sterben, auch Otto wird unter ihnen sein! O Herr wende von mir ab die Schmerzen dieses Lebens!“

Und siehe da, wie der HErr ihr die Bitte erhörte, die Schmerzen, die neuen drohenden Schmerzen dieses Lebens nicht mehr erfahren zu müssen, so gieng auch ihre Voraussage hinaus, denn ihren Enkel rafften zwei Jahre nach ihrem Tode in Italien auf der Heimkehr von seinem Römerzuge tödtliche Schmerzen dahin, da er erst 22 Jahre alt war. Adelheid, so selbständig sie war, hatte dennoch eine herzliche Begier, na-

mentlich auf dem Wege zum ewigen Leben und der Vollendung unterwiesen zu werden. Der Erzbischof Adalbert von Magdeburg, die Äbte von Clugny, Majolus und hernach Odilo genossen ihr ganzes Vertrauen. In der Leitung dieser Männer entwickelten sich je länger je mehr die glänzenden Tugenden der alten Kaiserin. Einmal, als Odilo bei ihr war, erhob sie ihre Augen mit Thränen zu ihm, neigte sich vor ihm, küßte sein Kleid und rief innerlichst bewegt: „Bete für mich, mein Sohn, und laß mich dem Gebete deiner Brüder empfohlen sein, denn wir sehen uns zum letztenmale.“ — Ehe sie von hinnen schied, löste sie noch eine große Aufgabe eines friedfertigen Gotteskinds. Sie reiste zu ihrem Neffen Rudolf von Burgund, und die Ehrwürdigkeit ihres greisen Alters in Verbindung mit der hohen Weisheit der alten Regentin stillte ihm die Stürme des Aufruhrs, welche sich wider ihn erhoben hatten. Allein die Mühseligkeit und Anstrengungen der Reise und des Geschäftes nahmen ihre letzten Kräfte dahin. Als sie am Todestage ihres Sohnes den Armen und Hilfsbedürftigen nach Gewohnheit eigenhändig Almosen austheilen wollte, fühlte sie sich so schwach, daß sie ihr Ende vermuthete.

Ihre letzten Stunden waren so ruhig, wie der Einbruch der erschnitten ruhebringenden Nacht nach einem heißen ermüdenden Tage. Inbrünstig nahm sie die Sakramente ihrer Kirche, betete ohne Unterlaß und seufzte mit dem Apostel: Ich habe Lust abzuschneiden, und bei Christo zu sein. Sie hoffte am Weihnachtsfeste sterben zu dürfen, aber ihre Stunde schlug früher, bereits am 16. Dezember des Jahres 999 in ihrem Kloster zu Selz am Rhein, woselbst sie auch bestattet wurde.

Sieh da, ein kurzer Abriß eines Frauenlebens! Was für eine Frau war das! Was für ein Wechsel, welch große Mannigfaltigkeit ist in ihrem Leben! Groß und gut, so möchte man ihren Lebenslauf nennen. Uedelheid trug ihre Kronen als eine geborne, ja als eine wiedergeborene und wahrhaft hochgeborene Königin. Ein Mann, ein Sohn, ein Enkel gehen mit und neben ihr durchs Leben, wie nicht leicht neben einem andern Weibe der Geschichte. Aber auch was für Unglück hat sie in ihrer ersten Ehe, und in ihrer zweiten als Gattin, als Mutter, als Großmutter, als Schwiegermutter! Was für Noth theilt sie mit Bruder und Nessen! Und doch ist sie ungebroschen an Kraft, un-

ermüdtlich im langen Leben, bis sie nach erreichten 68 Jahren, in der Nähe des menschlichen Lebenszieles ihr Auge voll Hoffnung schließt, und ihre zeitlichen Kronen und Ehren alle gern und schmerzlos gegen einen Blick der ewigen Gnade aus Jesu Angesicht eintauscht. Bei einem so großen Beispiel paßt es beßer zur Bewunderung aufzufordern, als zur Nachahmung.

LX.

17. Dezember.

Olympias.

Olympias, im Chore der Wittwen und Diaconissen schier der leuchtendste Stern, den wir kennen, wurde im Jahre 368 geboren. Ihre Eltern starben, da sie selbst noch in sehr zartem Alter war, und ihr fiel dadurch, wie die Alten zu sagen pflegen, „unermesslicher“ Reichthum zu. Ihre Erziehung übernahm nun Theodosia, die Schwester des heiligen Amphilocheus, eine Wittwe, welche nach dem Zeugnis Gregors von Nazianz ein Muster der Frömmigkeit war. Die hohe Geburt des Mädchens, ihr großer Reichthum, ihre aufblühende Schönheit, der große geistige Erfolg ihrer Erziehung lenkten alle Augen auf Olympias. Sehr frühzeitig wurde sie mit Nebridius, welcher bei Theodosius dem Großen Güterverwalter und hernach Präfect der Residenzstadt Constantinopel war, vermählt; allein die Ehe dauerte nicht länger, als zwanzig Monate, so

daß nun Olympias bereits Wittwe wurde. Unter ihren Umständen konnte es nicht fehlen, es mußte sich ihr der reichlichste Ersatz für ihren heimgegangenen Gatten darbieten. Der Kaiser selbst warb zweimal im Namen eines jungen Verwandten von ihm um ihre Hand. Allein Olympias, welche schon unter ihrer Erzieherin Theodosia das Leben und die Geschäfte des christlichen Wittwenstandes kennen und lieben gelernt hatte, erklärte standhaft, daß sie fortan ihr Leben als Wittwe zubringen wolle, und ließ sich auch dann nicht irre machen, als ihr der zürnende Kaiser die Verwaltung ihres Vermögens entzog und diese Maßregel bis zu ihrem 30. Jahre ausgedehnt wissen wollte. Der ihr gegebene Vormund, der Präsekt von Constantinopel, behandelte sie mit aller Strenge und gestattete ihr auch nicht, persönlich ihren frommen Neigungen und der Theilnahme an kirchlichen Dingen und den Gottesdiensten sich so hinzugeben, wie sie gewollt hätte. Allein das alles wußte Olympias von der Seite aufzufassen, nach welcher hin selbst die strengsten kaiserlichen Anordnungen ihr zum Heile reichen konnten, und anstatt daß ihr Herz dadurch geneigt geworden wäre, sich einem neuen Bräutigam zu überliefern, fand sie

die Sache so förderlich, daß sie den Kaiser schriftlich bat, ihr Vermögen doch nicht bloß ihr zu entziehen, sondern unter die Armen vertheilen zu lassen. Theodosius war jedoch auf drei Jahre im Abendlande abwesend, und als er wiederkehrte, und das Lob des heiligen und unsträflichen Wandels der Wittwe Olympia vernahm, setzte er sie 391 in den vollen Genuß ihrer Güter wieder ein, und begehrte nicht mehr, sie zu beschränken.

Konnte sie sich auch in ihren vielfach abhängigen Verhältnissen nicht alsbald so völlig dem Leben der Entsagung hingeben, wie sie es wünschte, so floh sie doch auch alle Pracht, lebte einfach und übte ihren durch die Erziehung immerhin einigermaßen verwöhnten Leib im Fasten, Wachen und mancherlei Entbehrung. Den Armen und Leidenden, ja nicht bloß denen in der Nähe, sondern auch allen, von denen sie hörte in der Ferne, diente sie mit einer solchen Freudigkeit, daß der heilige Chrysostomus ihre Almosen mit einem Strome vergleicht, der sich bis an die Grenzen der Erde ergieße, und von dessen Wasser jedermann schöpfen könne. Dabei war es ihr keineswegs bloß darum zu thun, sich ihrem Drange zum Wohlthun hingeben zu können; sondern sie suchte allewege die Wohlthat also anzuwen-

den, daß andere dadurch gebeßert werden konnten, — und vergaß am wenigsten ihre eigene Seele. Sie hielt sich so ferne von Eitelkeit, so bescheiden und demüthig, so schlicht und einfältig, daß man nicht allein ihre Gaben mit Dank empfieng, sondern sie selbst, die Geberin, höher schätzte, als die Gaben, daß ihr alle Herzen in Liebe zufließen. —

Der Herr, welcher gesagt hat, daß Geben seliger ist als Nehmen, gönnte ihr aber nicht allein die reiche Seligkeit, zu geben, sondern er übte sie auch reichlich in einer noch sichereren und erziehenderen Gnade, nemlich in der, Ihm in allerlei Ungemach und Leiden nachzufolgen und Seinen Namen durch Geduld zu verherrlichen. Krankheiten, Verläumdungen und Verfolgungen kamen über sie. Es fehlte ihr aber auch im Jammerthale der Hirtenstab nicht. Ihr großer Freund und Seelsorger, Chrysostomus, von welchem so schöne Briefe an sie bis auf uns gekommen sind, wachte über ihr in all ihrem Ergehen, warnte sie vor allem Uebermaß, tröstete und richtete sie in ihrem Leiden auf. Er ärnstete aber auch die größte Freude an ihrem geistlichen Gedeihen, und die größten Hirten und Bischöfe ihrer Zeit bewunderten mit ihm das Werk der Gnade in ihr.

Schon der Vorgänger des heiligen Chrysostomus auf dem bischöflichen Stuhle von Constantinopel, Nectarius, hatte sie an seiner Kirche zur Diaconissin geweiht, und sie hatte als solche, wie die andern, das Gelübde der Celosigkeit abgelegt, und freute sich, nun eine Stätte im Hause Gottes und an Seinen Altären gefunden zu haben. Da sorgte sie für Kleid und Schmuck des Altars, und verrichtete alle die weiblichen Dienste im Haus des HErrn, welche den Diaconissinnen von Constantinopel zugewiesen waren. Dabei war sie die kindlichste und anhänglichste Schülerin der Bischöfe, namentlich des heiligen Chrysostomus, und mußte daher am Ende mit Gewalt von seinen Füßen weggerissen werden, als er aufbrach und in die Verbannung gieng, die über ihn ausgesprochen war.

Nicht bloß ihre Anhänglichkeit an Chrysostomus war es indes, sondern vielmehr ihre Treue gegen den HErrn und ihr Beharren auf der von Ihm selbst gewollten Bahn, wodurch sie nach dem Weggang ihres Seelenhirten mitten in der christlichen Kirche die Ehre der Verfolgung und großer Leiden fand. Chrysostomus war nemlich nicht lange von Constantinopel weggegangen, da brach in seiner Kirche und zwar unter

dem bischöflichen Throne Feuer aus, welches mit Ausnahme der Sakristei und ihrer Kostbarkeiten die ganze Kirche verzehrte, und von einem heftigen Winde getragen unter Verschöpfung der Zwischenhäuser den Palaß des Senates ergriff und ihn niederbrannte. Obwohl der Schade groß war, so gieng doch kein Menschenleben verloren, und es war daher das Ereigniß selber, und die Deutung, welche ihm von verschiedenen verschieden gegeben wurde, was Aufregung erzeugte. Die Feinde des großen Patriarchen Johannes Chrysostomus waren frech genug, seinen Anhängern, die sie Johanner nannten, (wo nicht gar ihm selbst,) die Brandlegung zuzuschreiben: weshalb nicht bloß der Böbel sie verfolgte und in jeder Weise schändlich behandelte, sondern auch viele von ihnen eingekerkert wurden, mehrere im Kerker starben. Da aber bei der gerichtlichen Verfolgung auf den Gefangenen gar nichts sitzen blieb, wurden sie auf kaiserlichen Befehl freigelassen. Dennoch aber begann der neue Stadtpräsekt nach ein paar Monaten wiederholte Untersuchungen, bei welchen die Folter gebraucht wurde, als wäre die Zeit der Heiden zurückgekehrt. Ein Priester hatte grauenvoll zu leiden, ein Vector starb unter der Folter. Auch andere, Män-

ner, Frauen und Jungfrauen, hatten, weil sie an Christo und Seinem Hirten Chrysostomus hiengen, und mit dem neuen aufgedrungenen Patriarchen keine Kirchengemeinschaft halten wollten, vieles zu leiden. Auch Olympias wurde verhört und gefragt, weshalb sie das Feuer angelegt hätte. Die Einfalt und Kraft ihrer Verantwortung aber und wohl auch ihr leuchtender Christenwandel verursachten, daß man sie unangefochten gehen ließ. Doch war ihre Bewegung groß, so daß sie in eine langwierige Krankheit fiel. — Raum genesen, wurde sie aus der Stadt verbannt, und als sie nach einiger Zeit und vielem Umherirren zurückkehrte, schleppte man sie mehrfach vor den Richtstuhl und legte ihr große Geldstrafen auf, weil sie den neuen Patriarchen nicht anerkennen wollte. Ihre Güter wurden verkauft, ihre Landhäuser vom Volke geplündert, die Schergen zerrissen ihr bei ihren Verantwortungen die Kleider und mißhandelten sie, und ihre eigenen Diener, die ihr so großen Dank schuldig gewesen wären, versündigten sich an ihr mit Wort und That. Sie leitete einen Kreis von Jungfrauen, die aber von dem Nachfolger des bisherigen Patriarchen Ursacius, dem Atticus, zerstreut und verbannt wurden.

Bei all diesem Jammer hatte Olympias über nichts mehr zu klagen, als über den Weggang des heiligen Chrysostomus, durch welchen ja allerdings all das geistliche und leibliche Elend der Gemeinde von Constantinopel herbeigeführt worden war. Ihr Schmerz war oft so groß, daß sie von Chrysostomus in seinen Briefen nicht bloß getröstet, sondern auch zuweilen gestraft wird. Er, der auch in seiner Verbannung von ihr mit alle dem versehen wurde, was er für sich und viele andere bedurfte, erwies ihr die größte Treue, und suchte ihrem Jammer zu wehren. Sie aber erlag den Schmerzen ihrer Seele und starb im Jahre 410, eine Befennerin der Wahrheit und eine Märtyrin des Hirtenamtes, eine treue Diakonissin ihres Bischofs bis in den Tod.

Wenn Olympias als junge Wittwe allen Ansprüchen aufs Leben und seinen Freuden entsagt, und die Fülle der ihr von Gott geschenkten irdischen und geistlichen Gaben zur Verherrlichung Jesu und des ihr gewordenen Diakonissenamtes anwendet; wenn sie, selbst in freier Armuth lebend, ein Strom wird, welcher sich wohlthätig über die Erde hin ergießt; — so werden ihr wenige nachahmen, die meisten aber werden ihre reine Absicht und ihr edles Streben ehren. Wenn sie

aber hernach nicht in einer Heidenverfolgung, sondern in einem Streite, der sich über den Weggang eines frommen Hirten erhebt, zur Bekennerin wird; so wird das vielleicht mehr als einem sehr kläglich erscheinen, weil eine kleinere Glorie der Leiden das Haupt derer umgibt, die um des Hirtenamtes und eines in der Christenheit öfter sich ereignenden Misverhältnisses willen leiden, als das Haupt derer, die unmittelbar um des Namens Jesu willen zu dulden haben. Allein der Herr richtet anders, als Menschen. Vor Seinen Augen sind die Thränen und das Hinwelken der frommen Olympias kein ihrem früheren Leben voll christlichen Glanzes nicht zupassendes Ende. Er weiß es, wie schwer es gerade in solchen Fällen ist, zu leiden, und wie hoch die fromme Treue anzuschlagen ist, die scheinbar andern, Bischöfen oder Freunden, in der Wahrheit aber doch Ihm selbst gewidmet wird. Märtyrer, die aus der Hand blinder tobender Heiden die Krone der Ehren hinnehmen dürfen, sind in unseren Zeiten seltener, dagegen aber steht die letzte Heilige dieses Buches, die Diaconissin Olympias wie ein Fingerzeig Gottes auf unsere Verhältnisse da, und deutet auf Leiden, die sich allenthalben bei uns finden

oder doch finden können, auf die nemlich, welche fromme Schafe in der Gemeinschaft frommer Hirten zu erdulden haben. Nicht den Heiden, sondern der Menge der abgefallenen Christen hat unsere Treue zu leuchten. Nicht Heiden, sondern ein abtrünniges Juda oder Ephraim soll die Werke der heiligen Bekenner unserer Tage sehen und daran den Vater im Himmel preisen lernen. Da kann eine Jüngerin unserer Tage von Olympia lernen und an ihr sichs absehen, wie man sich nicht scheuen dürfe, eine Johanniterin genannt zu werden, — wie man aber auch bei aller Weiblichkeit und Abhängigkeit doch mehr sein und werden könne, als eine bloße Anhängerin von Hirten und Lehrern, nemlich eine Nachfolgerin des Lammes Gottes, welche den Jammer der Gemeinden und dessen Quellen richtig erkannt und in Leid und Verkennung, sei es auch mit Schmerz und Thränen, die edle dunkle Bahn geht, welche einst das Lamm Gottes Selbst gegangen ist. — Glück zu den muthigen Kämpferinnen dieser oder der kommenden Tage; die rechte Hand des HErrn kann alles ändern und über ein Kleines tritt die Ruhe ein, welche für das Volk Gottes amoch vorhanden ist.

Ebräer 11, 13–16.

Diese alle sind gestorben im Glauben, und haben die Verheißung nicht empfangen; sondern sie von ferne gesehen, und sich der getröstet, und wohl begnügen lassen, und bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind.

Denn die solches sagen, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen.

Und zwar, wo sie das gemeint hätten, von welchem sie waren ausgezogen, hatten sie ja Zeit, wieder umzukehren.

Nun aber begehren sie eines bessern, nämlich eines himmlischen. Darum schämet sich Gott ihrer nicht, zu heißen ihr Gott; denn er hat ihnen eine Stadt zubereitet.